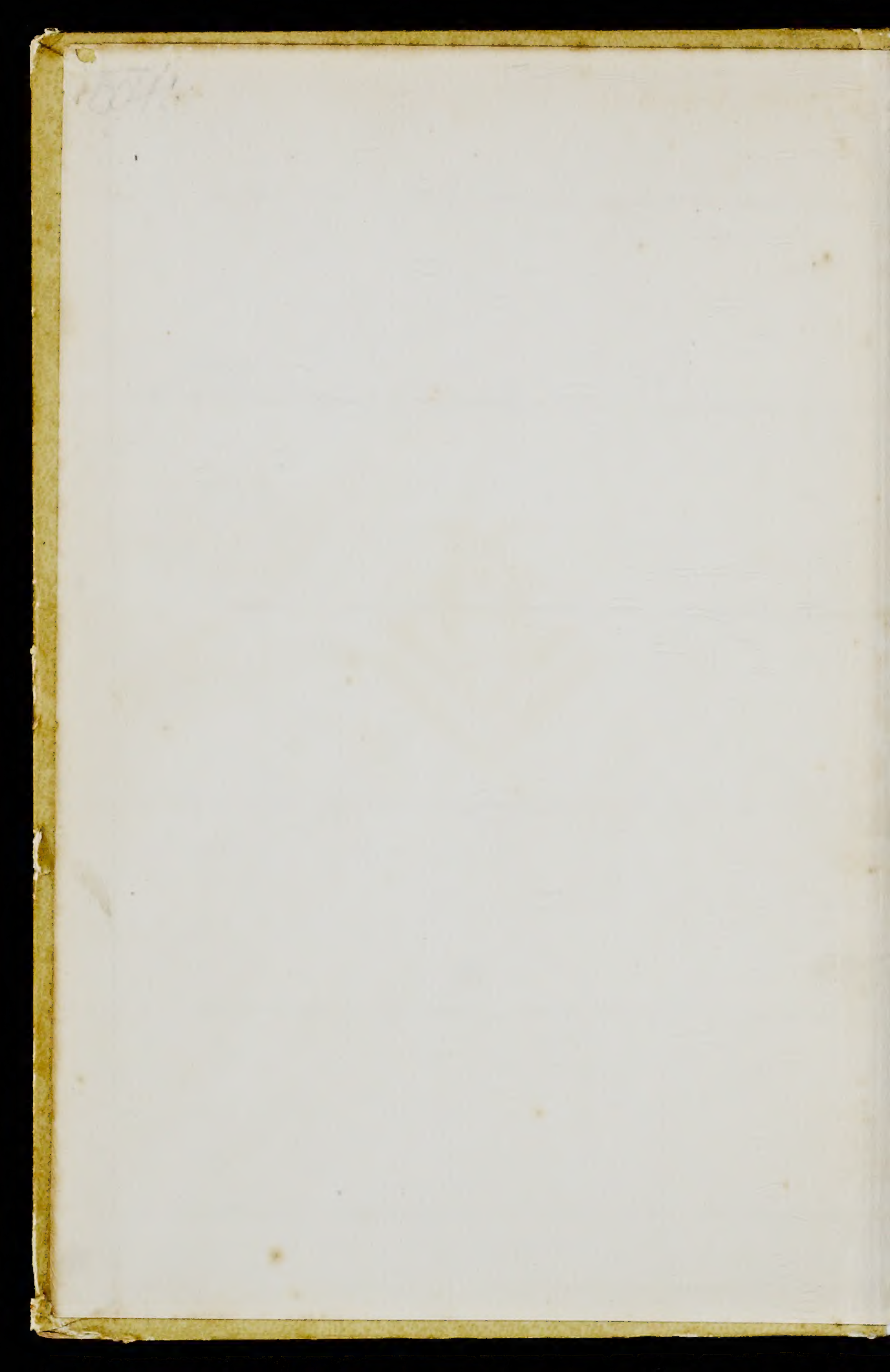
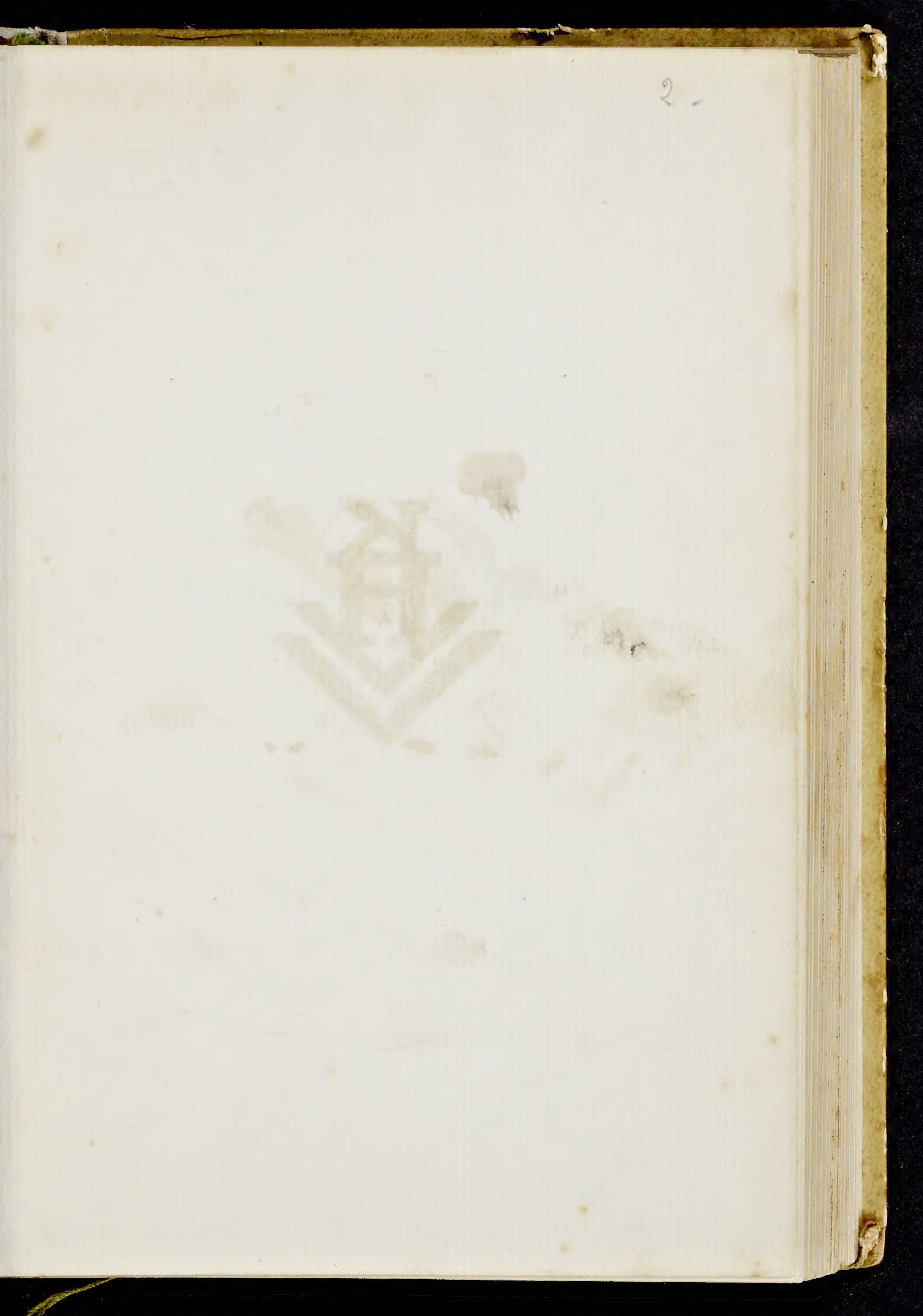
Karl Hans Strobl

Bedenksame Historien






2 -



Bedenksame Historien

Von **Karl Hans Strobl** sind bisher erschienen:

Im Verlag von F. Fontane & Co., Berlin:

Aus Gründen und Abgründen. Skizzen aus dem Alltag und von drüben. 1901.

Und sieh', so erwarte ich Dich. Skizzenbuch einer reifen Liebe. 1901.

Die Vaclavbude. Ein Prager Studentenroman. 1902. 4. Aufl. 1904.

Der Buddhismus und die neue Kunst. Essay. 1902.

Die Weltanschauung der Moderne. Essay. 1902.

Die Starken. Schauspiel. 1903.

Der Fenriswolf. Ein österreichischer Provinzroman. 1903.

Die gefährlichen Strahlen. Roman. 1906.

Im Verlag von Gose & Tetzlaff, Berlin:

Arno Holz und die jüngstdeutsche Bewegung. Essay. 1902.

Im Verlag von J. C. C. Bruns in Minden:

Die Eingebungen des Arphaxat. Merkwürdige Geschichten. 1904.

Alfred Mombert. Vom Gott und vom Dichter. 1906.

Im Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld:

Bettina von Arnim. 1906.

Bedenksame Historien

Von

Karl Hans Strobl



Verlag von L. Staackmann in Leipzig



Inhalt.





Diana von Poitiers.

Diana plätscherte mit den zierlichen Gliedern im lauwarmen Wasser. Ihre langen und schmalen Beine zuckten in dem kitzelnden Behagen des Bades. Die weißen, an den Ellenbogen und in der Achselbeuge leicht geröteten Arme wühlten die weichen Wellen auf. Kleine, verschnörkelte Spritzer tanzten über den Rand der Marmorwanne.

Philibert de l'Orme saß der Schloßherrin von Anet gegenüber in einem schweren Stuhl von Brokat und Gold. Sein blasses Gesicht mit den dünnen Lippen lag in einem weichen Rückenpolster halb versunken. Und zu beiden Seiten des Kopfes sprangen zwei Zieraten des Stuhles vor wie seltsam gewundene Hörner oder Auswüchse. Philibert de l'Orme hatte das Schloß im Auftrag des Königs für seine Freundin erbaut. Von den Sandsteinlöwen und den Heroengestalten des Portals bis zu den Tapeten, Handleuchtern und Stühlen war alles aus seinem Geiste herausgewachsen. Wie die Harmonie eines tausendfältig verwickelten Organismus lag es über diesem Schlosse. Und der Baumeister mit seinem blassen, müden, ironischen Gesicht, den dünnen Lippen und den

stechend funkelnden Augen war wie der verfeinerte Geist all dieser Türmchen und Fensternischen und Geräte. Kein Schöpfer, der sich die Welt zu seinem Willen zwingt, sondern mehr wie einer, der erstaunt und fragend zusieht, wie es in einer üppigen Fülle aus ihm herausquillt. Ein Künstler mit dem traurigen und ironischen Lächeln des Erben alter Kulturen, in dem eine Kraft ist, die sich nicht durchsetzen kann, weil zu viel da ist, das von anderen stammt.

Und so sprangen die gewundenen Zieraten des Stuhles zu beiden Seiten des Kopfes vor wie dazugehörig, wie Auswüchse oder Hörner.

Er saß und sah der Gräfin zu, wie sie mit den feuchten Händen in das rote Haar fuhr. In ihren Achselhöhlen starrten die kleinen, blonden Haarbüschel, vom Wasser zu spitzen Löckchen zusammengedreht.

Von ihrer Haut stieg dunstend eine duftende Feuchtigkeit wie von scharfen, süßen Essenzen und von brünstigen Liebesnächten. Sie sah den Baumeister an.

„Also jetzt, liebster Freund, jetzt fehlt nur noch mein Bild in dieses Schloß.“

„Gräfin, das ganze Schloß ist Ihr Bild.“

„Schmeichler! Wer wird in hundert Jahren von mir sprechen? Man wird wissen: Philibert de l'Orme baute dieses Schloß. Und man wird sagen, es ist schöner als der Tempel zu Delphi, als die Akropolis zu Korinth.“

„Ach, ist es wirklich so schön — aber Sie schenken mir leider zu viel Lob — so wird man auch wissen: nur ein schönes Weib hat dieses Werk schaffen

können, wenn sie sich auch dabei eines Werkzeugs bedient hat."

„Ich fürchte, man wird das Weib über dem Werkzeug vergessen."

„Jedes Zeitalter hat nur ein Weib, das seine Vollendung ist. In ihr fließen seine Kräfte und Schönheiten zusammen zu einem Mittelpunkt und Gipfel. Und diese Frauen werden nicht vergessen."

„Sie sprechen ja wie Pierre Ronsard."

„Solche Frauen waren Semiramis, Judith, Phryne, Maria Magdalena. Und für unsere Zeit ist es Diana von Poitiers."

„Ah!"

Sie sah ihn wieder an. Er schwieg. In der Stille gluckſten die kleinen Wellchen an den Wänden der Marmorwanne.

Diana schloß die Hand im Wasser, so daß aus der Handhöhlung ein feiner Strahl hoch aufspritzte.

„Und reizt es Sie nicht, Ihr Zeitalter in seinem Vollkommensten darzustellen?"

Er sah den harten und grausamen Zug in ihrem weichen Gesicht, eine leichte, kaum wahrnehmbare Furche um den Mund. Aber mit dem Instinkt des Künstlers wußte er: ohne diesen Zug war Diana nicht sie selbst. Verschwieg er ihn, so konnte er sie nicht erfassen. Verschwieg er ihn nicht, so war er verloren. Und er sagte:

„Gräfin, dazu bin ich zu arm."

„Ah, Sie! — Es soll eine Überraschung für Henri sein. Denken Sie, wenn der König kommt und er sieht mich — als Brunnennymphe oder Jägerin."

„Das kann ich nicht. Ich kann ein Schloß in Ihrem Geiste schaffen, aber Sie selbst — nein. Das edle Feuer meiner Liebe würde mir Pinsel oder Meißel zittern machen. Und es würde nur ein ärmliches Werk zutage kommen. Statt einer Sonne nur ein glänzender Metallspiegel."

„Aber der König wird sich über ein Werk von Ihrer Hand freuen. Wenn mich ein anderer darstellt, so wird er nur zornig sein."

Der Baumeister schwieg. Er fühlte, daß ihn das Weib mit seinen Blicken durchsuchte. Und er zog einen dichten Schleier über seine Seele. Seine Augen sahen trübe, gebrochen und stumpf; es war nichts in ihnen als der Kummer des Künstlers über seinen Mangel an Kraft.

Ein Becken wurde vor der Türe angeschlagen. Dann schob sich der Vorhang des Badezimmers auseinander. Eine alte Dienerin brachte eine Schüssel aus getriebenem Kupfer mit Früchten. Sie legte ein Brett aus rötlichem Holz quer über die Badewanne und deckte es mit einem feinen weißen Tuch. Dann stellte sie die Schüssel mit den Früchten darauf.

Diana nahm eine gelbrote, schlanke Birne und grub die Zähne in ihr Fleisch.

Mit einem bösartigen, wollüstigen und grausamen Blick sah sie seitwärts auf Philibert de l'Orme.

Der saß noch immer da mit verschleierten und trüben Augen. Er fühlte, daß tief im Innern jetzt zwischen ihm und dem Weib da im Bade ein wildes Ringen entbrannt sei. Daß Diana ahnte, was in ihm war; und wenn sie ahnte, dann war das Erkennen

nicht fern. Und wenn sie den Grund seiner Weigerung wüßte, dann . . . entschied zuletzt nur, was stärker war . . . ihr Zorn oder ihre Gier nach seinem Fleisch.

Die Amme brachte Dianens Kind. Ein dickes, in Spitzen und feines Linnen verschnürtes Bündel. Diana hielt es hoch über Wasser: „Ein schweres Söhnchen! Und wie es dem König ähnlich ist!"

Dann plötzlich tat sie, als ob ihr das Kind aus den Händen glitte.

Die Amme schrie auf.

Aber Diana erfaßte das Bündel noch über dem Wasser und gab es der Amme zurück.

„Gehen Sie und rufen Sie die Kammerfrau!"

Und dann wendete sie sich zu dem Baumeister: „So nennen Sie mir einen Künstler, der zu dieser Aufgabe berufen ist."

Da wußte Philipert de l'Orme, das Ringen war zu Ende. Die Gier hatte gesiegt. Er war gerettet. Er sagte zögernd, wie überlegend . . . „der Künstler?"

Er tat, als ob er nachdächte. Und er erholte sich so von der Anspannung der letzten Minuten. Es war wie nach einem Krampfe, wenn alles erst wieder zurechtgerückt werden muß. Noch immer zitterte es in ihm. Und in seinem Geist war ein unruhiges Schaukeln, während er sich bemühte, den verschleierten und nachdenklichen Ausdruck seiner Augen festzuhalten. Dann zog durch die Kette seiner Vorstellungen eine Reihe von Namen, dann Gestalten. Er sah seine beiden Vorgänger in der Gunst der Gräfin. Bleiche, wankende, hohläugige Elende. Man sagte, daß sie Diana für immer beseitigt habe. In den unter=

irdischen Kerkern alter Schlösser am Meer erwarteten sie ihr Ende. . . .

„Es scheint, Freund, daß Sie keinen Würdigen finden. Die Kunst blüht am Hof meines erhabenen Herrn, und Sie finden keinen Künstler für eine Diana von Poitiers."

Die Kammerfrau trat ein. Sie nahm die Nadeln aus dem Haar der Gräfin. In einzelnen schweren Ringeln legten sich die roten Massen auf den Nacken.

Philibert de l'Orme preßte seine Schenkel krampfhaft zusammen. Nach der Erstarrung stürzten seine Gedanken fluchtartig durcheinander. Er mußte sie zwingen, langsam . . . einen nach dem andern. Und er ließ alle Freunde und alle großen Künstler Frankreichs an sich vorüberziehen. Pierre Lescot, François Clouet, Jean Cousin, Rosso, Primaticcio, Jean Goujon . . . Jean Goujon. Der war es. Jean Goujon, der falsche Freund, der Elende, der ihm die reizende, kleine Ninon entrissen hatte. Jetzt konnte er sich rächen. Und fast mit einem Zähneknirschen sprach er sich den Namen vor: Jean Goujon.

„Jean Goujon?" fragte Diana. Die Kammerfrau hatte ihr das Haar ausgekämmt. Seine Spitzen tauchten rückwärts in das duftende Badewasser. Zwei Flechten rannen ihr über die runden, starren Brüste nach vorne.

Philibert de l'Orme sah, daß dieser Körper schön war. Und er fühlte das Entzücken des Plastikers über diese schmalen, schlanken Glieder und über die zarte, langsame Hüftenwölbung. Diana empfand seine stumme

Huldigung. Und fast neidete er jetzt dem Künstler seine Aufgabe.

Und Diana wiederholte schmeichelnd und zärtlich: „Jean Goujon?"

Da sah er auf, und in ihrem Gesichte war trotz ihrer Zärtlichkeit der harte, grausame Zug um den Mund. Er verschleierte seinen Blick, und ein befriedigter Haß sprach kalt und klingend aus ihm: „Ja, er ist der einzige".

Aus Dianens Stimme wich die Weichheit: „Jean Goujon, der Schöpfer der Fontäne des Innocents in Paris?"

„Derselbe."

„Und er soll der einzige sein?"

„Ja, Herrin! Kein anderer ist würdiger."

„Gut, er soll in drei Tagen in Anet sein."

* * *

Jean Goujon war sehr erstaunt, als ihm Philibert de l'Orme die Einladung der Diana von Poitiers überbrachte.

Seit der Geschichte mit Ninon war der Freund nicht in seinem Atelier gewesen. Er war doch ein guter Freund. Er hatte die Gräfin jedenfalls auf ihn aufmerksam gemacht. Jean Goujon war sehr bescheiden. Den Ruhm seiner Brunnenskulpturen wollte er nur sehr bedingt gelten lassen. Jeder Auftrag des Hofes war ihm unangenehm, wie eine Überschätzung seiner Kraft. Und doch war er stolz auf seine Berufung. Er arbeitete mit Anstrengung und rastlosem Fleiß, in steter Überwindung seiner selbst. Darum

war etwas Herbes und Strenges in seinen Gestalten.

Er war glücklich, als ihm der Baumeister sagte, daß die Gräfin sich sehr für seine Brunnennymphen interessiert habe.

Er streckte ihm beide Hände entgegen: „Ich danke Ihnen, liebster, einziger Freund."

„Sie nehmen also an?" fragte der Baumeister. In seinen Augen blitzte die Schadenfreude.

„Ich weiß, ich bin zu schwach dazu. Aber ich wage es. Man wird mich nicht zu streng richten, wenn man sieht, daß ich mein Bestes getan habe."

* * *

Diana von Poitiers saß vor einem schweren Vorhang. In kunstvoller Stickerei war auf ihm Hektors Abschied von Andromache dargestellt. In dem dunkeln Zimmer waren ihre Züge nicht zu erkennen. Vom oberen Teil des Fensters her fiel ein handbreiter Streifen Sonnenschein in die Dunkelheit dieses schwülen Gemaches. Der Streifen spielte auf dem Gesichte Jean Goujons, der unruhig, verlegen und geblendet auf seinem Stuhl hin und her rückte.

Diana forschte begierig in den ernsten Zügen des Mannes. Sein Blinzeln und Kopfwegwenden berührte sie komisch. Sie lächelte . . .

„Und Sie werden mich darstellen in der Pracht meiner Nacktheit. Alle Tage will ich Ihnen zwei Stunden lang meinen Körper geben. Aber es muß ein Werk werden, in dem man mich erkennt, mich als den Ausdruck meiner Zeit, als das Ideal vom

Weibe der Gegenwart. Der König soll überrascht sein. Er wird Sie reich belohnen."

„Gnädigste Frau, Ihr Vertrauen lohnt mich im voraus. Ich bin ein armer Künstler. Mein Herz möchte mehr als meine Augen und meine Hände können. Aber mein Bestes stelle ich in Ihren Dienst."

Er zwinkerte mit den Augen und schloß die Lider halb vor dem blendenden Strahl. Diana lächelte grausam.

„Ich möchte, daß man in hundert Jahren sagt: das war Diana von Poitiers. So war sie, und in ihr war ihre Zeit. Sie verstehen mich?"

„Vollständig!"

„Und jetzt betrachten Sie mich, und Apoll gebe Ihnen einen glücklichen Einfall."

Sie stand auf und schob den Vorhang zurück. Eine Flutwelle von Goldlicht stürzte ins Zimmer. Es drängte sich zwischen die Falten der weichen Wandteppiche und quoll an den Pfeilern und Wandkandelabern empor.

Auf den reichverzierten Goldarmen des Kronleuchters schlug es ein helles, flirrendes Gekicher an.

Diana trat seitwärts in den vollen Lichtstrom. Jean Goujon machte einen Schritt vor.

Er erschrak.

Ein welkes und müdes Gesicht. Schwere, schlaffe Wangen. Die feinen, schwarzen Striche unter den Augen und das brennende Rot und Weiß waren nicht imstande, die ungeheure Mattigkeit dieser Züge zu verdecken. Das Sonnenlicht zeichnete unerbittlich seine

Wahrheiten hinein. Und um den Mund ein leiser, kaum merkbarer Zug von Grausamkeit und Härte.

Und Jean Goujon erschrak noch mehr.

Er merkte, wie das ganze Gesicht auf diesen einen Zug hin abgestimmt und abgestuft war. Wie in ihm sein ganzer Ausdruck gipfelte. Etwas Listiges, etwas Katzenartiges, Widerwärtiges und Häßliches war darin, von allem etwas. Auch Schönheit trotz aller Schlaffheit und Mattigkeit. Eine Schönheit, die sich durchringen mußte, wenn irgend etwas die Sinne dieses Weibes aufwühlte. Aber alles, alles zusammengehalten durch den einen häßlichen und widerwärtigen Zug des Mundes.

Und Diana wollte ein ähnliches Bild von sich, sie selbst als Ideal ihrer Zeit. Jean Goujon wußte jetzt, daß er das nicht durfte.

Diana betrachtete ihn lauernd. Er schwieg ihr zu lange. „Nun?"

Und Jean Goujon stieß mit dem Mut der Verzweiflung heraus: „Herrlich, herrlich, vor so viel Glanz . . ." . . . Die Angst gab seiner Stimme etwas Echtes, wie von heißem Begehren Durchzittertes . . . „Keine Göttin brauchte sich dieses Körpers zu schämen, wenn sie auf die Erde herniedersteigen wollte. Ihre göttliche Namensschwester selbst" . . . er unterbrach sich, ein Gedanke hatte ihn erfaßt . . . „soll sich Ihrem Reiz verschwistern. Als jungfräuliche Göttin der Jagd will ich Sie bilden, erhabene Gönnerin, und wenn Sie zu einer Vermischung mit ihr herabsteigen wollten . . ."

Diana war zufrieden.

Jean Goujon durfte nicht mehr nach Paris zurück.

Ein reitender Bote wurde abgeschickt, um das Handwerkszeug des Künstlers zu holen.

Man hatte ihm eine Werkstatt im Schlosse eingerichtet. Drei geräumige Zimmer mit der Aussicht in den sonnigen Garten, in dem dreihundertfünfzig Beete mit ihren kunstvoll gestutzten Taxushecken in immer neuen Verschlingungen die Anfangsbuchstaben des Namens der Schloßherrin zeigten.

Er hatte nur Zeit gehabt, ein ganz kurzes Briefchen an Ninon zu senden. Dann mußte seine Arbeit beginnen. Diana blieb zwei und drei, auch vier Stunden, und Jean Goujon entwarf, zeichnete und machte plastische Versuche.

Wenn der König zu Besuche kam, dann gab es glänzende Feste in dem Garten des Schlosses. Dann wurden die Fenster der Werkstatt verhängt, und Jean Goujon durfte sich nicht sehen lassen.

Diana hielt ihn streng verborgen. Der König sollte ahnungslos überrascht werden.

Ninon hatte dem Geliebten nur einige kurze Zeilen geschickt, dann nichts mehr. Jean Goujon sandte seine Briefe mit den dringenden Bitten um Antwort umsonst nach Paris.

Er hatte den Körper der Diana nahezu vollendet. Er plante sie in halb liegender Stellung mit leichter Wendung. Dadurch kamen ihre schlanken, schönen Glieder, die Hüften zum Ausdruck. Auf dem aufgerichteten Oberkörper die runden, starren Brüste. Neben ihr ein Hirsch, den sie leicht mit einer Hand berührt, in der anderen Hand ein Bogen, zu ihren

Füßen ein Hund. So sollte die Gruppe das leere Feld über dem Portal des Schlosses schmücken.

Aber er zitterte, wenn er an den Kopf der Diana dachte. Er durfte hier kein Porträt geben. Es durfte auch keine ideale Ähnlichkeit sein. Diana durfte nicht an seinem Werk erkennen, daß der Verfall ihres Körpers begonnen hatte. Der Leib noch frisch, in warmer, straffer Jugendlichkeit, und dieser schöne Kopf mit seiner welken, widerwärtigen Grausamkeit.

Er verbrachte die Nächte in unruhigem Brüten. Endlich war er mit sich fertig. Der Leib der Diana bekam einen andern Kopf. Und wenn er gefragt würde, dann würde er sagen: Der Leib der Diana sei der vollkommene Ausdruck des weiblichen Ideales ihrer Zeit. Aber der Kopf sei eben nur der ihre. Durch seine Ähnlichkeit nur mit sich selbst keinem anderen gleich und auch darum nicht vorbildlich.

Jean Goujon beruhigte sich bei diesem Gedanken. Das mußte man doch einsehen. Und er schaffte jetzt rüstig weiter. Er sehnte sich nach Ninon. Er wollte fertig werden.

Diana war begierig, das Werk fortschreiten zu sehen. Aber der Künstler bat sie, ihn die letzten Wochen allein zu lassen. Mit seiner ganzen Kraft arbeitete er an der Vollendung. Und eine Harmlosigkeit und freudige Naivität kam über ihn, in der er glaubte, aus diesem schlanken Körper spreche so viel Schönheit, daß man ihn verehren müsse. Es war ihm ein reizender Kopf gelungen. Einzelne Züge der Gräfin hatte er verwenden können. Die Rundung des Kinns, die geraden Linien ihrer Nase. Und mit einer

heiteren Koketterie setzte er dem Phantasiekopf einen Schmuck auf die Locken, den er genau einer kostbaren Haarkette Dianens nachbildete.

Dann baute er über dem Portal ein Gerüst mit einer Art Verschlag. Im tiefsten Geheimnis begann er die Aufstellung seines Werkes.

Es wuchs ein fröhlicher Mut in ihm, eine Nichtachtung alles dessen, was nicht sein Werk anging.

Und dann kam der Tag, an dem er der Gräfin das Bildwerk zeigen sollte. Am nächsten Tag kam der König ins Schloß. Philibert de l'Orme war heute hier. Mit einer ingrimmigen Freude wartete er auf seinen Triumph. Er wußte, Jean Goujon war zu sehr Künstler, um nicht dasselbe empfunden zu haben, was ihn abgestoßen hatte. Und er wußte auch, wie er sich schließlich geholfen hatte. Und endlich wußte er, daß es der Gräfin gerade darauf ankam, ihr Gesicht in dem Kunstwerk zu entdecken. Denn erst dadurch wurde der schöne Leib als der ihre bewiesen.

Diana spazierte mit ihrem Kavalier zwischen den Taxushecken des Gartens. Hinter ihnen drein schritt gravitätisch ihr großer Windhund. Durch die sonnenglühende Luft schwammen einzelne dumpfe Schläge und Rufe. Die Arbeiter schlugen vor dem Portal des Schlosses die letzten Balken weg. In die heiße Stille des Gartens drangen die Geräusche mit matten, schläfrigen Flügeln. Wie Wellen, die an heißen Sonnentagen sanft im Sand verlaufen.

Diana war ein wenig erregt. Sie hatte den Arm des Baumeisters genommen und sprach auf ihn ein.

„Er will mich überraschen. Er hat mich nicht den Kopf sehen lassen. Der Körper ist schön und schlank. Wie wird der Kopf sein? Wird man mich erkennen?"

„Gewiß, gnädige Herrin, das wird man."

„War er auch der Richtige? Haben wir uns nicht getäuscht?"

„Gräfin, man spricht von Jean Goujons Fontäne des Innocents als von einem der größten Kunstwerke aller Zeiten."

Durch die gewundenen Heckengänge kam ein Mann. „Sehen Sie, Jean Goujon kommt schon, um uns abzuholen." Diana spielte aufgeregt mit der Hundspeitsche. Rustan bäumte den Kopf zurück und wich scheu ein wenig zur Seite. Dann lächelte sie. Der dicke rote Kopf, das bestaubte Wams . . . Das war Jean Goujon . . . ganz Fleiß, ganz Eifer.

Und als ob de l'Orme ihre Gedanken erraten hätte, sagte er: „Im Schweiße seines Angesichtes dient er seiner Kunst."

Diana lachte und gab ihm einen leichten Schlag mit der Peitsche über die Schenkel. Rustan legte die Ohren an den Kopf und blieb noch ein wenig weiter zurück.

Jean Goujon näherte sich in großen Kreisen. Die Gräfin und der Baumeister standen ungefähr in der Mitte des Gartens. Jean Goujon mußte in unaufhörlichen Windungen um sie herumgehen, ehe er sie erreichte. Das war so komisch, daß die Gräfin fast laut gelacht hätte.

Sie lächelte noch als Jean Goujon sich vor ihr verneigte: „Gräfin, mein armes Werk harrt Ihrer

Gnade. Seien Sie nicht zu streng und richten Sie den Willen, nicht die Tat."

„Ihre Taten, liebster Jean Goujon, brauchen keine Fürsprecher im Willen. Kommen Sie!"

Sie schritt voran. Die Schleppe ihres Kleides fegte den Kies der Wege rasselnd durcheinander. Kleine Staubwolken stiegen hinter ihr auf.

Jean Goujon war es doch wieder recht beklommen zumute.

Diana zitterte ein wenig vor dem Augenblick.

Philibert de l'Orme betrachtete die Sache aus der Vogelschau, kühl, hämisch, überlegen.

So traten sie vor das Tor; die Zugbrücke war herabgelassen. Der Mohr der Gräfin stand da mit einem leichten Baldachin.

Diana wandte sich um.

Auf Philibert de l'Ormes Gesicht zuckte ein flüchtiges Leuchten. O, er kannte ja seine Leute . . . Genau so wie er gedacht hatte.

Diana schwieg, ihre Schultern zuckten.

Es regte sie also auf. In seinem Innern brandete es freudig dunkelrot durcheinander. Ein warmes Gefühl stieg ihm bis in die Fußzehen. Seine Bosheit wurde ihm zu einem leichten, süßen Prickeln auf der Zunge. Er genoß unerhörte Wonnen.

Jean Goujon ahnte nichts. Er starrte unverwandt auf die Gruppe. Dann begann er leise:

„Die zarten, feinen Gelenke der Hand und des Fußes beben und zittern. Sehen Sie . . . Der gelblich-rötliche Stein wird in der Sonne hell und heller, wie belebte, duftende Haut. Die Finger liegen schmal

und weiß auf dem Hals des Hirsches. In den Hüften ist ein weicher Rhythmus. Ich habe in diesen Körper alles hineingelegt . . ."

Da wendete sich Diana jäh um. Ihre Augen funkelten, ihre Nüstern waren aufgebläht. Jean Goujon fühlte einen glühenden Atem . . .

Er erschrak.

Da schlug sie ihm mit der Hundspeitsche über das Gesicht . . . zweimal . . . dreimal.

Dicke, rote Striemen sprangen auf, aus seiner Nase stürzte das Blut.

Diana rauschte davon. Ihr Reifrock wirbelte ganze Staubwolken auf.

Philibert blieb ein wenig zurück und flüsterte Goujon ins Ohr: „Sehr gut, sehr gut . . . lieber Freund. Aber an den Kopf haben Sie nicht gedacht." . . .

Am selben Tage kehrte Jean Goujon nach Paris zurück.

Als er seine Ninon aufsuchen wollte, war sie fort. Philibert de l'Orme hatte sich die Abwesenheit seines Freundes zunutze gemacht.

Ninon lebte jetzt auf dem Landhaus des Baumeisters, in einer sicheren Einsamkeit.

* * *

Der König kam am Tag darauf nach Anet. Das ganze Portal war zum Empfang mit Blumen geschmückt. Rosenketten, welche von den Schnäbeln vergoldeter Greifen gehalten wurden, wiegten sich in weichen Linien um die starren Ecken des Tores. Über

dem Portal lief das Gewinde und Geranke zu einer üppigen, buschig-grünen Wildnis zusammen.

Der König sah nichts von dem Meisterwerk Jean Goujons.

Später einmal — als Diana den großen Zorn überwunden hatte — zeigte sie dem König die Gruppe.

Heinrich blieb stehen, legte die Hände auf dem Rücken zusammen und sagte: „Herrlich, herrlich ... diese schlanke Weichheit. Nur einer ist der Meister solcher Formen: Jean Goujon!"

Diana meinte harmlos: „Ich glaube, so hieß der Meister." Dann fuhr sie fort: „Wie meinen Sie, mein Freund, sollte dieses Schloß nicht auch ein Bildnis seiner Herrin schmücken?"

„Gewiß! Aber wissen Sie jemand, der ..."

„Der Baumeister Philibert de l'Orme hat mir einen jungen Künstler empfohlen ... Pierre Clouet ..."

„Clouet ... vielleicht ein Verwandter der berühmten Clouets?"

„Ja, mein Freund. Ein ganz junger Mann. Ein Künstler voll Feuer und Kraft, der nur auf eine würdige Aufgabe wartet, um den Kranz der Unsterblichkeit zu erringen."

„Was wäre eine würdigere Aufgabe, als die, Ihr Bild zu malen!"

„Sie sind also einverstanden?"

„Gewiß, gewiß, und ich freue mich."

„So werde ich den Künstler holen lassen."

Diana verschwieg, daß Pierre Clouet schon zweimal bei ihr gewesen war. Das erstemal bei Tage, von Philibert de l'Orme eingeführt, über die Zug-

brücke. Durch die vordere Pforte herein. Das zweitemal in der Abenddämmerung, ohne daß Philibert davon wußte, bei einer geheimen Hintertür.

Auf Pierre Clouet setzte sie ihre Hoffnung. Denn Pierre Clouet liebte sie. Und das war es ja, was bei Jean Goujon gefehlt hatte. Darum hatte er sich nicht an ihr Gesicht gewagt. Es war ihm zu groß, zu erhaben gewesen.

Der König nickte noch einige Male ... „Pierre Clouet" murmelte er vor sich hin ... „Pierre Clouet ..."

Dann blickte er plötzlich auf, zu der Diana über dem Portal. „Wissen Sie nicht, Gräfin, wer das Modell des Jean Goujon war? So vollkommen der Körper ist, der Kopf scheint mir ein wenig aus der Phantasie geholt. Schade, daß er uns offenbar nicht sagen wollte, wem dieser Körper gehört. Oder sollte der Körper einen häßlichen Kopf gehabt haben? Wissen Sie nicht ..."

Diana biß sich in die Lippen und zwang eine würgende Wut hinunter. Am liebsten hätte sie dem König mit der Faust ins Gesicht geschlagen, dann sagte sie freundlich und weich: „Nein, mein Freund, das weiß ich nicht. Irgend eine Pariser Schönheit ..."

Pierre Clouet hatte den Auftrag der Gräfin nicht ohne Bangen übernommen. Es war sein erstes großes Werk. Seine Zukunft als Künstler hing daran. Aber dann siegte sein fröhlicher Leichtsinn. Er wußte, daß er etwas konnte. Und er kannte auch die Welt, in die ihn seine Kunst führte. Er hatte in der Gräfin sogleich das heißhungrige, unersättlich-tolle Weib erkannt. Und er war gar nicht sehr erstaunt, als ihm am zweiten

Tag nach seinem ersten Besuch ein Briefchen zugesteckt wurde, in dem er dringend zur Gräfin geladen wurde ... in der Abenddämmerung ... durch eine Hintertür. Das kannte er alles genau aus Italien ...

Und zwischen wütenden Küssen und Bissen flüsterte ihm Diana zu: „Nackt ... nackt ... sollst du mich malen. Aber mich, mich. Ich bin die Vollendung des Weibes meiner Zeit ... Aber wissen soll die Welt, daß ich die Vollendung bin ... Mein Gesicht, mein Kopf muß bei meinem Körper sein ... Ähnlich ... ähnlich ... hörst du," und sie krampfte ihm die Hände um den Hals, daß ihm das Herz zitterte.

Er bezog die Zimmer Jean Goujons. Diana ließ die Fenster der einen Gartenwand erweitern. Ein mildes, sanftes Seitenlicht fiel auf ihr Profil, wenn sie Pierre Clouet gegenüber saß.

Sie hatte ihn eines Tages in ihr Badezimmer beschieden. Ihre Züge sahen im Bade wie verjüngt aus. Frischer, lebhaft und glatt war die Haut. Über den Brüsten schimmerte es wie Atlas. Die drohenden Wangenfalten verschwanden fast. Es blieb nur die Härte und Grausamkeit des Mundes. Pierre Clouet war glücklich. Langsam stieg sein Bild vor ihm auf. Bis jetzt hatte er nur skizziert, mehr um das Verlangen Dianas zu befriedigen, als aus Notwendigkeit. Nun stand die zwingende Form seines Bildes vor ihm.

Ein leichtes Erheben dieser Züge ins Weiche und Junge, ein Verwischen der Falten. Freilich, eine Ähnlichkeit müßte bleiben.

Diana sah das Aufglänzen seiner Augen. Ihr Leib streckte sich ihm entgegen. Er sah sie so seltsam an.

„Gräfin, so müssen Sie bleiben. So muß ich Sie malen." Diana lächelte.

Sie ließ sich ihr Bad von da an in Pierre Clouets Arbeitszimmer herrichten. Und während sie sich im lauen Wasser wohlig dehnte und streckte, während sie frühstückte und sich frisieren ließ, entstand ihr Bild auf Pierre Clouets Leinwand.

Als es sich der Vollendung nahte, bat sie selbst den Maler, sie mit dem fertigen Bild zu überraschen.

Ihre Unruhe machte es ihr unmöglich, das langsame Fortschreiten zu beobachten. Sie wollte lieber entbehren, um dann das Ganze auf einmal zu genießen.

Pierre Clouet schuf ruhig, ununterbrochen und mit einem stillen Triumph an seinem Werk. Er wußte gewiß, es war etwas Großes und Unvergängliches.

Und einmal kam der Tag, an dem er den letzten Pinselstrich machte. Er ließ die Gräfin bitten, ihn gegen Abend zu besuchen. Er öffnete die Fenster, daß der feine, wie parfümierte Geruch des Gartens hereinkam und rückte die Staffelei mit dem Bild in das beste Licht. Ein zerstreutes Abendrot umspielte mit rosigen Tönen das weiße, blühende Fleisch.

Diana öffnete die Tür des Arbeitszimmers. Sie war in einem kostbaren Prachtgewand, wie zu einem hohen Fest ihres Triumphes gekleidet.

Sie trat rasch und nur mit einem flüchtigen Nicken gegen Pierre Clouet vor die Staffelei.

Aus dem üppigen Hintergrund ihrer Gemächer leuchtete ihr Leib auf. Nur zur Hälfte aus der Badewanne. Schön und sonnig . . . eine freudige Wonne

überrieselte sie. Und der Kopf . . . sie, ganz sie, schön und jung . . . aber das . . . das . . . was war das? Diese Falten um den Mund. Das war der Mund einer Katze, einer schönen, wilden Tigerin, grausam und blutdürstig. Klar, sonnenklar mußte das vor jedem Beschauer stehen. Ein schönes, blondes Weib mit den Instinkten einer Bestie. Sie merkte wohl, über das ganze Gesicht hatte der Maler einen liebenswürdigen Schleier gebreitet; aber in diesen Falten des Mundes hatte er ihre tierhaften Triebe gebildet. Der geistige Adel des übrigen Kopfes wurde durch diese Falten zerstört. Jean Goujon hatte ihr das nicht zeigen wollen. Er hatte geschwiegen und hatte besser getan. Dieser Laffe, dem sie ihren Leib gegeben . . . es war Hohn, frevelnder Spott . . . Wenn der König vor dieses Bild trat, Philibert de l'Orme, wer immer . . . er mußte ihre Seele vor sich sehen, wenn er sie auch bis jetzt noch nie gekannt hätte. Pierre Clouet hatte Geheimste in ihr hervorgezerrt . . . Sie erinnerte sich an Diana, die den geliebten Aktäon zum Hirschen verwandelte, weil er sie in ihren Verborgenheiten belauscht hatte . . .

Sie wandte sich ohne Gruß, ohne Wort, und verließ das Zimmer.

Pierre Clouet sank auf einen Sessel beim offenen Fenster. „. . . Was war das? . . . sein Meisterwerk . . . war das alles? . . ." Er grübelte.

Harte Tritte vor der Türe.

Ein Offizier und zwei Mann von der Mannschaft: „Auf Befehl der Gräfin . . !"

Pierre Clouet wurde abgeführt. Er lebte noch

fünfunddreißig Jahre in einem Schloß der Normandie in einem tiefen Turm, an dessen Wände hoch über seinem Kopf die Brandung tobte. Dann starb er.

Die Welt hat nie mehr ein Werk von seiner Hand gesehen. Diana hatte sein einziges Bild vor aller Augen versteckt. Nur sie selbst besah es in heimlichen Stunden.

Viele Jahre nach ihrem Tod brachte es ein Zufall ans Tageslicht.

Es hängt jetzt in der Galerie des Schlosses Versailles. Die Kataloge bezeichnen es als „Unbekannter Meister“.





Die Erfolge der Emma Lyon.

Die beiden Freunde mußten sich mit dem Rücken gegen den Erker eines Hauses stemmen, um von der vorbeidrängenden Menge nicht mitgerissen zu werden. Die Mauer war kalt und von einem nun schon drei Wochen ununterbrochenen Nebel feucht wie ein Schwamm. Ein unangenehmes Rieseln drang durch die Regenmäntel und die Kleidung der Männer bis auf die weiße, zarte Haut und machte ihnen das Unbehagen des Zwanges zur körperlichen Pein.

Aber sie konnten sich nicht rühren.

Denn noch immer preßte die Menge wie ein schwarzer Körper vorbei. Die Häuser schienen mit ihren schwarzen Flaggen herabzuwinken, und der graue, tröpfelnde Himmel legte sich trostlos und unerbittlich über die riesige Stadt. Die Trauer war atembeklemmend und seelenvernichtend. Ganz London beweinte seinen Liebling und seinen Helden James Cook, der in der Südsee von Wilden erschlagen worden war. Als sich die Nachricht verbreitete, daß das unruhige, wirre Gerücht wahr sei, daß die Schiffe ohne Führer zurückkehrten, erregte ein ungeheurer Aufstand die Bürger und trieb sie zum Hafen. Und nun be-

gleiteten sie die Zurückgekehrten in traurigem Zug. Es war eine zerschmetternde Leichenfeier. Und die Matrosen, die Begleiter Cooks, schritten inmitten des Volks wie die nächsten leidtragenden Verwandten. Die neuen Funde, die ungesehenen Kostbarkeiten der neuentdeckten Welten, die sonderbaren Gewächse und scheuen Tiere wurden dahergetragen wie Beutestücke hinter der Bahre eines noch im Tod triumphierenden Cäsars.

Endlich kamen Lücken in die zusammengepreßte Menge. Das eintönige Schwarz wurde grau, und nun traten auch grelle Farben hinein. Es blieb nur die gewöhnliche Bevölkerung der Straße zurück. Und diese belebteste Gegend der Stadt sah fast ganz wie ausgestorben aus.

Die Freunde schüttelten ihre durchkälteten, erstarrten Körper.

„Ich wußte nicht, daß London so viel Menschen gefressen hat," sagte der Maler. „Man sieht sie nicht und möchte meinen, daß sie unter der Erde arbeiten und nur zu den Erschütterungen der größten Freude oder des größten Schmerzes hervorkommen."

„Werter Doktor, in den Leuten, die man selten sieht, ist die menschliche Natur am reinsten erhalten. Sie antwortet nur auf die Reizungen der ungeheuren Lust oder der unbarmherzigsten Qual und weiß nichts von Zwischenstufen. In uns hat sie ihr Gesicht verändert und ist reicher, aber auch kränker geworden. Und doch müssen wir uns unserer Empfindsamkeit freuen. Sie hat uns neue und vordem unbekannte

Antriebe kennen gelehrt, sie hat unser Seelenleben verfeinert und geadelt."

„Ihr begeistert Euch für das neue Wort, das Sterne gefunden hat."

„Nicht für das Wort, sondern für den Begriff. Es ist so, daß vieles unverstanden in uns ruht, immer in unserer Umgebung uns begleitet und doch so lange unbekannt ist, bis plötzlich einer den Namen dazu ausspricht. Nun aber steht es aus tiefem Dunkel zu strahlendstem Licht erwacht, und wir wundern uns über unsere Blindheit."

„Das ist wirklich so und gilt nicht bloß für die Kunst, sondern auch für die Wissenschaft. Solange der Mensch ist, solange schlummern in seinem Leib die fast überirdischen magnetischen Kräfte. Niemand kannte sie — und niemand benutzte sie, wenn sie nicht etwa von den Zauberern des Altertums zu ihren Beschwörungen verwendet wurden. Nun hat uns Mesmer das Wort dafür gefunden, und fast von diesem Augenblick an sind wir Herrscher über ein Heer von Naturgeistern, deren Kräfte fast unbeschränkt sind."

Die Freunde gingen die ausgetretenen Steinstufen zu Lloyds Kaffeehaus hinan. In dem großen Säulensaal waren Rauch und Lärm. Hier hingen die stockhohen Wandkarten, auf denen die Seeversicherung den Stand der einzelnen Schiffe nach den letzten Nachrichten bezeichnete. Hier war der Versammlungsort der Reeder und beurlaubten Kapitäne, die mit nach den bunten Fähnchen gerichteten Augen und ernsten Mienen Geschäfte abschlossen und Aufträge entgegen=

nahmen oder mit bedenklichem Kopfschütteln den gefährlichen Bahnen ihrer Schiffe folgten.

In einem Nebenzimmer fand sich hinter einem schweren Vorhang ein stillerer Platz. Die Falten des indischen Stoffes nahmen dem Lärm seine grelle Schärfe und ließen ihn nur als gedämpftes Summen zu den beiden Männern dringen.

„Eure wunderbaren Kuren halten ganz London in Atem," sagte der Maler, indem er sich ausruhend zurücklehnte und sein Rückgrat auf der bequemen Sessellehne entlastete.

„Die Natur ist in allen ihren Äußerungen wunderbar. Ist es nicht, als ob in der unbelebten Landschaft eine Seele über den Mooren zitterte, als ob das Rauschen der nebelumhüllten Bäume mit Stimmen der Urzeit zu uns redete? Hat nicht Macpherson in seinen Ossianschen Gesängen dem düsteren Hochland, den schottischen Felsklüften und der wütenden Brandung Zungen gegeben? Sind Youngs Nachtdichtungen nicht der beredte Ausdruck einer vermenschlichten Natur? Um wie vieles wunderbarer ist nicht die Natur des Menschen selbst. Hier sind uns Entdeckungen vorbehalten, gegen die die neuen Welten Cooks zum banalen Tagesgespräch werden."

„Darin versteht der Maler den Arzt am besten," sagte Romney. „Wer könnte jemals das tausendfältige Spiel der Seele auf dem wundersamen Instrument des Körpers wiedergeben. Reynolds und Gainsborough haben das Unglaubliche versucht, und es ist ihnen bis zur Grenze gelungen. Was hinter jener Grenze liegt, suche ich mit meiner bescheidenen

Kraft. Und an ihrem Ermatten und Verzweifeln sehe ich am besten, wie schwer die Aufgabe ist."

„Ich kann es mir vorstellen." Der Arzt sah starr auf den Vorhang, dessen Schlangenlinien sich in einem verlorenen Luftzug zu bewegen schienen. „Der Mensch gleicht sich selbst nicht einen Augenblick."

„Das ist es, was uns die Kunst des Porträtierens so erschwert. Wir wollen in hundert Sitzungen den Ausdruck eines Menschen festhalten, der in jeder Sitzung ein anderer ist. Die zarteste Regung des Gemüts bewirkt dem empfindlichen Auge des Malers eine zerstörende Veränderung. Es ist ein ewiger Wechsel von heute auf morgen, ja von jetzt zum nächsten Wort, das ich spreche. Das Antlitz eines Menschen ist wie das Meer, in dem Welle auf Welle folgt; und jede Welle bringt eine andere Brechung des Lichts, eine andere Farbe, eine andere Spiegelung des Himmels."

Doktor Graham lachte still: „Wie das Meer, Ihr habt recht, Romney. Ein Vergleich, der besser paßt, als Ihr denkt. Wir Ärzte sprechen von Blutwellen, und wir dürften mit dem gleichen Recht von Wellen des Gefühls und der Seele sprechen. Der Mensch ist groß und geheimnisvoll wie das Meer. Und das Weib gleicht ihm ganz und gar."

„Ich wollte einmal ein Weib malen, in dem ich alles das erschöpfen kann, was wir vom Weib wissen."

Der Doktor sah wieder den bewegten Schlangen des Teppichs zu. Dann stopfte er eine kurze Pfeife mit westindischem Tabak. „Ich weiß ein Weib, in

dem alle Geheimnisse des Meeres mit unseren erregten Sinnen ihr Spiel treiben. Die Göttin Hygiea."

Romney trommelte mit den Fingern am Rand des Marmortisches: „Ihr Ärzte seid doch immer gleich. Eure Wissenschaft ist der Inbegriff alles Geheimnisvollen und Seltsamen. Und am Ende gebt Ihr uns eine trockene Allegorie."

„Meine trockene Allegorie ist ein Weib von Fleisch und Bein. Freilich möchte man, wenn man sie sieht, glauben, daß sie aus den lichten Gefilden eines Paradieses in diese lärmende Stadt, wo man trinkt, spektakelt und auf der Gasse liebt, herabgestiegen sei."

„Eins Eurer gewöhnlichen Abenteuer."

„Nein: ich wünsche mir so viel Geist, um Euch sagen zu können, was dieses Weib ist. Sie ist das seltsamste Wesen, das ich jemals sah, und Ihr dürft getrost alles auf sie anwenden, was wir vorhin über die belebte Natur und über das Meer gesprochen. Sie ist der Widerspruch der Nacht und die Verklärung des Lichts. Sie ist die Trägerin der allerfeinsten Fluida und Essenzen, die vermenschlichte Empfindsamkeit. In ihr finden sich alle Zeiten im vollkommensten Ausdruck, ihr Körper bewahrt die Schönheit Griechenlands, belebt von der beweglichen Reizbarkeit des modernen Geistes. Ihre Anmut ist so vollkommen wie eine Priesterin der Vesta, und ihr Rausch ist der Taumel einer Bacchantin."

„Graham! Mann! Ihr seid in Ekstase. Wo lebt dieses wundersame Wesen?"

„Bei mir!"

„Bei Euch! Ihr besitzt dieses kostbarste Werk der Schöpfung? Als Weib oder als Sklavin?“

„Als beides. Als Göttin Hygiea.“

„Wo findet man solche Göttinnen? Wenn sie sich Sterblichen zeigen, so will ich alle Drachenkämpfe der Vorzeit bestehen, alle Gespenster Ossians aufsuchen, um sie zu erringen. Gönnt meinem heißen Sinnen, dem entfesselten Durst meines Herzens eine Ahnung der Spur zu ihr.“

„Spottet nicht, Romney! Ihr könntet sie selbst gefunden haben, so leicht und einfach war das. Ich fand sie auf der Straße.“

„So steigen die Göttinnen Griechenlands auch manchmal in die engen, nebelerfüllten, von Kot überfluteten Straßen Londons? Was zwänge sie, den heiterblauen Himmel der hellenischen Welt mit diesem nordischen, kalten Barbarenreich zu vertauschen, wenn nicht die Größe unserer Kunst, die Gewalt unserer Wissenschaft“ — er machte eine leichte Verbeugung gegen Graham — „die alles überragt, was je Aristoteles, Demokritos und selbst der göttliche Asklepios geleistet.“

„Ich fand sie zitternd, frierend und hungernd in einem düsteren, verrufenen Viertel. Sie hielt mich am Mantel zurück und bot sich mir an. Unter den armseligen Fetzen ihres Gewandes erkannte ich die göttergleiche Schönheit. Sie brannte sich meinem Auge wie Feuer ein und verwirrte mich so, daß ich fast wie ein Bittender vor der Bettlerin stand. Ich wagte kaum zu antworten, denn alles, was ich hier in diesem verrufenen Viertel, in den grauen Schatten der Dämmerung zu ihr sagen könnte, war mir wie ein Verbrechen, wie

eine Beleidigung ihrer Schönheit. Ich hätte in Glanz, in Licht und prunkvollen Gemächern zu ihr sprechen mögen. Endlich, da sie schon traurigen Fußes und tränenden Auges sich von mir abwandte und die Vergeblichkeit ihrer Bitten einzusehen schien, ergriff ich sie am Arm und bat sie, mir zu folgen. Sie ging mit mir und ist nun bei mir. Das ist meine Göttin Hygiea."

Der Maler spottete nicht mehr: „Ich liebe solche Weiber, die aus dem Schmutz der Straße herausgekommen, sich auf den Höhen zu behaupten verstehen."

„Ihr würdet glauben, einer Fürstin zu begegnen, deren Haupt, vor niedrigem Pöbel gebeugt, nun wieder den Stolz und das Zeichen der Herrschaft gefunden hat. Und es scheint, als ob der Reichtum dieser Frau unerschöpflich wäre. Sie mag achtzehn Jahre alt sein, und schon spiegelt sich in ihrer Seele die Welt in allen ihren Erscheinungen. Woher nahm sie die Erfahrung; oder ist das jene seltsame künstlerische Kraft der Seele, die auch das aus bloßen Ahnungen erfaßt, was sie noch niemals erlebte. Wie reich muß sie sein, daß sie sich an den Schmutz, der sie umgab, verlieren konnte und trotzdem so viel zurückbehielt."

Romney blieb stumm. Aber in seinen Augen lag der Glanz eines Wunsches, und seine feinen Künstlerhände zitterten unter dem unaufhörlichen Schwingen eines machtvoll angeschlagenen Nervs. Das Geschrei der Makler und Reeder, der Agenten und Kapitäne schien die Poren des Vorhangs zu durchdringen und war wie ein ungestümer Ansturm der lauten Welt gegen den stillen Winkel der Freunde.

Doktor Graham erhob sich: „Ich sehe, Freund Romney, daß Ihr heimlich auf die Artigkeit Eures Freundes Graham hofft; und in einer Zeit, in der die wahre Freundschaft so selten ist, daß ihr Erscheinen fast göttlicher Ehren teilhaftig wird, will ich Euch ein Beispiel von großer Liebe geben: Ihr sollt meine Göttin Hygiea sehen."

Der Maler folgte dem Doktor durch die Menschenhaufen, die vor den Seekarten streitend und lärmend um Leben und Tod der fernen Schiffe wetteten. Auf den ausgetretenen Steinstufen des Kaffeehauses blieb Romney stehen. Seine Hand lag auf der Schulter des Arztes: „Ich muß gestehen, daß Ihr mich durch Eure Artigkeit sehr erfreut, denn daß ich als Künstler den mannigfachen Formen der Natur nachgehen will, ist doch nur eine freudige Pflicht gegen die Kunst. Eure Freundschaft ist mir seit diesem Beweis ihrer Größe doppelt wert, und nur eins trübt die heiteren Empfindungen dieses Augenblicks: der Gedanke, daß ich gar nichts habe, was ich Euch als Gegengeschenk anbieten könnte."

„Ich nehme als solches Euch selbst und Eure Kunst. Lebt wohl, lieber Romney, und unterlaßt nicht, Euch übermorgen um neun Uhr abends pünktlich bei mir einzufinden."

Sie reichten sich die Hände. Romney schlug den Regenmantel zusammen und vertiefte seine Gedanken an diese Frau. Sollte er Graham alles glauben? Er kannte seine Übertreibungen, diese ein wenig schwülstigen Tiraden, die sein Beruf mit sich brachte. Die Leute wollten vom Arzt fast lieber große Worte

hören als Handlungen sehen. Aber gerade diesmal war alles so einfach, so natürlich und fast begeistert.

Die Einsamkeit seines Ateliers preßte seine Seele in zwangvolle Wünsche und unternehmungslüsterne Gedanken. Er pinselte an einer kleinen Landschaft, aber das Licht schien ihm heute zu grau und tot. Seine Hand ging anderen Gesetzen nach als denen der Farbe und der Linie.

Romney verbrachte zwei Tage in einem unruhigen Warten. Immer schwerer und reizbarer wurde seine Seele. Und als er am bestimmten Abend zu Grahams Wohnung emporstieg, war die Erwartung zum schmerzlichen Krampf geworden. Das Treppenhaus war kostbar golden von hochstengligen Kandelabern und mit Büsten geschmückt. Über die weißgelb gefleckten Marmorstufen rauschte ein blutroter Strom von schweren Teppichen. Es war die Vorhalle zu einem prunkvollen Tempel der Wissenschaft.

In den Zimmern des Arztes lagen Ruhe und Schatten. Romney fand hier eine Anzahl von Männern, die flüsternd in Gruppen standen. Er war ein wenig überrascht. Er hatte das Erscheinen der Göttin Hygiea als ein einsames Fest erwartet; und nun fand er andere, die das gleiche wollten. Maler, Gelehrte, Dichter. Romney trat zu einigen Malern, die sich um Reynolds und Gainsborough versammelt hatten.

Gainsborough erkannte den Kollegen: „Ah, sieh da, unser Romney. In diesem Haus, das heute alles herbeigerufen hat, was die Schönheit liebt, darf Romney nicht fehlen."

„Ich gönne Euch gern den Vortritt," erwiderte

Romney, „denn wo es die Schönheit gilt, beuge ich mein Urteil vor dem euren.“

„Ach, meine Freunde,“ und der bewegliche Joshua Reynolds trat zwischen die beiden, „wir werden hier keiner den Vortritt haben, wir werden alle zugleich genießen.“

„Ihr scheint das zu bedauern,“ sagte ein junger Maler.

„Ich muß gestehen, daß ich der Einsamkeit die höchsten Genüsse der Seele verdanke. Was? Gibt es eine tiefere Wonne als die Aufnahme der Schönheit in ein schweigendes und ernsthaftes Herz? Und wo viele Menschen beisammen sind, beirren und verwirren sich ihre geheimen Fluida. Fragt nur unseren vorzüglichen Doktor und Gastgeber.“

Ein Diener trat mit belegten Broten und Weingläsern an sie heran. Das Klirren der Kelche schwang einen Augenblick wie eine feine, ferne Opferglocke.

„Sie werden alt, unsere Fürsten,“ flüsterte der vorlaute junge Maler bei Romney, „sie sprechen zu viel.“

„Macpherson, wir sprechen von der Einsamkeit,“ Reynolds winkte einem großen Mann, der die Hände eines Fleischers und den Kopf eines Faustkämpfers hatte. „Ihr werdet uns das Warten zum freudigen Ereignis machen, wenn Ihr Euch an diesem Gespräch beteiligen wolltet. Ihr, der Barde der Vorzeit, der düstere Sänger geheimnisvoller Totenklagen, werdet uns mehr zu sagen wissen.“

„Was soll ich von der Einsamkeit sagen,“ und Macpherson stieß den Kopf vor, als ob er gegen eine

unsichtbare Wand rennen wollte, „als daß ihre Seele die Sehnsucht ist. Die Sehnsucht nach ihrer Besiegung durch die Vereinigung mit dem Geliebten. Also lebt jede Einsamkeit nur von dem Wunsch nach ihrer Vernichtung.“

„Man könnte Euch den Sänger der Sehnsucht nennen.“

„Der bin ich für mich nicht mehr, seitdem ich diesen jungen Mann hier kenne. Es ist mein Landsmann Robert Burns, der seit einigen Tagen zu Besuch in London weilt. Er hat mir seine Dichtungen gezeigt, unter deren Fülle ein Lied der Sehnsucht ist, dessen Leben dauern wird, solange es ein Vaterland gibt. Es beginnt: ‚Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier . . .‘“

Der Hausherr unterbrach den Vortrag des Gedichtes; etwas ungeduldig vielleicht darüber, daß sich die Aufmerksamkeit zu sehr von dem Wunder, dessen Erscheinen er ankündigte, abzulenken schien: „Eine Empfehlung aus diesem Mund, mein lieber junger Freund, ist die untrügliche Verheißung des herrlichsten Erfolges. Macpherson ist der Mund der Muse, ihr unparteiischer, kritischer Begleiter und der Verkündiger ihrer Gnaden.“

„Sprecht nicht so laut,“ mahnte Romney den Freund, „drüben steht Samuel Johnson. Er könnte uns hören und sich entrüsten, weil er sich selbst für den Mund der Muse hält.“

Gainsborough lächelte fein: „Ein zahnloser Mund und noch immer bissig genug.“ Und der junge Maler

rief so laut, daß sich Johnson umwandte: „Ach was, nicht ihr Mund, bloß ihre Posaune.“

Man lachte, und Burns stand in diesem Kreis, verwirrt, beschämt und in der tödlichen Verlegenheit seiner empfindsamen und überfeinen Natur.

Der Hausherr wies mit einem Halbkreis der Hand auf die bereitstehenden Sessel. „Meine Freunde, ich bitte Sie, nun Platz zu nehmen. Ich werde mir erlauben, Ihnen nun mein Versprechen zu halten.“

Romney empfand das Marktschreierische dieser Worte. Welch ein Mensch, dieser Doktor Graham! Erfahren in allen Wissenschaften, gewandt in jedem Sport, in allen Künsten bewandert und voll Verständnis für die feinsten Regungen der Zeit, wurde er zum Scharlatan, sobald es sich um die Ausübung seines Berufs oder etwas, das damit zusammenhing, handelte. War das die Doppelnatur jedes Arztes? Diese Schaustellung der Göttin Hygiea — an der ihn ohnehin die Öffentlichkeit störte — war also nicht frei von Absichten. Es war also nicht bloß die Freude am Schönen, sondern irgendeine Hinterlist des Berufs, ein neuer Trick des geschickten und schlauen Arztes, um von sich reden zu machen, die große Welt Londons noch mehr in sein Haus zu locken. Durch die Künstler und Schriftsteller wollte er auf ihre stets rege Neugierde wirken, und ihre Berichte sollten die lüsterne Schaugier reizen. Grahams Ekstase war einer trockenen Berechnung gewichen. Wo zeigte dieser Mann sein wahres Gesicht? War er Ekstatiker und Scharlatan zugleich, in einer Person Künstler und Geschäftsmann?

Mit einem leichten Schüttelfrost des Unbehagens hörte er Graham vor den Versammelten sprechen: „Meine Freunde, ich weiß, daß Sie alle nicht so sehr aus Interesse an mir, sondern aus höchster Ehrfurcht vor den neuen Errungenschaften der Wissenschaft bisher meinen Vorträgen gefolgt sind und die an das Wunderbare grenzenden Erfolge meiner Kuren gesehen haben. Eine neue Epoche der Heilkunst nicht allein, sondern aller Wissenschaften wird — wie es scheint — durch Mesmers geniale Entdeckung des tierischen Magnetismus eingeleitet. Und was Sie ganz besonders entzücken wird, ist die Vermutung, daß diese neuen Kräfte vielbedeutend sein dürften, nicht bloß für die Wissenschaft, sondern auch für die Kunst . . ."

„Besonders für die Kunst des Geldmachens," brummte eine skeptische, keifende Stimme. Der alte Samuel Johnson wackelte mit dem spitz vorstehenden Kinn und zwinkerte mit den boshaften, kleinen, verkniffenen Augen.

Graham aber schritt sieghaft über diesen Einwurf weiter: „Die dunklen, unsichtbaren Fluida scheinen nämlich geradeswegs aus jenen geheimnisvollen Regionen zu kommen, wo sich die Seelen mit den Körpern verknüpfen, und wo der Ursprung der von allen Völkern für göttlich gehaltenen Regungen der Schönheit ist. Wie erklärt sich die wundersame Wirkung der Schönheit besser als durch ein magnetisches Fluidum, mit dem sie den Beschauer zu dauernder Fesselung überströmt und seine Seele so erfüllt, daß nichts anderes als dankbare Anbetung und trunkener Rausch in ihr Raum finden. Als Phryne nackt vor ihren Richtern

stand, da verwirrte das Fluidum ihrer Schönheit die strengen Begriffe des Rechts und wandelte die Entrüstung des Gesetzes in andächtige Scheu. Unter den magnetischen Kräften, die die unerklärlichen Erscheinungen der Zuneigung und Abneigung hervorrufen, steht dieses Fluidum obenan. Ja, daß diesen wirksamsten aller geheimen Mächte der Natur selbst heilende Wirkungen zuzuschreiben sind, scheint nach den Erfahrungen der Wissenschaft nicht mehr zweifelhaft. Hat man doch selbst im Altertum schon, mehr aus einer Ahnung des Richtigen als in dessen klarer Erkenntnis, von ihr Anwendung gemacht. Wir lesen, daß Tobsüchtige und Besessene durch Auflegen der Hände und sanftes Streichen unter der Begleitung zarter Flötenmusik geheilt wurden. Nirgends anders ist der Zusammenhang der magnetischen Kur mit den Wirkungen der Schönheit, wie sie sich im wohlgefälligen Rhythmus der Musik und im Anschwellen und Sinken ihrer Tonlinie offenbart, deutlicher. Die heilende Kraft des Magnetismus im Bild der Schönheit darzustellen, erscheint also nach den Erlebnissen der Geschichte und nach den Erfahrungen der Wissenschaft gerechtfertigt. Und wirklich soll auch die Göttin Hygiea unter den schönen Töchtern des Himmels eine der schönsten gewesen sein. Der Himmel hat mich armen Sterblichen begnadet, die Göttin in meinem Haus empfangen zu dürfen. Sei es, weil ich als treuer Diener der Heilkunst, ihren verworrenen, mühseligen und steilen Pfaden folgend, als Lohn für meinen Eifer dieser Gnade würdig zu sein schien, sei es, weil sich in meinem Haus eine so erleuchtete Gesellschaft ver-

sammelt, die alles vereinigt, was England an Geist, Gelehrsamkeit und schönen Künsten vor den anderen Ländern auszeichnet, und weil so gerade hier der Ort zu sein schien, sich einer ungläubigen und zweifelsüchtigen Gegenwart zu zeigen — genug, es ist so: die Göttin Hygiea ist herabgestiegen, neigt euch, meine Freunde, in inniger Verehrung."

Irgendwoher aus dem Hintergrund des dunklen Raums flog ein schmaler Strahl in die Schatten. Der Spalt eines Vorhangs klaffte auseinander und warf, sich rasch erbreiternd, eine Säule von Licht in den Saal. Die Säule wurde zum strahlenden Schild, in dessen Mitte als Zierat eine Gestalt befestigt schien. Der Eindruck des Leblosen, des bloßen Schaustücks war so stark, daß Romney einen Augenblick unwillig wegsah. Aber nun . . . nun mußte er wieder den Kopf wenden. Der Schild war zum belanglosen Rahmen geworden, aus dessen Licht die Gestalt hervorstieg wie aus einem Bad von Strahlen. Es schien eine lange, glänzende Bahn, die sich nach rückwärts ins Endlose zurückzog, einer jener leuchtenden Wege, auf denen die Himmlischen in blauen Sommernächten zur Erde eilen. Und über den wallenden, strahlenden Äther kam die Göttin herab, deren Kommen Graham verkündigt hatte. Alle freudigen Spiele des Himmels hatten ihre Gestalt gesalbt, und in ihrem Gesicht lag die Liebe aller Götter. In einer leichten Drehung, die ihre Hüften aufreckte und den schönen Busen ins Profil rückte, schien sie in einem Augenblick des Schwebens erstarrt. Das leichte Florgewand warf blaue Faltenschatten auf die weiße Haut ihres Körpers,

und das schwarze Haar schloß den Kopf in raschem Knoten von dem Glanz ab, der ihr zu folgen schien.

Lächelnd in ihrer Schönheit und freudig in ihrer Güte kam sie zur Erde, in einem Salbbüchschen für die kranken Menschen Heilung bringend.

Romney beugte sich vor und umklammerte mit den Blicken des Malers die Umrisse des Weibes. Er versuchte, sich alles einzuprägen. Er stellte sich auf die Erfassung des malerischen Moments ein. Aber er wußte auch, daß er zu verwirrt war, und daß ihm alles entgleiten mußte.

Plötzlich stürzte die Erscheinung in einen schwarzen Abgrund, der Vorhang schloß sich. Man blieb einen Augenblick lang im Dunkeln; noch immer hielten alle den Atem an. Dann traten Diener mit Leuchtern ein.

„Tod und Teufel," sagte eine heisere Stimme, „ein Mordsweib."

Es war wie ein Fuhrmannsfluch in dieser heiligen Stille. Nun erhob sich alles. Die Größe des Erlebten warf diese Menschen durcheinander. Sie richtete die Schwachen auf und machte die Starken weich, sie warf ein plötzliches Verlangen in die gebundenen Seelen und regte die Skeptiker zum Schwärmen auf.

Gainsborough und Reynolds schwiegen mit einem ekstatischen und zugleich entsagenden Ausdruck.

„Seht, Romney," sagte der junge Maler, „die möchten das Weib malen, aber sie wissen, daß ihre Kraft nicht ausreicht."

Macpherson war glutrot geworden, und seine Fäuste lagen schwer auf den Schultern des jungen

Burns: „Ein Taumel, ein Rausch der Schönheit, Entscheidungen der Schönheit über das Leben.“

Und über das Schwirren kam die heisere Stimme von vorhin: „Donnerwetter, wer ist dieses Weib?“

Graham stand in der Mitte seiner aufgeregten Gäste, und seine Augen leuchteten den Triumph eines gelungenen Streichs: „Ein Weib aus dem Volk, von unbekannter, dunkler Herkunft; sie nennt sich Emma Lyon und hat den Schmutz der letzten Kneipen bewohnt. Ihr Körper ist mit allen Lastern gebeizt, und ihr Geist hat die Schwingen der großen Raubvögel. Sie ist wie das Meer, und was Sie, meine lieben Freunde, hier gesehen haben, ist nur der kleinste Teil ihres unendlichen, vielfältigen Selbst. Sie ist eine Venus Anadyomene aus dem Schaum des Elends, aus dem Winkelwerk der stinkenden Hafenviertel. Und doch lebt in ihr die große, ewige Schönheit Griechenlands.“

Er hatte nun wieder frei und beschwingt gesprochen, hinreißend und voll Kraft, nicht berechnend und hinterhaltig wie vorhin. Der Geschäftsmann war wieder zum Künstler geworden. Die Gäste richteten sich an diesen begeisterten Worten auf, sie sahen einander an, und es war, als ob sie einander umarmen wollten. Ihre Lobpreisungen verirrten sich auf die Gipfel der Raserei, und es schien, als ob die dunkle Vergangenheit dieser Göttin ihre leuchtende Gegenwart noch heißer machte.

Samuel Johnson aber glaubte nun endlich ein bitteres Wort der Vernunft sprechen zu müssen: „Das muß man Euch zu nicht geringem Verdienst anrechnen, Graham, daß Ihr die Empfehlung für Euer Geschäft

mit so viel Geschmack betreibt wie kein anderer Arzt in London."

Da trat ein breiter Mann mit braunrotem, zerfurchtem Gesicht vor den kleinen Gelehrten und packte ihn drohend beim obersten Knopf der Weste: „Johnson, Ihr seid mein bester Freund, aber ich schwöre Euch bei meiner unsterblichen Seele, wenn Ihr Euren bösen Mund nicht haltet und nur noch ein Wort über dieses Mordsweib sagt, so drücke ich Euch den Hals ab."

„Recht so," rief der junge Maler, und selbst der vornehme Gainsborough nickte eine freudige Zustimmung. Aber dann gingen sie seufzend davon, einzeln und in tiefe Gedanken versunken, ebenso niedergeschlagen, wie sie vorhin begeistert gewesen waren.

Der Nebel war noch dichter geworden und lag unbeweglich in den Straßen der Stadt, aus dem Kot herausgewachsen, in seinem unteren Teil unaufhörlich von Menschen und Fuhrwerken durcheinandergewirbelt und zerteilt, wie mit dem Schmutz der Straße besudelt, darüber aber in einer weißen und reinlichen Schicht, die sich vor den Fenstern wie ein Tuch ausspannte. Romney nahm den Hut ab und fühlte das Prickeln der Dunstbläschen auf seiner heißen Stirn.

Er hing seinem Traum vom Weib nach. Ein Traum, der aus seiner Künstlersehnsucht in heißen Stunden des Pläneschmiedens gekommen war. Und nun trat auf der goldenen Brücke, auf der die Himmlischen herabzukommen pflegen, die Göttin Hygiea in diesen Traum. Er sah wieder die Drehung der Hüften und das Profil des Busens, und als Rahmen funkelte die Lichtbrücke dahinter. Ein breiter, roter

Streifen rann über ihre weißen Stufen. Er fand es ganz selbstverständlich, daß er wieder die Treppe im Haus seines Freundes emporstieg.

Man öffnete. Romney stand bestürzt und ratlos vor dem Freund. Was sollte er ihm sagen? Graham lächelte: „Es scheint, daß das Fluidum der Schönheit in Euch erst jetzt zu rechter Wirksamkeit gekommen ist. Ihr waret vorhin zu beredt im Preis meiner Hygiea."

„Könnt Ihr mir nicht sagen, wer der Mann war, der Johnson so derb anfuhr. Er besitzt einen Kopf, der den Maler interessiert." Romney biß die Zähne zusammen. Wie dumm und plump war doch diese Ausrede.

„Johnson brachte ihn mir ins Haus. Ein Freund des bissigen Alten. Es ist einer der Begleiter des James Cook, der vor drei Tagen von dessen Weltfahrt heimkehrte. Ich glaube, Kapitän Davis ist nur darum vom anderen Ende der Welt gekommen, um dem Erscheinen Hygieas beizuwohnen."

Eine Frau war eingetreten.

„Dies ist meine Freundin Emma Lyon, meine Göttin Hygiea. Und dies ist mein Freund Romney, der junge Maler, dessen Ruhm bald die erblassenden Sterne von Reynolds und Gainsborough überstrahlen wird."

Romney verneigte sich.

„Ihr habt die Jugend und die Kraft für Euch, Romney!" sagte Emma. Ihre Worte waren einfach und klar wie wasserfarbene Glaskugeln. Sie reichte ihm eine kühle Hand, deren Finger die Schlankheit

und Frische von Blütenstengeln hatten. Der Maler empfand sie wie eine Ermutigung, wie eine Aufforderung zu einer kühnen Tat.

„Und ich suche die Schönheit zum Bund," sagte er verwegen.

„Dem Auge des Malers wird es nicht schwer werden, sie zu sehen und zu finden."

„Ich sehe ihre vollkommenste Erscheinung vor mir."

„Ja — ich bin schön!" sagte Emma. Und sie sah mit ihren unbewegten Augen in die dunklen Tiefen des Malers. Die phantastischen Bäume seiner Seele begannen einen neuen Rhythmus zu schwingen, und die Wogen eines hyazinthfarbenen, duftenden Meeres rollten an ihre Küste. Er hatte vergessen, daß Graham, der Liebhaber und Herr dieses Weibes, neben ihm stand. Die Inbrunst ekstatischer Andacht riß ihn in diesen Blicken fort und wies seine Gedanken in die Bahnen der Sterne.

„Und so schön wie Euer Leib ist Eure Seele. Sie hat die Hoheit antiker Tempel und den vertrauten Zauber eines sonnendurchleuchteten Waldes. Ich wollte Eure Seele malen können in ihrer Empfindsamkeit und den schönen Regungen ihrer geheimnisvollen Gründe."

Graham bat den Maler, zu bleiben. Und während des Speisens saß er neben dem jungen Weib. Sie trug ein einfaches Hauskleid aus einem weißen Stoff; um die Hüften lag lose ein veilchenblauer, dünner Schleier, der sich in einem verwirrenden Schnörkel vom Rücken zum Busen emporwand und dort einen Strauß von Falten an die linke Brust legte. Emma

stand dem Mahl mit dem Ernst einer Priesterin vor, deren Lächeln selten und geweiht ist wie Sonnenstrahlen in kühlen Tempelräumen. Sie war noch immer die Göttin, die auf Teppichen von Goldstaub geht und mit leichten Händen aus Steinen Blumen zaubert.

Nach dem Mahl zog sie sich wortlos zurück.

Romney war bestürzt. „Sie wird noch einmal kommen," sagte der Arzt ruhig. Und er sprach weiter von seinen aufregenden Studien und seelengefährlichen Experimenten, die die Einsetzung eines gewaltigen Willens erforderten. Von den Abgründen, die es zu durchforschen galt, und den Häßlichkeiten, die dabei berührt werden mußten. Von den engen und schlüpfrigen Pfaden, wo die Korallen der Lüste und die Kristalle der edelsten Entschließungen neben Smaragden der Freude und Topasen der Melancholie standen. Von der Macht über die Menschen und den Dämonen der Finsternis, die auf das Mißlingen der Experimente lauerten.

Der Maler schwieg. Ohne daß er die einzelnen Worte vernahm, fühlte er die Gesamtheit wie ein Netz über sich.

Da gab es einen starken Ton, wie das Bersten einer großen Glocke. Und plötzlich stand — von irgendwoher gekommen, aus einer Spalte der Erde aufgeschossen, aus einer Wolke niedergesenkt — das Weib in einem grellen Licht. Ihr Leib jauchzte das Evoe einer Bacchantin. Weinlaub im Haar. Der Thyrsus toller Wollust in der Hand. Das schmale Leopardenfell um die Hüften. Die Weihe der Priesterin

war zur verwirrenden Trunkenheit der Mänade geworden, die Sanftheit ihres Leibes zur Flamme. In die stillen Weiher ihrer Augen waren zerplatzende Welten gesunken. Ihre Glieder flogen in grausamem Zucken, und alle Muskeln spielten wie bei den großen Katzen der Wüste. Sie schien Schluchten zu durchrasen, über Abhänge hinabzusetzen, Gipfel zu erstürmen und im Wettlauf Gefährtinnen zu haschen.

Plötzlich stand sie still.

Und in dem Erstarren ihrer Glieder schienen sich alle Phasen des Tanzes zu wiederholen und zu vereinigen: diese Sprünge und Drehungen, dieses jagende Hasten und die Verzückungen vollständiger Ermattung. Das war alles in diese lebendige Natur gepreßt und prägte ihren Körper zum Symbol der geheimen Feste dieses unendlichen und unausschöpfbaren Griechenland. Die Kulte der Demeter zu Eleusis, der Kybele auf den Bergen Kleinasiens, der Aphrodite in den Säulentempeln von Kypros schienen das feinste Parfüm ihrer wollüstigen Handlungen, die rauschendsten Töne ihrer Orgien, alle ihre Entnervungen und alle ihre Aufpeitschungen in die Pracht dieses Leibes gegossen zu haben. Sie war die aufreizende Schönheit mit ihrer Gier nach Fleisch, die Bacchantin mit den Pantherzähnen und war auf dem Gipfel einer ungeheuren Empörung aller Sinne zur Statue erstarrt.

So stand sie einen Augenblick.

Da erlosch das grelle Licht, und die Bacchantin verschwand.

Romney griff nach seinem Weinglas und trank es zitternd leer. Und als er zögernd absetzte, sagte

Graham: „Sie liebt es, mich am Schluß eines Mahls durch eine solche Erscheinung zu erfreuen. Dann kommt sie nicht mehr zum Vorschein. Sie will, daß man von ihr gehe mit diesem Bild in sich, das nichts mit der Wirklichkeit des Alltags gemein zu haben scheint."

„Ist es möglich, daß in dem gleichen Wesen zwei so von Grund auf verschiedene Seele leben, die Hoheit der Priesterin und der Taumel der Bacchantin?"

„Ich sagte Euch, daß dieses Weib so unendlich ist wie — das Meer. Und wie Ihr sie heute als Bacchantin saht, so kann sie morgen eine Ophelia und übermorgen eine Fulvia nicht bloß scheinen, sondern sein. Ihr würdet schwören, daß sich in diesem Weib die Welt besser und vollständiger spiegelt als in den zehnbändigen philosophischen Werken unserer Gelehrten. Wer dieses Weib besitzt, besitzt die Schönheit aller Zeiten und Völker, und Ihr als Maler werdet dies begreifen, wenn ich Euch sage: wer die Schönheit erkannt hat, hat auch den Sinn aller Zeiten und Völker erkannt."

Und nun geschah das, was der Arzt so sorgsam vorbereitet hatte; Romney erhob sich und stand wie in bittender Stellung vor ihm: „Ich weiß nicht, wie Ihr von mir und von meinem Können denkt, Graham; so viel werdet Ihr aber als mein Freund erkannt haben, daß ich die Kunst als etwas Heiliges und Schweres auffasse, und daß mir keine Mühe zu groß ist, um ihre Palmenkränze zu erreichen. Könnt Ihr meinen bescheidenen Kräften und meinem großen Wollen so viel Vertrauen schenken, daß Ihr alle klein=

lichen Gedanken unterdrückend, fern von allem alltäglichen Mißtrauen mir gestattet, Eure Göttin Hygiea als Vorbild meines Pinsels zu benutzen?"

Graham schwieg. Und Romney fuhr erglühend fort: „Wenn es mir je vergönnt ist, Meisterwerke zu schaffen, die mich überleben, so stehe ich jetzt vor der Möglichkeit dazu. Und Ihr, Freund, habt die goldenen Schlüssel in der Hand; Ihr könnt mir die Pforten des Ruhms öffnen oder Euch abkehrend mich der Verzweiflung und allen Qualen der Verdammnis überlassen. Ihr, die Ihr in den verborgenen Falten des Menschenherzens lest, wißt besser als jeder andere, daß nichts so sehr schmerzt als mit gefesselten Händen am Glück des Schaffens vorübergehen zu müssen."

Da legte der Arzt die Hand wie in plötzlichem Entschluß auf Romneys Schulter: „Gut! Ihr sollt London und der Welt die tausendfache Schönheit des Weibes in dieser einen offenbaren. Ich gebe Euch ihren Körper als Modell und überlasse es Euch, sich in ihren Seelen zurechtzufinden."

* * *

Und Romney begann mit der keuschen Ergebenheit des Adepten an die Enthüllung des wundervollen Geheimnisses heranzutreten. Mit scheuer Ehrfurcht betrachtete er seine Leinwand, seine Palette und seine Pinsel wie Opfergeräte, die dem Dienst einer hohen Göttin geweiht sind. Er schwor, sie niemals durch die Darstellung unwürdiger Gegenstände zu beflecken. Und die Stunden, die er vor seinem Modell in dem großen Zimmer, das ihm der Freund eingeräumt hatte,

verbrachte, waren die geheiligten Höhepunkte seines Lebens.

Und Emma gab ihm ihre tausend Schönheiten, von Streiflichtern aus der Wirrnis ihrer Seele bestrahlt.

Als Sibylle gab sie ihm die Düsterkeit acherontischer Stimmungen, die Geheimnisse der Urzustände aller Welten, die Kenntnis der Verbrechen der Götter und der grausamen Strafen, die auf die Übertretungen der sittlichen Ordnung gesetzt waren, die Deutung der nebelhaften Zukunft und der ruchlosen Zeichen von der Verderbnis einer verdammten Zeit.

Als Magdalena gab sie ihm die Schönheit vollkommener Reue, der Inbrunst des Gebetes und des Aufgehens in Gott, die Wunder der Weltabgeschiedenheit und der ergreifenden Selbsterkenntnis, die Läuterung der Sünderin zur vollkommensten Heiligen.

Als verliebte Träumerin verriet sie ihm die Zartheit bräutlicher Beziehungen, die himmelblauen Schleier knospender Wünsche und das Frühlingsduften einer reinen Seele, die mit süßen und bangen Ahnungen dem Sommer der Ehe entgegenzagt, alle die weißen und leuchtenden Gedanken des Mädchens, das den Schritt des Geliebten im Garten vernimmt.

Als Sophonisbe zeigte sie die afrikanische Pracht ihrer Glieder, dieses Fleisches aus braunem Metall, das vom Hauch der Wüste die Sehnen des Panthers erhalten hatte, die majestätischen und fremdartigen Blicke einer königlichen Unerschrockenheit.

Als aufgeschreckte Nymphe ließ sie das scheue Erzittern des Waldwesens sehen, das den Menschen

kommen hört, sie war das schwankende Grün der Birken, das vor den verirrten Sonnenstrahlen bebt, und war der zierliche Zweig des Farnstrauchs, den ein übermütiger Wind zum Spiegel des Waldteichs beugt.

Als Muse der Tanzkunst gab sie dem Rhythmus der Flöte die Linien ihres Körpers, bezeichnete sie durch die Schlankheit ihrer Glieder die freudige Erregung und die Leichtigkeit des Tanzes, die Erhebung aller Sinne bei dem Wohlklang der abgewogenen Bewegungen.

Als Iphigenie in Tauris deutete sie die traurigen Nebel des skythischen Gestades, den Schmerz der mordenden Ungewißheit über das Schicksal der Geliebten, die Klagen an einem von schwarzer Brandung zernagten Felsenufer, alle Gegensätze des Menschen zu einer kalten, grausamen Natur.

Als Kleopatra gab sie die Wollüste des Ostens, die üppigen Gelage der Verdorbenheit, die betäubenden Einschläferungen und Künste einer Zauberin der Liebe, in ihrem Körper ließ sie die ganze Gewalt einer Welt entstehen, die alle Kräfte zerstört, alles Mark aussaugt, und die Raserei ihrer Brunst erst im Tod endet.

Als Sankta Cäcilia leuchtete sie himmlische Klarheit und die reinen Akkorde einer überirdischen Musik; sie verkörperte den Gesang unsichtbarer Engelscharen und ließ ihr weißes Gewand der sanften Linie einer wunderzarten Melodie folgen, während ihre Augen im Gewölbe alter gotischer Kirchen die Pforten des Paradieses zu erblicken schienen.

Als Niobe zerriß sie sich in den Schmerzen einer hundertfach getöteten Mutter, in den Krämpfen einer gemarterten Seele, die den Tod einer ganzen Welt von Liebe und Glück erleben muß, bis sie endlich in der Erstarrung des Übermenschlichen das entsetzensvolle Ende findet.

Als gefangene Barbarin zeigte sie die in stumpfes Brüten verwandelte Wildheit eines Leibes, der aus den Sümpfen der Urwälder wie eine weiße Morgenblüte gewachsen schien, die Größe einer noch in Ketten naturgewaltigen Kraft, die allen Listen der Sieger den Entschluß des Todes entgegensetzt.

* * *

Als Romney in den furchtbaren Kämpfen und Erregungen des Schaffens sich erschöpft hatte, erkannte er, daß er dieses Weib liebte.

Die Klarheit machte ihn glücklich und verwirrte ihn, weil er noch immer nichts von der Seele Emmas wußte. Hinter den vielen Formen, die sie ihm gezeigt hatte, lagen noch immer neue Möglichkeiten in der Zukunft.

Er hatte nur Teile gesehen und zitterte nach dem Ganzen. Dieses Weib, das die Verzückungen und die Inbrunst ferner Zeiten tanzte, riß ihn unaufhörlich zu immer neuen Wundern ihrer Macht fort. Es war wie ein Gleiten, das zugleich Schweben ist. Und Romney sehnte sich endlich nach einem Ruhepunkt. Er wollte endlich Emma Lyon haben, das Weib, das er liebte, und sie gab ihm dafür Najaden, Odalisken, Priesterinnen und Sphinxe. Je mehr der Künstler

bewundern mußte, desto trauriger wurde der Mann. Wenn Romneys Malerinstinkte über eine neue Pose jauchzten, so sah seine Liebe bedauernd ein, daß diese Seele sich niemals zu der einfachen Klarheit bequemen würde, die zu den Heiligtümern inniger Neigung führt.

Das zerriß ihn und machte ihn schwach.

Jeder Tag brachte ihm die Qual eines mühsamen Aufraffens. Und mit jedem Tag wälzte er schwerer an seinem ungeheuren Stein. Aber je größer seine Schmerzen wurden, desto größer wurden die Siege seiner Kunst. Seine Farben gaben nicht mehr den Schein des Lebens, sondern das sprühende Leben selbst. Und die Gemälde, in deren Schaffen er seine Kräfte verzehrte, wurden strahlende Geschmeide der Kunst.

Und Emma Lyon sah dies alles mit ihren dunklen Augen, in denen sich alle schimmernden Gedanken und alle scheußlichen Laster der Welt zu drängen schienen.

Und der Doktor Graham hatte seinen Zweck erreicht.

Ganz London sprach von ihm, von seiner Göttin Hygiea und von den Bildern, die ein unbekannter junger Maler von ihr malte. Nach dem ersten Abend, der den Freunden die Schönheit dieses Weibes gezeigt hatte, war der Ruf von ihr hinausgedrungen. Scheu, zaghaft und voll verschämter Wünsche sprach man davon in den intimsten Künstlerkreisen, als ob diese Kunde nicht für die Welt der Straßen und der glänzenden Paläste bestimmt sei. Aber die Wellen breiteten sich aus und drangen überall hin, und in ihrem geheimnisvollen Wiegen schlief die Begierde nach dem Anschauen der Göttin.

Man drängte zu Grahams magnetischen Sitzungen und benutzte seine wunderbaren Kuren, um die Göttin Hygiea zu sehen. Graham fand mehr Gläubige und mehr Patienten, als er je erwartet hatte. Sein großer Saal war oft bis auf den letzten Sessel besetzt. Es war ein Triumph seines Geistes und seiner Beredsamkeit, daß es ihm gelang, dieses Publikum, das aus Neugierde, aus Lüsternheit, aus Vergnügen am Schönen hierher gekommen war, für seine Wissenschaft und seine dunkeln Lehrsätze zu interessieren. Wenn in dem verfinsterten Saal die Worte des Arztes wie aus einem mystischen Abgrund kamen, wenn seine Deutungen seltsam und verworren wurden wie die Sprüche der Orakelpriester, dann wirkten seine magnetischen Kräfte und zogen die Aufmerksamkeit der Hörer an sich. Alles schien wach und wahr, und das Sonderbarste begriff man mit einem lebendigen Gefühl für das Unsagbare.

In diesen Dunkelheiten bekamen seine Versuche die Bedeutung von unerhörten Erlebnissen, von erschütternden Katastrophen. Man hatte vergessen, weshalb man eigentlich gekommen war. Und um so gewaltiger griff es dann in diese Menschen, wenn am Schluß hinter dem sich teilenden Vorhang die Göttin Hygiea erschien.

Man ging verwirrt, verwundert, kopfschüttelnd und tiefinnerst aufgewühlt davon. Man bewahrte den Eindruck einer nirgends sich wiederholenden Vereinigung geheimnisvollster Lebensmächte.

Ab und zu schloß Graham das große Publikum von diesen Abenden aus und lud einen allerkleinsten

Zirkel von Künstlern und Aristokraten. Er erfreute sich an ihren feinen Urteilen und geistreichen Bemerkungen, wie er sich sonst an dem blinden Gehorsam der Menge erfreute. In diesen Kreisen wurden auch zuerst Romneys Gemälde bekannt. Und so eifersüchtig der Maler seine Arbeiten bewahren wollte, man riß sie ihm unter den Händen fort. Er klammerte sich an die Rahmen und war entschlossen, mit dem Trotz des Kindes und der Kraft des Mannes um sie zu kämpfen.

Aber da trat Emma zu ihm hin: „Mein Freund, ich liebe Eure Künstlerschaft und die Werke, die durch sie entstehen. Aber sagt: wären diese Gemälde ohne mich entstanden?“

„Nein, Emma, vorher war ich ein Stümper. Ihr wißt es, ich habe es Euch hundertmal gesagt.“

„Nun, da ich also zur Entstehung dieser köstlichen Werke notwendig war, sind sie nicht ein Stück von mir gerade so gut wie von Euch? Wir dürfen also beide darüber verfügen. Und wenn ich Euch nun sage, daß ich meinen Anteil in die Welt hinaussenden will, wollt Ihr Euch meinem Wunsch durch schnödes Hervorkehren Eurer Rechte widersetzen?“

Da lösten sich immer die verkrampften Hände des Malers, und wieder ging eins der Bilder in die bewundernde Welt.

Man zahlte unerhörte Summen, und Romney war in wenigen Monaten so reich, daß er alle seine kostspieligen Wünsche von früher hätte befriedigen können. Aber er hatte diese Wünsche nicht mehr. Sie

waren alle vor dem großen Verlangen nach Emma versunken.

Und als ob er die verlorenen Bilder hätte ersetzen wollen, malte er mit neuem Eifer und erhob sein Können zu immer herrlicheren Triumphen. Was Graham vorausgesagt hatte, geschah. Reynolds und Gainsborough waren von Romney verdunkelt worden.

Und mit seinem Ruhm wuchs der seines Modells und der des Arztes, der die beiden entdeckt hatte. Er drang in die höchsten Kreise des Adels, die um den Thron des Königs standen. Und eines Abends erschien der junge Lord Gréville, um im Auftrag des Königs eins der Bilder Romneys zu kaufen. Graham führte ihn in das Atelier, in dem Romney mit mürrischer und abweisender Miene den Lord empfing.

Er verfolgte die Blicke des jungen Mannes mit zornigen Augen und lächelte spöttisch zu dessen bewundernden Ausrufen.

„Ich muß gestehen, Romney, Ihr macht die Wahl schwer. Jedes der Bilder scheint das andere zu übertreffen, und in jedem übertrefft Ihr Euch selbst. Ich wage nicht, Euch um Euern Rat zu fragen, denn man sagte mir, daß Ihr alle Bilder gleich liebt und Euch nur unwillig von Ihnen trennt. Ich bin in Verlegenheit, für welches dieser Bilder ich mich im Namen des Königs entscheiden soll. Und wenn es nicht zu kühn wäre, so wollte ich das reizvolle Urbild dieser köstlichen Kunstwerke bitten, mir die Wahl zu erleichtern. Wie würdet Ihr Euch entscheiden; wie wollte Ihr vor den Augen des Königs als Gegenstand unermeßlichen Genusses stehen?“

Emma deutete auf das Bild der Kleopatra: „Diese da ist eines Königs würdig. In ihr habe ich am ehesten das Bedürfnis nach den Erregungen einer königlichen Liebe empfunden.“

Aber Lord Gréville zögerte: „Ich habe noch einen anderen Auftrag, der mich hindert, diese Wahl zu treffen. Hier unter guten Freunden darf ich von ihm sprechen, ohne fürchten zu müssen, daß man morgen mißverstandene Gerüchte im Volk antrifft. Ich bin auch Mitglied des höllischen Feuerklubs.“

„Jenes Klubs, der es sich zur Aufgabe setzt, in seinen geheimen Versammlungen die Gebräuche der Kirche zu verhöhnen, ihrem lächerlichen Aberglauben durch die Verzerrung ihres Kultes zu trotzen? Wahrlich, eine Aufgabe, eines freien und aufgeklärten Geistes würdig!“

„Dieser Klub, die Vereinigung aller unbedenklichen und vorurteilslosen Männer Londons, sendet mich. In seinem Versammlungssaal steht eine Statue des alten Götzen Molah, an dessen Altar unsere Opferpriester die höllische Messe lesen. Es fehlt uns ein würdiger Schmuck. Man verfiel darauf, auch dem Weib in der vollen Entfaltung seines Leibes einen Altar zu errichten. Euer Bild, Emma, wird auf diesem Altar stehen. Und da Ihr mich auf diese Kleopatra gewiesen habt, so erkenne ich darin einen Fingerzeig Eurer und meiner Wünsche.“

Emma stand hochaufgerichtet, und ihre Augen waren wie grauer Stahl: „Dann nehmt jene Iphigenie auf Tauris dort für den König.“

Der Lord verneigte sich zum Zeichen der Zustimmung und sah nicht, daß sich Romney mit ge-

ballten Fäusten auf ihn werfen wollte. Die stählernen Augen Emmas sahen den Maler starr an. Er wagte nicht, sich zu rühren.

Man trug die Kleopatra und die Iphigenie auf Tauris fort.

Wenige Tage nachher traf Romney, als er das Atelier betrat, den jungen Lord Gréville bei Emma. Er saß auf einem Stuhl, dessen Bärenfelldecke seinem Unterleib die zackigen Umrisse ihrer Haare gab. Mit gekreuzten Beinen saß er da und zeigte wohlgefällig seine in violetten Seidenstrümpfen schimmernden Waden. Emma kauerte zu seinen Füßen auf einem niedrigen Schemel und hielt ihn mit den fragenden Wundern ihrer Augen fest.

Romney wandte sich der Tür zu.

„Ach, sieh da, Romney . . . der Lord will Euch die Ehre erweisen, unserer Sitzung beizuwohnen.

Den Maler überlief eine Welle, die seinen Körper leise schwanken ließ. Der stark hervortretende Kehlknorpel rutschte an seinem Hals auf und ab: „Eurer Lordschaft diene zur freundlichen Kenntnis, daß ich bei meinen Sitzungen keinen Fremden dulde, weil ich . . . im Beisein eines Dritten — auch eines sonst so liebwerten und hochgeschätzten Gönners wie Eure Lordschaft — nicht mit der sonst gewohnten Kunstfertigkeit zu arbeiten imstande bin.“

Gréville erhob sich. Leise klirrte der schmale Degen. Romney bemerkte, daß das Violett der Seidenstrümpfe zu dem Grau des Bärenfelles eine reizvolle Harmonie bildete.

„Dann will ich allerdings, so gern ich einmal

einen Blick in die Werkstatt des vielgerühmten Künstlers getan hätte, welchen Wunsch Ihr bei einem so begeisterten Kunstfreund, wie ich es zu sein mir schmeichle, begreiflich finden werdet, dann will ich gehen. Ich hoffe, daß Ihr in meinem mißglückten Versuch keine Beleidigung, sondern das findet, was er wirklich bedeutet: die Anerkennung Eurer begnadeten Kunst."

Ein stummes Verneigen. Leise klirrte der schmale Degen. Die Portiere fiel zu. Jetzt erst legte der Maler den Rock ab und bereitete sich zur Arbeit. Nur das Klappern der Farbtuben und der Pinselstöcke, das Rücken der Staffelei. Emma nahm, ohne zu fragen, ihre Stellung ein. Das Schweigen lag wie ein dickes, wolliges Tuch im Atelier.

Die Sonne fiel in einem kantigen Strahl durch das Atelierfenster und brannte aus der nackten rechten Schulter des Weibes einen glühenden, scharfgerandeten Würfel Fleisches.

Nach einer halben Stunde machte Romney eine Pause. Heute wollte es nicht gelingen. Emma fiel aus ihrer Stellung in ein nachlässiges Ruhen. Aus den weichen, träumerischen Zügen einer Thetis wurden die harten Meißelfalten einer granitenen Büste: „Romney, Ihr habt Euch heute benommen wie ein Junge von sechzehn Jahren. Es hätte wohl nichts geschadet, wenn der Lord in irgendeinem Winkel des Ateliers gesessen hätte. Er ist taktvoll und nicht zudringlich."

„Das mag sein. Ich bezweifle nicht, daß Gréville in allen höfischen Artigkeiten und in allen Vorschriften für den Gentleman wohl erfahren ist. Aber Ihr wißt

auch, daß nicht einmal Graham bei unseren Sitzungen zugegen sein darf.“

„Mit Gréville hättet Ihr eine Ausnahme machen können. Wie Graham lebhaft ist, so ist Gréville zurückhaltend, wie Graham neugierig ist, so ist Gréville stoisch. Eure Art hat etwas Ungezogenes an sich, das mir mißfällt. Wozu malt Ihr diese Bilder, als um mich durch Eure Kunst der Welt zu geben, und doch müssen die Käufer mit Euch um ihren Besitz immer wieder kämpfen.“

„Weil ich nichts von dem, was Euer ist, und was ich mir durch die Qualen des Schaffens erworben habe, verlieren möchte. Weil mir jedes dieser Bilder ein Stück Eurer Seele ist.“

„Gebe ich Euch nicht jeden Tag als Ersatz ein anderes Stück meiner Seele?“

„Ihr gebt es: aber das ist es eben, daß Ihr mir immer nur Stücke und niemals ein Ganzes gebt. In einem Augenblick, der alle Eure getrennten Möglichkeiten umfaßt, läge mehr als in tausend Bildern Eurer Verwandlungen. Fast beneide ich meine bescheideneren Kollegen, die ihr Modell immer wieder in einer göttlichen Einfachheit malen. Sie lieben diese nichtssagenden Mädchen, und diese lieben sie. So gelingt es ihnen, das Weib zu geben. Aber Euch fehlt das Bindende, das Gemeinsame, das Unauflösliche, der Mittelpunkt Eures reichen Selbst, die Liebe.“

„Ihr habt recht. Aber was wollt Ihr? Ragt Ihr nicht gerade dadurch über die Menge Eurer unbekannten Kollegen hinaus. Nehmt eins dieser dürftigen

Geschöpfe mit den einfachen Seelen, und Ihr geht unter wie sie."

„Ich wollte untergehen, wenn ich das endlich in Euch gefunden hätte, was ich unaufhörlich suche . . . das Weib."

„Das ist der Wunsch des Mannes, aber nicht der des Künstlers."

Romney ergriff ein Bündel Pinsel und brach sie mitten durch. Das scharfe Knacken war wie plötzliches Aufprasseln eines frei werdenden Feuers.

„Laßt Euer armes Handwerkszeug. Ihr verlangt die Liebe von mir. Ihr kennt mein Leben nicht, sonst würdet ihr das nicht fordern, was ich nicht geben kann. Was wißt Ihr von meinem Leben? Was Euch Graham erzählt hat? Was weiß Graham davon? Aber ich weiß mich auf den Hunger und die blaugefrorenen Glieder meiner ersten Kindheit zu erinnern. Nur ich weiß, was ich in den niedrigsten Diensten zu erdulden hatte. Wie ich als Kindermädchen schwere, wilde Rangen tragen mußte und mein biegsamer Rücken dabei fast für mein ganzes Leben gekrümmt geblieben wäre; wie mich der Krämer, bei dem ich bedienstet war, mißhandelte, und wie ich dann endlich knirschend und fieberheiß bei einer vornehmen Dame alle Üppigkeiten der großen Welt kennen lernte. Aber ich sank herab und wurde in einer Spelunke von johlenden, betrunkenen Matrosen herumgezerrt und aus einem Arm in den anderen geworfen, daß die übelriechenden Atem und die Ausdünstungen ihrer Tierheit mich vor Ekel krank machten. Und wieder mußte mich das Unglück einen Geliebten finden

lassen, der mir von seinem Glanz gab, und der mich verstieß, als ich ihm lästig war. Aus dem Schmutz der Straße hob mich dieser Graham auf und glaubt mich nun durch meine Dankbarkeit an sich gefesselt. Damals, als ich in den Hafenkneipen diese unzähligen Hunderte von Mädchen kennen lernte, die gleich mir von dem schmutzigsten Schicksal in den Sumpf gezerrt worden waren, damals habe ich mir geschworen, diese Armseligen und Erniedrigten zu rächen. Immer neue Gesichter sah ich, einen unabsehbaren Zug von Opfern, zagende, blasse, rührende Kinder erst und schon nach Wochen ebenso stumpf und frech wie die anderen. Zitternd suchte ich nach dem Mittel zur Macht, und ich fand es endlich in diesem Leib. Romney, blickt nicht weg, woher kam mir in diesem Leben die Liebe, die meine Reinheit hätte erwecken können? Es war mir immer, als müßte irgendwo, in irgendeinem Land etwas geschehen, irgendeine Erlösung. Aber nicht eine Erlösung durch die Liebe, sondern durch den Haß, der zertrümmernd und zerstörend Euch Satte und Zufriedene hinwegfegte. Das lernte ich aus den verworrenen Reden der Dirnen, aus den trunkenen Drohungen der Verkommenen, die meine Freunde waren. Und es war wie eine Wette mit mir selbst: wenn ich selbst emporkäme, so käme auch ein Tag der Vergeltung für die Verlorenen des Sumpfes. Romney, wo konnte ich die Liebe lernen?"

„Und doch habt Ihr die Liebe; wenn auch nicht ihre Wahrheit, so doch ihren Schein. Ihr habt sie für alle, nur nicht für mich." Das war so gesagt, aus einem Beben, aus einer verlegenen Abwehr.

„So glaubst du, was ich den anderen gebe, ist die Liebe. Graham, Davis, Gréville und die anderen... das sind nur Siege meiner Rache."

„Was . . . Ihr habt also wirklich . . . ?"

„Ja!"

Winselnd fiel Romney auf das Bärenfell nieder. Das Unerwartete hatte sich wie ein schwarzer Geier auf ihn gestürzt. Er sah plötzlich die öden Klippen der schottischen Küste und hörte die Brandung eines blutroten Meers. Was er in planloser Vermutung gesprochen hatte, war also die Wahrheit. Und Emma gab das so ohne weiteres zu. Also nicht bloß Graham, sondern auch alle anderen. Nur er nicht. Sein Verdacht, dieses heimliche Kommen und Gehen, Grahams verschmitzte Andeutungen! Diese Sorgfalt, die ihn zu gewissen Zeiten von diesem Haus fernhielt! Alle, nur er nicht.

Wie ein Hund, dem ein grausamer Schlag das Rückgrat zerschmettert hat, schleppte er sich zu den Füßen des Weibes. Mit hängendem Kopf fiel er vor ihr nieder: „Und warum ich nicht . . . warum ich nicht?"

Emma stand auf: „Weil das Wesen der Kunst die Sehnsucht ist . . . und vielleicht . . . weil sich gerade über Euch der feinste Sieg meiner Rache erhebt."

Romney stöhnte wie ein Kranker.

„Ich bedaure Euch, mein Freund; kommt zu Euch; Ihr werdet heute kaum mehr gesonnen sein, Eure Arbeit fortzusetzen. Auf morgen, mein Freund . . . Morgen, mit wieder frischer Kraft!"

Emma ging.

Der leuchtende Duft ihres Leibes erlosch in dem Zimmer, auf dessen Teppichen noch die Spuren ihrer Tritte blieben.

Romney blieb zwei Tage lang fort.

Am dritten Tag kam er wieder; wie ein Schwimmer, der nach einem grausamen Kampf an das Land steigt, wie ein Ringer, der sich vom Körper des besiegten Feindes mit zitternden Gliedern erhebt. Wie einer, der aus einem Wald voll scheußlicher Gefahren zur Sonne zurückkehrt. Er sprach fast nichts, und es war, als ob er alles Suchen aufgegeben hätte. Aber seine Kunst schien in dieser Zeit an Reife und Kraft gewonnen zu haben.

Graham betrachtete das neue Bild: „Mein Freund, ich weiß nicht, was ich Euch sagen soll. Ihr dürft nun alles wagen, keine Aufgabe ist für Euren göttlichen Pinsel zu schwer, und Ihr könnt Euch nun, ohne Gefahr zu laufen, daß Euch Unbescheidenheit und Überhebung vorgeworfen werden, getrost neben die größten Meister aller Zeiten stellen."

Romney lächelte schmerzlich.

Ein Diener meldete den Lord Gréville.

„Eure Lordschaft kommen eben recht, um ein neues Wunderwerk anzustaunen, das unser Freund fast vollendet hat."

Der Lord betrachtete das Gemälde und sprach einige flüchtige, verbindliche Worte — dann ließ er sein Augenglas sinken: „Der Grund meines Kommens, schöne Freundin und liebster Freund, ist neben dem täglich sich erneuernden Wunsch, Sie zu sehen, eine ernste Besorgnis um den Ruhm, der sich wie eine

Strahlenkrone um das schöne Haupt Emmas gewoben."

Emma erhob sich. Die meergrünen Schleierfalten ihres Gewandes folgten ihr wie hüpfende Wellen der silberfüßigen Thetis. Sie lächelte: „Eure Neigung, mich zu verherrlichen, schärft Eure Augen für jedes flackernde Licht, das mich überstrahlen könnte, und macht Eure Ohren fein für jedes wispernde Gerücht, das über mich umläuft. Ich bin glücklich, so treue Diener zu haben, aber ich beklage es, daß Ihr Euch selbst unnütze Sorgen macht; ich wollte Vertrauen sehen, ein Vertrauen, wie ... wie das ... Romneys, der an meinen Siegen nicht zweifelt."

„Spricht man nicht mehr in London von meiner Göttin Hygiea?" sagte Graham, „beginnt man sie zu vergessen? Vorgestern drängten sich meine Gäste zu meinem Vortrag, daß der Saal von Menschen voll war. Meine Diener sollten die Nachströmenden abwehren, aber sie wurden beiseite gestoßen und konnten nicht zurückdämmen ..."

„Und doch beginnt man auch von einer Miß Esther zu sprechen, die den Stern eines jener kleinen Vorstadttheater bildet, über die man sonst hinwegsieht. Ein findiger Direktor hat wohl von Euren Triumphen gehört und beschlossen, sie durch eine jener skrupellosen und willigen Schönen in Schatten zu stellen. Man hört, daß Miß Esther sogar jene unvergleichlichen Posen nachahmen soll, die der Pinsel Meister Romneys festgehalten hat."

Der meergrüne Schleier war an einem Schnörkel des kleinen Tisches hängen geblieben. Als ihn jetzt

Emma zornig losriß, flatterte ein Stück des Gewebes zur Erde.

Das ist der Nachteil der Kunst," sagte Emma erregt, „daß sie uns nicht bloß unseren Freunden, die uns bewundern, sondern auch unseren Feinden, die uns verhöhnen, ausliefert. Und wie tausendfach ist die Natur stärker und erhabener als die Kunst, wenn die gewöhnliche Tänzerin eines Vorstadttheaters Gemälde von Meisterhand vergessen machen kann."

Ein kleines, glockenschweres Schweigen. Romney hatte die Spitzenmanschetten seiner Ärmel erfaßt und zerknitterte sie in seinen feuchten Händen. Dann fuhr Emma fort: „Ich habe nicht das Recht, meine Schönheit zu verhüllen, da ich wie eine Priesterin in diesem rauhen Land zu leben bestimmt bin."

„Beten nicht meine Gäste zu Euren Füßen ihre stammelnde Inbrunst, feiern sie nicht oft genug die Erhabenheit Eures Leibes?"

„Welch ein kleiner Bruchteil des unermeßlichen London. Meine Rivalin hat die Tribüne vor mir voraus. Sie wird mich einholen und überflügeln. Ich will diese Miß Esther sehen."

Graham war bestürzt. Aber Emma besiegte seinen Widerstand durch die Festigkeit ihres Wunsches. Es wurde beschlossen, das Theater gemeinsam aufzusuchen. —

Und schon am nächsten Abend stiegen Emma und ihre Begleiter vor dem niedrigen Theatergebäude aus ihren Sänften und schritten die schlüpfrige Steintreppe hinan. Zwei Neger öffneten die hohen Flügeltüren und nahmen den Gästen die Mäntel ab. Die ein

wenig verschossene, billige Pracht eines Theaters zweiten Ranges legte ihren armseligen Schmuck über Wände und Decken. In den Feldern der Treppenwände Landschaften, von denen sich Romney voll Grauen abwandte. Auf der Decke Gruppen von steifen Amoretten, deren verrenkte Glieder zwischen Blumen und Ornamenten lagen. Allegorische Darstellungen der Schönheit, des Genusses, der Freude, der Natur, die mit vorgequollenen Leibern über dicke Wolken geklext waren.

In der Loge nebenan fand sich eine kleine Gesellschaft von Bekannten: Reynolds, Gainsborough, Macpherson und Kapitän Davis.

Die beiden Maler begrüßten Romney mit kühler Zurückhaltung. Davis aber rückte an die hölzerne Scheidewand der beiden Logen und sagte Emma mit seiner lauten Kommandostimme einige unbeholfene Schmeicheleien. Also dieser plumpe Alte, dessen Gesicht von rauhen Borsten starrte, hatte Emma genossen. Und Romney drückte sich in den dunklen Winkel der Loge, denn es war ihm, als müßte er seine Hand nach der faltigen, rotbraunen Kehle vor ihm ausstrecken und sie zusammendrücken.

Emma schob unruhig ihren Stuhl herum, und Romney flüsterte ihr ins Ohr: „Ihr seid sehr aufgeregt."

„Es ist die Aufregung vor dem Kampf," sie versuchte zu lächeln, „eine begreifliche und menschliche Regung."

Das Halbdunkel des Zuschauerraums wurde erhellt. Diener gingen umher und entzündeten die Lampen, die man bisher aus Sparsamkeit noch nicht

benutzt hatte. Man setzte das ästhetische Gespräch fort, das von der Begrüßung Emmas unterbrochen worden war. Reynolds verteidigte die Möglichkeit, in der Darstellung der Hände auch Empfindungen auszudrücken.

„Ich stand vor den Studienblättern Lionardos und Michelangelos wie vor einem der herrlichsten Wunder der Natur. Jede dieser Hunderte von Händen hat ihr eigenes Leben, aus dem die Seele des Besitzers spricht. Man ahnt nicht nur oder errät, nein — man weiß es mit Gewißheit, wem diese Hand einst gehört hat. Die zitternde Schlaffheit des Greises, der kraftvolle Blutdrang des Jünglings, die eherne Festigkeit des Mannes, die schlanke Schönheit der Jungfrau, die weiche, wollüstige Fülle der Kurtisane. Und mehr noch, man liest auch, ob die Menschen gut oder zornig, Dichter oder Mörder, Fürsten oder Bettler, Mildtätige oder Tyrannen, Trauernde oder Fröhliche, Heilige oder Teufel gewesen sind."

Gainsborough setzte mit seiner kalten Ruhe hinzu: „Was Reynolds da in einzelnen Seiten der Seele darstellt, das findet sich alles in den geheimnisvollen Händen der Mona Lisa vereinigt. Diese Hände sind imstande, zu streicheln und zu erdrosseln; ihre Schlankheit scheint die Gestalt himmlischer Erlebnisse zu haben oder von der Giftmischerin geformt zu sein. Es sind die Hände der Frau als Gesamtwesen."

„Was haltet Ihr von meinen Händen," und Emma legte ihre Arme auf die Brüstung der Loge, daß die Spitzenärmel weit zurückfielen und die vollkommenen Formen auf dem dunkelroten Samt leuchteten

wie kostbare Schmuckstücke auf weich umhüllendem Grund. „Sind sie nicht vollkommener als die Hände der Mona Lisa?"

Macpherson rief mit einer Begeisterung, die ihn verjüngte: „Sie sind es, wie die Natur stets vollkommener ist als die Kunst, die ihr bloß nachstrebt."

Und Reynolds stimmte zu: „Sie haben den Reiz der Bewegung, des warmen, roten Blutes, den wir doch nie erreichen können."

Der Kapitän aber packte mit einem vertraulichen und doch ehrfürchtigen Griff eine dieser Hände und schrie: „Ich kenne nur zwei Arten von Händen. Die Faust, die das Schwert führt oder das Steuerruder hält, und die Hand, die schmeichelt und in die Seligkeiten des Paradieses leitet. Die eine ist des vollkommenen Mannes, die andere des vollkommenen Weibes Eigentum. Was dazwischen liegt, ist vom Mannweib oder vom weibischen Mann und zählt nicht mit."

Mit einem sonderbaren Tonfall sagte Gréville: „Kapitän, Ihr bereitet uns das seltene und hocherfreuliche Schauspiel, die Faust des vollkommenen Mannes und die Hand der vollkommenen Frau im schönsten Bund zu sehen."

„Und wir Künstler sind von Davis beseitigt und zählen nicht mit, weil wir nicht die Faust des Seemanns haben."

„Ruhig, Reynolds, ihr Künstler seid dazu da, um uns die feinsten und geheimsten Dinge zu sagen. Sagt mir nur, ob ihr die Seele Mona Lisas in meiner Hand findet."

„Das wird Euch Romney besser sagen, der sie schon hundertmal gefunden hat."

Aber aus dem Hintergrund der Loge kam die fahle und verzichtende Stimme Romneys: „Ich fand Seelen, aber nicht die Seele."

Da begann die Vorstellung. Auf die Bühne traten zwei Schäfer, die einander die Vorzüge ihrer Geliebten priesen. Eins der galanten Spiele nahm seinen Anfang, die in glatten Versen parfümierte Dinge sagen und in schmachtenden Worten die Schönheit des Waldes, das wunderbare Rauschen der Nacht und das Schluchzen Philomelens besingen, um dann in Hymnen an die Geliebte hinanzusteigen. Die Schäferinnen kommen und lachen und scherzen mit den Schäfern.

„Die größere ist Miß Esther," flüsterte Reynolds.

Emmas Augen wurden weit und dunkel.

Ein Spiel der Eifersucht riß die Personen des Stücks mit sich. Zeus selbst sollte über die Schönheit der Schönen entscheiden. Im Wolkenwagen senkte er sich zur Erde herab und neigte sich den Wünschen der Menschen.

Und nun begann der Wettkampf der Frauen. Die Gewänder fielen, und die Schäferinnen traten vor den Richter. Zeus lobte und beschrieb ihre Schönheit. Doch er konnte sich nicht entscheiden. Da tanzte Phyllis ein Gebet vor dem starken Gott. Aber Dorimene folgte ihr, und inniger, tiefer war die Inbrunst ihres Flehens. Der Zorn erfaßte Phyllis, und ihre Glieder wurden zu bäumenden Schlangen. Noch wilder und grausamer wurden die Bewegungen Dorimenens.

Die Zuschauer zitterten, und tiefe Stille umrankte ihre Verzückung.

„Man sucht Euch nachzuahmen," sagte Gréville.

Da lachte Emma und stieß den Stuhl zurück, daß sein Knarren das Schweigen des Theaters unterbrach. „Ich komme wieder." Graham wollte ihr folgen. Doch sie wies ihn zurück.

Die Schauspielerinnen nahmen alle Posen Emmas ein, die man in den Bildern Romneys kennen gelernt hatte. Und immer siegte Dorimene. Und endlich erhob sich der Richter und reichte ihr einen Zweig, den er von dem Lorbeerbaum über seinem Sitz brach. Huldigend sanken alle und Zeus selbst zu Dorimenens Füßen.

Der Beifall der Zuschauer brach zugleich im ganzen Haus aus.

Das Stück war zu Ende.

Aber noch immer saß das Publikum auf seinen Plätzen und wollte nicht gehen.

Da trat der Direktor auf die Bühne.

Die Schauspieler sahen sich erstaunt an. Die Zuschauer wurden ruhig, und der Direktor begann zu sprechen: „Verehrungswürdiges und hochgünstiges Publikum! Der große Beifall, den unsere neue Komödie gefunden hat, ehrt meine Darsteller und auch mich, denn er beweist, daß die Entdeckung der Schönheit hier eine Stätte gefunden hat. Wir sind glücklich darüber, daß wir hier dem Geist des griechischen Altertums und zugleich der schönen Natur einen Tempel errichten konnten, weil wir in dieser glücklichen Vereinigung nicht sowohl eine Laune der Mode

von heute, sondern sogar die einzige und mögliche, für die Zukunft bedeutende Art von Kunst erblicken. Was sind alle Gemälde von Meisterhand gegen den unvergleichlichen Anblick blühenden Lebens, wie er sich auf unserer Bühne in den schönsten Formen unserem verehrten Publikum zeigt. Und daß diese Ansicht und Übung den Beifall der Himmlischen selbst findet, des zum Zeichen ist heute Venus selbst von ihrem glänzenden Stern herabgestiegen, um an dem Wettkampf der Schönheit teilzunehmen, der diese Schäfer und Schäferinnen hier versammelt hat."

Vor Romneys Augen vereinigte sich der trübe Schein der Kerzen des Zuschauerraums zu einer breiten Fläche, auf der ihm die von der Bühne her gesprochenen Worte zu schwimmen schienen. Er konnte von seinem Winkel aus den Direktor nicht erblicken. Aber er sah ihn deutlich vor sich: mit den Gebärden des Scharlatans und dem Triumph des Geschäftsmannes. Und da fiel es wie der Sturz eines Baums in ihn: die Ähnlichkeit zwischen den Worten Grahams, mit denen er seine Hygiea anmeldete, und dieser Rede eines Theaterdirektors, der seine neueste Nummer anpries . . . es war die Kunst in ihrer widerlichsten Verzerrung, zur Dirne der Straße geworden, zum breiten Vergnügen des Pöbels entwürdigt. Ein guter Name für ein schlechtes Geschäft. Ein Heiligtum, das von Tempelschändern zur Schenke gemacht wird. Eine Spekulation mit einem Großen und Erhabenen, das durch kein Gesetz geschützt werden konnte. Plötzlich kam ihm das Bewußtsein eines grimmigen Widerstandes, den die Natur der Kunst entgegensetzte, indem

sie jeden Aufschwung mit den gelben Riesenarmen ihrer Gewöhnlichkeit niederdrückte. Die roten Röcke der Theaterdiener unten im Zuschauerraum tanzten als rote Kugeln über eine graue Ebene, die langsam auf und ab schwankte. Aus seinem Winkel sah er nur ein Stückchen der Bühne: den Baum, unter dem Zeus gesessen hatte, Zeus selbst und noch einen der Schäfer zur Hälfte. Und er sah, wie der Schäfer sich mit einer Gebärde der Ratlosigkeit an den Gott wandte. Der zuckte die Achseln und blickte gespannt nach dem unsichtbaren Ort, von dem sich die breiten, unverschämten Worte des Direktors wie ein zäher Schlammstrom zu ergießen schienen. Das mußte eine Improvisation, ein plötzlicher Einschub sein, auf den die Schauspieler nicht vorbereitet waren. Und jetzt war es Romney klar, daß der Direktor das Auftreten Emmas ankündigte. Sie war vorhin davongelaufen, um sich und ihre Schönheit dieser Vorstadtbühne zum Schauspiel anzubieten. Auf Grahams bartlosem Gesicht lag die gleiche Gewißheit, die Romney eben gekommen war. Die Enttäuschung des Meisters, der seinen Jünger einem anderen Meister zulaufen sieht, der Neid des Konkurrenten, dessen Geschäftsgeheimnis nun plötzlich einem anderen zugute kommt.

Der Direktor fuhr indessen in seiner Rede fort: „Besorgt um den Ruf ihrer Allgewalt, hat mich die Göttin damit beauftragt, ihr Kommen zu melden. Die gefährliche Nebenbuhlerin in dem edelsten aller Wettstreite zu besiegen, ist ihr ernsthaftes Bemühen, und nicht mehr Zeus, sondern das Publikum selbst soll entscheiden, ob der Göttin über die Siegerin der

Preis gebührt. Die Himmlische vertraut sich Ihrem gerechten und weisen Urteil.“

Unter Verbeugungen zog sich der Direktor zurück, und durch das Publikum, das plötzlich den ganzen Reiz eines Erlebnisses, eines unerwarteten Abenteuers empfand, ging ein schwebendes Flüstern . . .

Das nun den Atem anhielt. Denn aus dem Hintergrund der Bühne trat mit langsamem Schritt die Göttin selbst. Romney sah noch nichts von ihr, aber an dem raschen Aufzucken der Freunde erkannte er, daß es Emma war.

Er wagte es nicht, sich vorzuneigen. Vom Scheitel Davis hatte sich ein Haarbüschel losgedreht und lag mit einer krausen Linie im matten Lichtschein einer der Kerzen des Zuschauerraums. Romney verlängerte diese Linie und freute sich, daß sie genau eine rote Quaste traf, die vom Vorhang der Bühne herabhing. Dann sagte er sich ganz deutlich: wundern wir uns nicht darüber, daß sie das tut. War es etwas anderes, was sie bei Graham tat? Dort wirkte sie auf wenige und nur dann wenn ihr Meister wollte. Hier wird sie zügellos in die Massen wirken und ihre Rache reichlich erfüllen. Er hob diese Sätze aus sich heraus, wie der Fischer des Märchens die goldenen Schatzkästchen mit seinem Netz aus dem funkelnden Meer hebt. Er steht verwundert über den seltsamen Zug und weiß nicht, ob er sich freuen darf. Aber er ist zufrieden, daß er endlich die Kraft kennt, die seine Netze schwer machte und in der grünen Finsternis zurückhielt.

Romney fühlte sich fast befreit, als er sich alles so klargemacht hatte.

Und jetzt begann im Zuschauerraum ein Toben, das von allen Rängen des Hauses vorzustürzen schien. Es wurde bedrohlich wie ein Sturm, als ob es die zitternden Kerzenflammen verlöschen wollte. Aus den der Bühne benachbarten Logen warfen die Kavaliere die kostbaren Spangen ihrer Brustschleifen hinab. Romny sah, wie Macpherson Reynolds Hand erfaßte und drückte.

Da erhob sich Graham und verließ die Loge. Gréville folgte ihm. Er war bleich, und die blauen Adern seiner Schläfen spannen ein deutliches Netz über die Stirn. Romny blieb noch einen Augenblick und erwartete das Losbrechen des Beifalls. Dann ging er den anderen nach.

Die drei Männer warteten vor dem Bühnenausgang des Theaters. Sie sprachen kein Wort und sahen einander nicht an. Alle drei fühlten, daß ihre Macht über dieses Weib zu Ende war.

Dann wälzte sich die Menge der Zuschauer an ihnen vorüber. Wie ein brausender, erregter Festzug, in dem noch das ungeheure Erlebnis nachsummt. Wie ein Heer von jungen, berauschten Priestern, die einen neuen Gott verkünden. Apostel und Fanatiker einer Religion, die ihre Gläubigen mit großen Kräften ausstattet. Der Zug erfüllte die Straßen Londons, teilte sich an der nächsten Kreuzung, quoll nach allen Richtungen auseinander, und es schien, als ob die unübersehbare Stadt in einem Augenblick bis in die

entferntesten Vorstädte von der wunderbaren Nachricht dieses Abends entzündet wäre.

Eine Schar begeisterter Jünglinge und Männer versammelte sich vor dem Bühnenausgang und drängte die drei Wartenden an die Wand. Romney erinnerte sich des Tages, an dem der Leichenzug James Cooks durch London gegangen war. Damals hatte Graham zuerst von seiner Göttin Hygiea gesprochen. Als Emma Lyon aus der engen Pforte trat, zerriß die Gier der Begeisterten in einen einzigen Schrei. Man drängte sich an das Weib heran, man wollte ihr Kleid berühren, man wollte sie in die Höhe heben. In einem wütenden Kampf, der ihre Röcke in Fetzen riß, befreiten die drei Männer Emma, schlugen sich durch die Menge und erreichten die Sänften.

Der gleichmäßige Trab der Träger brachte sie vor Grahams Haus.

Gréville beeilte sich, aus seiner Sänfte zu steigen, und reichte Emma die Hand: „Ich beglückwünsche Euch zu Eurem neuen Triumph, schönste Freundin; gestattet mir, wie bisher Euer Sklave zu sein, dann bin ich glücklich genug." Damit verneigte er sich.

Emma lachte: „Ja — ich war heute so schön wie noch niemals." Und sie reichte Gréville die Hand zum Abschied.

Emma und die zwei Freunde stiegen schweigend die rote Treppe empor. Das Weib legte das Spitzentuch ab und besah sich lachend in dem großen Spiegel ihres Zimmers.

„Was bedeutet das?" sagte endlich der Arzt.

„Das bedeutet, daß ich heute erst ganz klar er-

kannt habe, daß das Weib nur eine Art und Möglichkeit hat, zu herrschen."

Der Arzt schwieg, und seine Augen bekamen den tückischen Blick einer wachsamen Bulldogge. Traurig ging Romney davon.

Als er auf der Treppe war, hörte er hinter sich ein furchtbares Schreien. Er rannte zurück und schlug mit beiden Fäusten gegen die Tür. Ein verstörter Diener öffnete, der Maler stieß ihn zurück und riß die Tür zu Emmas Zimmer auf. Da hatte der Arzt Emma gepackt und schlug mit einer Hundspeitsche auf sie los. Das Kleid hing in Fetzen um sie, und von den Schultern bis zur Hüfte zogen sich blutige Striemen.

Romney stürzte sich über den Arzt und warf ihn rücklings zu Boden. Das Knie auf die Brust . . . die Hände um seinen Hals gekrampft . . . er drückte und würgte, bis ihm die Peitsche entfiel. Dann ließ er los. Röchelnd, mit blutigem Schaum vor dem Mund, blieb der Arzt liegen.

Emma stand zitternd in einer Zimmerecke, und ihre Augen waren dunkel vor Furcht.

Dann erhob sich Graham und ließ sich von dem Maler aus dem Zimmer führen. Inmitten der umgestürzten Möbel und zertrümmerten Vasen blieb die Peitsche zurück. Graham sank in einen hochlehnigen, steifbeinigen Patientensessel und umklammerte die Armlehnen mit zitternden Händen. Es war nichts als das Ticken einer alten Uhr, das schwere Atmen des Arztes und jetzt das Zuschnappen des Riegels, mit dem Emma ihre Tür verschloß.

* * *

Am nächsten Morgen kam Graham kurz nach Tagesanbruch zu Romney. „Sie ist fort!“ schrie er.

Romney sprang auf, und beide rannten zu Gréville. Sie warfen den Kammerdiener um und rissen den Lord aus dem Bett. Gréville erschrak. Bei ihm war sie nicht gewesen. Also zum Direktor der Apollobühne. Der lächelte. Emma Lyon hatte ihn kurz nach Tagesanbruch aufgesucht und einen Vertrag unterschrieben, der sie seiner Bühne für lange Zeit verpflichtete.

Am Abend dieses Tages trat Emma als Sklavin auf. Von den Schultern bis zu den Hüften ihres schönen Körpers zogen sich blutige Striemen. Das Haus, das durch eine Wache gegen die andrängende Menge geschützt werden mußte, erzitterte unter dem rasenden Beifall.

Emma schenkte jeden Abend einem anderen ihre Liebe. Man erkaufte ihre Gunst mit ungeheuren Vermögen. Aber viele blieben unerhört. Und die Zahl der Selbstmorde unter der vornehmen Welt Londons nahm erschreckend zu.

Romney blieb der treue Freund Grahams, obgleich er ihn verachtete. Seine Kunst, die ihm früher Trost und Stolz und hohes Ziel gewesen war, wurde armselig und klein und sank im Alltag unter. Es fiel niemand mehr ein, ihn mit Reynolds und Gainsborough zusammen zu nennen.





Die tötende Kunst.

Im Vorzimmer der Garden zu Versailles ging es recht lebhaft zu.

Zwei Schweizer und ein Musketier standen in einer Ecke und stritten.

„Kraft muß man haben, Kraft," sagte der Unterwaldener. „Ja, da . . ." stimmte ihm der andere aus Uri bei und schlug sich mit der Faust auf die Muskeln des Oberarmes.

Der Franzose lächelte. „Ja . . ." sagte er obenhin . . . „da . . ." und er zeigte auf die Stirn.

Die anderen lachten. Im Kreise standen sie um die Gruppe herum und lachten.

„Freilich, im Reden" . . . sagte der Unterwaldener, der vor Zorn ganz dunkelrot geworden war, „da kommt man Euch nicht auf . . ."

„Und das Reden ist die edelste Betätigung des Menschen! Was ist der edelste Teil des Menschen?" Er sah sich im Kreise um. „Das Gehirn? Warum? Es ist der Träger des göttlichen Funkens der erhabensten Leuchtkraft, des Verstandes, des Denkens." Er sah sich wieder um.

Die andern nickten.

„Und was ist der Ausdruck des Denkens? Wie teile ich euch mit, was ich Erhabenes, Großartiges, Überirdisches gedacht habe? Durch die Worte, durch die Sprache, durch das Reden! Also," schloß er triumphierend, „ist das Reden die edelste Betätigung des Menschen!"

Schallender Beifall.

„Und eine feste Faust und ein tüchtiges Eisen sind nichts!" schrie der Unterwaldener ganz wütend und schlug an sein Wehrgehenk.

„Pst ... ruhig ... ruhig ..." kam es von hinten. Die Garden fuhren auseinander.

Eine Dame ging durch das Zimmer.

Der Diener an der zweiten Flügeltür verneigte sich, aber er öffnete nicht: „Madame, der König empfängt nicht mehr."

„Wie?"

„Der König empfängt nicht mehr."

„Aber ich habe doch ..."

Der Diener zuckte die Achseln. „Ja ..." sagte er obenhin bedauernd.

„Rufen Sie mir den diensttuenden Kammerherrn!"

Ein Schweizer verschwand hinter der Flügeltür. Die Frau stand da ... ungeduldig und beschämt. Ihr Fuß tippte nervös auf und ab. Auf der violetten Seide ihres Kleides lagen fast weiße Sonnenflecke. Um die tiefen Falten des Rockes spielte ein dunkles Orangegelb.

In der Ecke standen die Garden und flüsterten. „Die Fürstin Colonna!" sagte einer.

„Die Nichte Mazarins!" der zweite.

„Maria Mancini!“ der dritte.

„Die Geliebte des Königs?“ fragte ein junger Mann neugierig.

„Ruhig ... ruhig ... das ist schon lange her!“

Der Kammerherr kam.

Er verneigte sich tief.

„Ist es wahr, der König empfängt nicht mehr?“

„Fürstin, ich bin untröstlich, Ihnen dies mitteilen zu müssen.“

Maria biß sich auf die Lippen. Diese unerhörte Schmach. Und das hier, im Vorzimmer vor den Garden. Es kam ihr so vor, als hätte sie einige bekannte Gesichter gesehen. Noch von früher her, aus den Zeiten ihres Glanzes.

O, dieses niederträchtige Weib, diese Montespan! Wenn sie nur den König einmal hätte sehen können. Sie hätte ihn mit den Erinnerungen an früher entzückt. Sie hätte ihn mit dem Feuer ihrer heißen, südlichen Augen wahnsinnig gemacht. Wie früher. Ihre Schönheit hätte das Fremde in ihm, diese Montespan besiegt. Sie war doch schön ... der Fürst Colonna sagte ihr es im Tag doch zwanzigmal.

Der Kammerherr stand noch immer.

Maria zischte zwischen den Zähnen durch: „Ich habe mich doch anmelden lassen. Haben Sie gesagt, Fürstin Colonna, früher Maria Mancini, die Nichte Mazarins.“

„Wort für Wort habe ich es dem König vorgesprochen. Aber er mußte sich erst erinnern ...“

„Ah ... und?“

„Und dann sagte er: „. . . morgen bin ich sehr beschäftigt . . . ein andermal.‘“

„Ich danke Ihnen . . .“ Die Fürstin ging. Ihre Finger krampften sich in die zarten Spitzen ihres Taschentuches. In ihren Augen schimmerte es feucht. Das sollten sie nicht sehen.

Der weite Spiegelgang lag freundlich vor ihr. Eine weiße, weiche Helle kam durch die hohen Glaswände. Die Holzleisten der Fenster zeichneten schwarze Netze auf die gelben und roten Quadern des Fußbodens.

Das war das Ende, empfand Maria in sich. Eine graue, trübsinnige Resignation senkte sich auf sie nieder. Und doch war noch etwas wie eine leise Hoffnung in ihr.

Sie sah sich in den hohen Spiegeln des Ganges. Hinter ihr waren dann die Fenster und dann die grünen, strenglinigen Bäume des Gartens. Aus dem Hof kam es hell und fröhlich herauf . . . Lachen, Waffenklirren . . . ein par schüchterne, klägliche Töne aus einem Jagdhorn . . . wohl eine Dame, die ihre Kunst versuchte . . . dann wieder übermütiges Gelächter . . . eine tiefe Baßstimme, die gar nicht aufhören konnte . . . ein Hund begann zu kläffen . . . ein zweiter . . . dritter . . . wieder ein Ton auf dem Jagdhorn . . . noch gequetschter und kläglicher als die ersten . . . Gelächter . . . Hundebellen . . . ein Pferd wieherte. Immer lauter wurde es unten.

Maria biß die Zähne zusammen. Sollte dies alles für sie verloren sein? Licht und Sonne war für sie nur am Hofe des Königs. Und Ludwig wollte sie nicht einmal sehen.

Sie wollte auf das Lachen und Lärmen da unten nicht hören. Sie wollte nichts wissen von den galanten Ungezogenheiten dieser Welt. Und sie horchte hin, mit einer gespannten Aufmerksamkeit, mit wildem Herzklopfen . . . ob sie nicht seine Stimme . . .

Der Gang war endlos.

Es war ihr, als ob sie den Kopf verhüllen und flüchten müßte. Und sie ging immer langsamer und immer näher bei den Fenstern. Sie sah krampfhaft auf die andere Seite in die Spiegel und zählte . . . eins . . . zwei . . . drei . . . vier Schritte . . . ein Pfeiler . . . eins . . . zwei . . . drei . . . vier . . . Pfeiler . . . eins . . . zwei . . . drei . . . vier . . . Pfeiler . . . und zwischendurch horchte sie auf die Stimmen unten im Hofe . . .

Sie war zu stolz, um hinunterzusehen. Dieser König sollte nicht denken, daß sie unglücklich war und seine Günstlinge beneidete . . .

Ha . . . da stieg er eben zu Pferd. Zwei Kammerdiener hoben ihn in den Sattel . . . und wie er schlecht aussah, ganz bleich und knochig . . . und neben ihm auf dem Schimmel die Montespan, dick, rosig und vergnügt . . . mit den breiten Hüften . . . ah . . . und sie . . .

. . . sie sah da hinaus. Maria erschrak und trat zurück. Aber sie fühlte, daß sie sich nur gewaltsam von dem da unten losmachen konnte. Sie fühlte sich so klein und arm. Hatte die Montespan nicht hinaufgesehen? Wenn sie sie so erblickt hätte, wie eine Bettlerin, mit der heißen Sehnsucht nach einem verbotenen Paradies. Und mit unendlichen Hoffnungen

war sie gekommen. Die glänzenden Feste von Versailles . . . und sie als ihre Königin. Was war Ludwig dem Vierzehnten die Montespan? Seine Jugend hatte Maria Mancini geheißen.

Unten im Hofe ein lautes und fröhliches Hornsignal, ein Trappeln, Kläffen und Lachen . . . leiser und leiser.

In Maria war es, als sei vor die lichten Bilder ihrer Seele ein dunkler Vorhang gefallen. Und wieder kam eine dumpfe Mutlosigkeit über sie. Das hatte sie früher nie gekannt. War das ein Zeichen des Alters?

Sie sah in den Spiegel. Nein, wirklich, alt war sie nicht. Sie war schön, noch immer so schön als damals, da sie für Ludwig die ganze Welt gewesen war . . .

Da war das Ende des Ganges.

Was war das? Sie hatte das Stiegenhaus verfehlt. Sie ging zurück.

Aber wie sollte sie sich zurechtfinden. Damals war das Schloß ja kaum zur Hälfte fertig gewesen. Auch jetzt bauten sie noch immer fleißig daran. Aber das, was schon fertig dastand, war an Ausdehnung eine ganze Stadt, an Glanz ein orientalisches Märchenschloß.

Eine Kreuzung. Ein Mittelzimmer, von dem die Spiegelgalerie nach vier Richtungen sich fortsetzte. Maria sah sich einmal um und wußte nicht mehr, woher sie gekommen war. Spiegel und Pfeiler auf der einen Seite und vom Fußboden bis zur Decke reichende Glasfenster auf der anderen.

Der heiße Sommernachmittag lag still und faul

in den Gängen. Nirgends ein Mensch zu sehen. Maria war wütend. Da stand sie hilflos und fand sich nicht zurecht. Wie eine Krämersfrau aus der Provinz, die zum ersten Male in einem Schloß ist. Ein stumpfer Glanz strahlte aus den blanken Steinplatten des Bodens, wie samtweiche Trägheit. Maria wurde betäubt davon. Das Schloß der Colonna in der Lombardei war ein altes düsteres Gebäude. Viele Ecken, schwere, schwarze Türme, finstere Zimmer mit unheimlichen Winkeln und kleinen Fenstern, um die der Wind pfiff. Keine weiten reichen Gänge mit Gold und Marmor, mit Licht und Sonne wie hier. Ihr Gatte liebte alte, große, bunte Teppiche. Und sein Leben paßte in dieses Schloß. Dieses Leben, das zwischen der verstäubten Gelehrsamkeit dicker, zerlesener Kodizes und den wilden Ausbrüchen einer schwülen, verkehrten Sinnlichkeit schwankte. Sie sah diese gräßlichen Augen vor sich, wie sie nach ihr stierten, während seine Finger an ihr heruntertasteten. Und sie war ein Weib mit gesunden Sinnen und sehnte sich nach Jugend und Kraft.

Maria ging entschlossen vorwärts. Am Ende des Ganges war eine verschlossene Tür. Sie wandte sich und wollte in das Mittelzimmer zurückkehren. Aber sie kam in ein Balkonzimmer. Sie trat an das Fenster. Unten lag ein Hof, den hohe, heitere Gebäude mit luftigen Fenstern und zierlichen Säulchen umgaben.

Maria wandte sich wieder um. Jetzt war sie neugierig geworden und ein wenig ängstlich zugleich, ob sie den Ausweg finden würde.

Hinter ihr stand ein Offizier der Garden.

„Verzeihung, Madame, ich sah Sie die Gänge entlang gehen. Darf ich Sie bitten, mich mit Ihrem Vertrauen zu beglücken, darf ich Ihnen meine Hilfe anbieten?"

„Ich danke, mein Herr! Ich finde aus diesem Irrsal von Gängen nicht den Ausweg!"

„Ja, unser glorreicher König, hat sich in seinem Versailles ein Labyrinth erbaut, glänzender und herrlicher als das des Königs Minos auf Kreta."

„Nur daß hier nicht Ariadne dem Theseus, sondern dieser der Ariadne zu den Menschen zurückhilft."

„Halten Sie uns hier für Götter, Madame?"

„Für halbe Götter, mein Herr, Sie ähneln ihnen nur halb — Sie haben ihre Schwächen."

„Madame, Sie haben sich in unseren Galerien verirrt, aber Sie sind keine Dame aus der Provinz."

„O doch, was ist nicht Provinz gegen Versailles."

„Sagen Sie das den Parisern," lachte der Offizier.

„Die Pariser fühlen zu fein, um das nicht selbst zu wissen."

„Aber dem, der es ihnen sagt, verzeihen sie nicht."

„So verzeihen sie auch dem König nicht. Denn der sagt es ihnen täglich durch die strahlende Pracht von Versailles und Trianon." Auf Marias Gesicht war ein begeistertes Leuchten. Der Offizier richtete sich höher auf. Seine Augen blitzten. „Der König ist die Sonne dieser Erde."

„Man sagt, daß diese Sonne nur gerade den Parisern nicht gerne strahlt. Der König soll noch

nicht vergessen haben, daß Paris zu Anfang seines Königtums vor ihm seine Tore verschlossen hielt."

„Ich bin täglich um den König. Aber noch nie habe ich ein Wort des Zornes über Paris von ihm gehört."

Maria horchte auf. Dieser hübsche junge Mann war täglich um den König. Im selben Augenblick, da sie dies erfuhr, fiel ihr auf, daß ihr Gegenüber hübsch und jung war. Sie bemerkte dies, denn sie hatte sich in ihrem öden Eheleben eine feine Selbstbeobachtung anerzogen. Und sie mußte lächeln.

Sie waren am Ende des Ganges. Ein breites Stiegenhaus mit niederen Stufen war vor ihnen. Maria erinnerte sich, daß sie hier heraufgekommen war.

Ein voller, rauschender, brausender Akkord von Gold und Marmor kam ihr hier entgegen. Es war eine Pracht und ein Glanz, etwas steif und schwer, fast erdrückend. Alle Lüste und Begierden unersättlicher, unendlicher Herrschaft waren in diese strahlenden Wände gebannt, sahen aus diesen Spiegeln und feinen Gläsern. Und wie die Erfüllung kühnster Träume kam es von der reichen Decke. Die Leuchter mit den fein und würdevoll weggespreizten Blättern und Ranken, den Meerweibern, die unten in Blumenkelche endigten, die samtgepolsterten niederen Stühle mit den goldenen Füßen, die auf allen Treppenabsätzen standen.

Eine seltsame Mischung von kalter Würde und heißer Sinnenlust.

Maria Mancini fühlte wieder das Verlangen nach dieser maßlosen Pracht in sich. Wie die Glut eines

heißen Stahles spürte sie es an den Schläfen und an den Fingerspitzen.

Sie lächelte dem Offizier freundlich zu. Er reichte ihr die Hand. Sie legte ihre Finger darein und ging über die Stufen. Es war ihr, als ob sie schwebe. Sie war in einem duftenden Meer von Glück und Licht. Ihre Hand zitterte leise.

Durch den Körper des jungen Offiziers ging ein leichtes Beben. Er sah sie von der Seite an und wurde ganz rot.

Sie traten in den Hof. Eine durchwärmte Luft nahm sie auf. Und ein leiser Geruch nach feinen Spezereien war in ihr. Es war, als ob selbst die Luft in Versailles schmeichlerisch und gehorsam geworden wäre. So ganz anders als das rauhe Gerüttel um die Fenster des alten Schlosses der Colonna.

Zwei verschlafene Hunde dehnten sich auf den heißen Steinen.

Aus einem Fenster zu ebener Erde kam ein warmer Küchendunst und das Klappern von Geschirr.

Im Schatten eines Säulenganges standen einige Garden im Gespräch.

„Aber die Kraft . . .“ schrie der eine Schweizer.

Der Offizier führte Maria zu dem Seitentor, wo ihre Sänfte wartete. Die zwei Burschen hatten die Sänfte in den Schatten der Mauer gestellt, saßen auf den Tragstangen und schliefen.

Der Kopf des einen war hintenüber an die Mauer gelehnt. Er schnarchte.

Der Offizier küßte Maria die Hand. Sie lächelte, und ihre schwarzen Augen blitzten.

„Ich danke Ihnen, mein Herr; ich habe meine Irrfahrten nicht zu bedauern, da ich einen so liebenswürdigen Retter gefunden habe. Soll ich ihn immer nur Theseus nennen müssen, oder darf ich . . .“

Der Offizier verbeugte sich . . .: „Claude Mignard, Madame, Offizier der Garden des Königs.“

Maria dachte nach. Sie erinnerte sich an den Maler, der sie so unsinnig geliebt hatte. „Mignard, Mignard . . . Pierre Mignard hieß der Maler, der mich einst malte.“

„Mein Vater?“

„Ach . . . lebt er noch!“

„Nein!“

„Wie schade! Er war ein großer Künstler. Mein Porträt soll ein hervorragendes Werk gewesen sein . . . Der König hat es . . .“ Sie unterbrach sich . . .

„Wollen Sie mich nicht in meinem Hotel in Paris besuchen? Wir wollen von Ihrem Vater sprechen. Ein ausgezeichneter Mann und ein großer Künstler.“

„Darf ich Sie wirklich besuchen, Madame?“

„Ja, mein liebenswürdiger Theseus, fragen Sie im Hotel Colonna nach der Fürstin Colonna. Auf Wiedersehen.“

Claude Mignard verneigte sich, dann gab er den beiden Trägern zwei Hiebe mit der Degenscheide. Sie sprangen grunzend auf und griffen nach den Tragriemen. Die Fürstin stieg ein, und die Sänfte setzte sich in Bewegung.

Noch ein letzter Blick zurück. Im Tore stand noch immer Claude Mignard und glaubte, er gelte ihm.

Und Maria umfaßte mit ihren klammernden, saugenden Blicken den ganzen ungeheueren Komplex von Gebäuden, mit seinen Tausenden von im Abendrot erglühenden Fenstern, seinen Säulen und steilen Dächern. In dieser Größe schrumpfte Claude Mignard zu einem Punkt zusammen. Maria sah ihn nicht einmal.

* * *

Nach vier Wochen war Claude Mignard der Geliebte der Fürstin Colonna.

Claude Mignard war täglich um den König. Maria mußte Ludwig sehen und sprechen. Der König liebte es, wenn seine Umgebung ihm von ihren galanten Abenteuern erzählte. Er forderte sie oft genug selbst dazu auf. Sie wußte, Claude würde nicht schweigen können. Mit der ganzen glühenden Kraft der Jugend wird er ihr Bild vor den König zaubern. Der König wird neugierig werden, wird nachforschen, wird erfahren, daß dieses einzige göttliche Weib Marie Mancini ist, das Weib seiner Jugend. Er wird sie sehen wollen. Und wenn sie ihn sieht und mit ihm spricht, dann ist er auch schon in ihrem Bann.

Ihr Plan schien zu glücken.

Nach einigen Wochen wildesten, wonnigsten Rausches kam Claude eines Tages in seltsamer Stimmung zu ihr.

Er verbeugte sich und führte ihre Hand kühl an die Lippen. Dann begann er im Zimmer auf und ab zu wandern. Die Degenspitze schlug rechts und links leise klirrend an die Geräte. Dann blieb er beim Fenster stehen.

„Wollen Sie sich nicht setzen? Erzählen Sie mir doch von Versailles? . . . Ah . . . Sie sind heute übel gelaunt! . . .“

Claude schwieg beharrlich.

„Was wollen Sie . . .? Habe ich Ihnen etwas getan? . . . Will mein Theseus seine Ariadne schon so bald verlassen?“ . . .

In Marie dämmerte eine Ahnung des Kommenden. Gewiß hatte der König nach ihr verlangt. Sie redete weiter, unaufhörlich, wie ein harmloses und unbefangenes Kind, während ihr das Blut in fast schmerzhaften Stößen zum Herzen drang.

„Wer weiß, ob sich nicht für die Verlassene bald irgendein Dionysos finden wird. Naxos war eine öde Insel, und Paris ist eine große Stadt. Ach, Claude“ ... und sie reckte sich auf dem hartrückigen Sessel, . . . „was habe ich Ihnen getan?“

„Der König verlangt nach Ihnen, Madame!“ sagte Claude barsch und kehrte sich kurz um.

Maria hatte das erwartet. Aber sie erschrak fast, und einen Augenblick versagte ihr der Atem. Dann sagte sie sanft: „Nun, mein Lieber, das ist schön vom König.“

„Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie seine Geliebte waren?“

„Haben Sie mich danach gefragt?“

„Sie lieben mich nicht, sonst hätten Sie mir schon längst die Wahrheit gesagt.“

Maria stand auf und legte ihm die Hände auf die Schultern: „Mein Freund! Was soll Ihr Groll gegen Vergangenheiten? Leben Sie doch in der Gegen=

wart! Schauen Sie nicht zurück! Leben Sie und lachen Sie mit mir!"

„Ah . . . wenn ich könnte . . . der König will ja meine Gegenwart nehmen, wie er mir die Vergangenheit genommen hat."

„Was könnte er Ihnen nehmen, was ich Ihnen nicht zehnfach wiedergeben könnte!"

Claude wich ihren bohrenden, forschenden, begehrlichen Augen aus. Er wandte den Kopf ab. Er fühlte, wie sein Wille vor ihr dahinsank. Wie er immer schwächer wurde und kleiner vor der Kraft ihres Begehrens, das er nur fühlte, nicht wußte.

„Und sind Sie nicht auch an meiner Vergangenheit beteiligt!" Claude sah sie fragend an.

„Durch Ihren Vater! Ist nicht ein Stück meines damaligen Selbst durch ihn hindurchgegangen. Als er mein Porträt malte? Und müssen nicht in ihm Eindrücke zurückgeblieben sein, wie sie jedes wahre Kunstwerk in seinem Schöpfer zurückläßt? Und müssen diese Eindrücke nicht durch die geheimnisvolle Übertragung der Kräfte von Vater auf Sohn auch in Ihnen lebendig sein? Damals — vor fünfzehn Jahren waren Sie noch ein Knabe, ich noch ein halbes Kind. Wir sahen einander niemals. Aber es gab schon Brücken zwischen uns, ein Spielen jenes sympathetischen Fluidums." Ihre warmen, schmeichelnden Worte umflatterten Claude wie die sanften Flügelschläge weißer Tauben. Er erfaßte ihr Hand, erschrak, ließ sie los, faßte sie wiederum. Ihre Haut roch nach dem warmen Morgenbad.

„Sehen Sie, mein lieber Freund, was hat der

König vor Ihnen voraus. Meine Vergangenheit gehört beiden und meine Gegenwart . . ."

Sie schwieg und sah Claude mit ihrem leuchtenden Blick an. Fast körperlich fühlte Claude die letzten Schatten, wie fallende schwarze Trauergewänder, an sich heruntergleiten. Er schloß sie stürmisch in seine Arme.

Maria machte sich leise los und fragte: „Wann wünscht mich der König zu sehen?"

„Morgen schon!"

„Gut. Sagen Sie, daß ich komme.

* * *

In dem kleinen, abseits liegenden Seitenzimmer, in dem Maria den König erwartete, war es ganz still und öde. Hierher kam der Schall von Schritten, das Geklirr der Waffen, das Lachen der Frauen und das Bellen der Hunde nur in seltenen müden Lauten. Nur in kleinen, zitternden, sterbenden Geräuschen, die sich an den vielen Ecken und in den langen Gängen krank geflattert hatten, in ihrem vergeblichen Bestreben, durch die vielen Fenster ins Freie zu gelangen. Sie kamen schwach und halbtot in diesen entlegenen Teil des Schlosses, schauten verwundert um sich, sanken hin und starben.

Wie eine dicke Staubdecke lagerte die Stille auf den Tischen und Stühlen dieses Zimmers.

Maria versank in dieser fast lautlosen Öde. Sie fühlte, wie es auch in ihr immer stiller und ruhiger wurde. Fast war sie ohne Wunsch und ohne Gedanken. Das Schweigen legte seine weichen, kühlen

Hände an ihre Stirne. Sie hatte vergessen, weshalb sie hier war, und wen sie erwartete. Sie war ganz still.

Hinter ihr wurde eine Tür geöffnet. Ein Schritt auf den lärmtötenden Teppichen. In Maria schoß das Leben wieder zurück in einem vollen, schäumenden, tosenden Strom. Es betäubte sie mit wildem Pochen in den Schläfen und wirrem Flirren vor den Augen. Sie fühlte . . .

. . . Der König . . . und langsam wandte sie sich um.

Ludwig stand vor ihr, lächelnd, freundlich, ein wenig verlegen . . . „Maria . . . Sie waren lange vom Hofe der Könige von Frankreich fern . . .“

„Sire . . . ich habe so lange in der Verbannung gelebt. Ich war so lange in einem Lande ohne Licht und ohne Luft.“

„Man lebt also nur an meinem Hofe?“

„Glücklicher müssen die Völker sein, die Ludwigs Ketten tragen dürfen, als die, die ihn gar nicht kennen. Aber Leben ist nur da, wo er selbst weilt.“

Maria sprach das aus sich heraus, mit einer ehrlichen, funkelnden Begeisterung, die wie ein jähes Licht aus ihr hervorschoß. Sie erschien jung und frisch in diesem warmen Strom von Überzeugung.

Der König trat näher und sagte herzlich: „Setzen wir uns.“ Aus den Samtstühlen stiegen leichte wirbelnde Staubwolken. Maria saß in einem runden, helleuchtenden Sonnenfleck. Der Staub war wie ein leichter, feiner Schleier um sie.

„Da Sie mir nach so langen Jahren wieder das Glück Ihrer Gegenwart gönnen, ist mir die Zeit vorher

wie ein finsteres, schwarzes Loch. Ich mag nicht hineinsehen, und doch treibt es mich dazu, wie einer, der gefangen war, an den Kerker denken muß, wenn er wieder in der Sonne steht."

„Ihr Kerker stand in der lachenden Lombardei, Fürstin!"

„Mir hat die Sonne da nicht gelacht!"

„Sie haben alle Freuden des ehelichen Glückes genossen, geliebt und verehrt von einem Manne, dem an Gelehrsamkeit und feinem Anstand kein zweiter ..."

„Sire, ich bitte, sprechen Sie nicht von dem Fürsten."

„Mazarin hat seine Wahl doch nach langem Zögern getroffen. Er hat sorgfältig gewählt. Sind Sie nicht zufrieden?"

„Colonna hat Mazarin getäuscht, wie er alle täuscht, die nicht um ihn sind."

Ludwig schwieg und sah vor sich hin. Er wollte etwas sagen, . . . einen Trost . . . nur ein Wort . . . er bemühte sich . . . aber er fand nichts.

„Und dann . . . wenn er an Weisheit ein Heraklit, an Schönheit ein Narziß, an Kraft und Anstand ein Achill wäre . . . ich habe nur einmal geliebt."

Maria richtete den Blick voll auf den König. Ihre großen, schwarzen Augen sprühten Funken. Aber sie war sich jetzt ihrer Ziele und ihrer Mittel bewußt. Es war keine Ehrlichkeit in ihr, wie vorhin. Sie spielte jetzt um ihre Zukunft.

Und der König merkte das mit dem feinen Instinkt der Herrschenden. Es verstimmte ihn. Was dachte

Maria von ihm? War er denn das leichtgläubige Kind von damals?

Er lenkte ab: „Ist Ihr Gemahl mit Ihnen gekommen?"

„Nein, Sire, ich bin ihm entflohen. Er wird mich nicht verfolgen. Er fürchtet das Aufsehen. Er wartet, bis ich von selbst komme. Er wird vergebens warten!"

Ludwig war das peinlich. Er war kein Freund solch brutaler Skandalgeschichten. Er vermißte hier die leichte, feine Pikanterie, die er so sehr liebte. Die Anrüchigkeit der Geschlechtlichkeiten, das war so, wie wenn die erste beste Küchenmagd dem ersten besten Musketier nachliefe.

Maria sah ihn unverwandt an: „Und damals ... Mazarin hat recht gehandelt ... Er mußte meine Liebe dem Staate opfern. Die Vermählung des Königs mit Maria Theresia von Spanien war notwendig und unvermeidlich. Auch der König hat recht gehandelt, denn auch er mußte dem Staate sein Opfer bringen. Aber Ludwig hat nicht recht getan, daß er Maria Mancini vom Hofe entfernen ließ."

Der König wollte sie unterbrechen. Aber Maria fuhr fort: „Die Königin hatte da nichts zu sagen. Sie hat den König mit anderen Frauen teilen müssen. Warum nicht mit Maria Mancini?"

Sie lehnte sich zurück und wandte den Kopf halb ab.

Der König sah in dieser Wendung die Falten um Augen und Mund der Fürstin. Er bemerkte die Zerstörungen der Zeit. Das Schlaffwerden der Haut,

die leichten Fettpolsterungen des Kinns und des Halses. Maria hatte nicht recht getan, an die Jugend zu erinnern. Ihr Bild von damals stand vor ihm. Ihre vornehme Ruhe und steife Sprödigkeit, die mit träumerischem Tiefsinn und wilder Leidenschaft wechselte. Hatte nicht ein Maler damals für ihn ihr Bild gemalt? Das mußte noch irgendwo im Schlosse hängen. Er hatte es jahrelang nicht gesehen. Aus seinem Gedankengang heraus fragte er Maria ganz unvermittelt:

„Wie hieß doch der Künstler, der damals Ihr Bild malte?“ „Pierre Mignard“ . . . und schon bereute Maria die Schnelligkeit ihrer Antwort. Wie unvorsichtig, sich so schnell zu erinnern, wenn der König diese Kleinigkeit schon vergessen hatte. Mußte ihr nicht alles andere in der einen großen Sehnsucht nach ihm untergegangen sein.

Der König aber bemerkte wieder ihren inneren Zorn über sich selbst. Und er begann Maria mit ihren unaufhörlichen Vorsichten und Erwägungen für lächerlich zu halten.

„Es muß noch irgendwo im Schlosse sein,“ sagte er. Maria wußte nicht, was den König bei diesem Gedanken festhielt.

„Wir wollen es einmal zusammen betrachten,“ sagte er mit leichter Ironie.

Maria fühlte den versteckten Spott wie eine feine Nadelspitze. Aber sie war ratlos, sie wußte nicht . . . der König war plötzlich so sonderbar.

Ludwig stand auf: „Es ist Zeit zum Ausritt. Leben Sie wohl, Fürstin. Wir sehen uns doch noch!“

Er winkte mit seiner blassen, schwächlichen Hand und ging.

Maria verharrte noch einen Augenblick in ihrer tiefen Verbeugung, als ob sie sich nicht mehr aufrichten könnte. Die winkenden, blassen, fast durchsichtigen Finger auf dem grünsamtenen Hintergrund des Wandteppichs blieben mit einem roten Negativ in ihren Augen. Was war das . . .? Er ging?

Verloren? —

Nein, nur nicht im ersten Sturm gewonnen. War denn ihre Hoffnung dadurch vernichtet. Ah, . . . sie war größer als solche Bosheiten des Schicksals. Sie fühlte wohl, der Kampf war schwerer, als sie dachte. Die Montespan war noch zu stark in ihm. Dieses dicke, rote Frauenzimmer mit den breiten Hüften. Aber sie würde siegen.

Gewiß? . . .? —

Gewiß!!

Und stolz und herrisch richtete sie sich auf. Wie eine Siegerin ging sie aus dem Gemach.

* *
*

Maria zweifelte nicht einen Augenblick an der endlichen Eroberung des Königs.

Freilich . . . vor zwölf Jahren war sie von Frankreich fortgezogen. Ihr Bild war durch andere Eindrücke verwischt, zerstört, verschwommen. Sie mußte es erneuern, sich wieder aus jener Zeit heraus dem König neu machen. Sie ahnte nicht, daß gerade dies Bild aus früherer Zeit dem König so scharf eingeprägt war, daß er die Veränderungen nicht übersehen konnte.

Sie beschwor Claude Mignard, ihr wieder eine Unterredung mit dem König zu verschaffen. Claude weigerte sich zuerst. Aber Maria ließ nicht nach. Endlich fügte er sich.

Er sprach dem König wieder von ihr. Ludwig blieb ruhig und uninteressiert. Er verlangte gar nicht, sie zu sehen.

Aber Maria vermutete hinter diesem scheinbaren Gleichmut ein warmes Empfinden; sie hielt diese Zurückhaltung nur für Maske, für eine Vorsichtsmaßregel gegen das Mißtrauen der Montespan. Sie mußte den König überraschen. Sie mußte seinen geheimen, unausgesprochenen Wünschen entgegenkommen, ihm irgendwo plötzlich gegenübertreten.

Claude sollte die Gelegenheit erkundschaften.

Er geriet außer sich über diese Zumutung. Diesmal sträubte er sich lange. Endlich gab er nach.

Der König ging nach der Messe, bevor er sich in den Staatsrat begab, täglich zur Montespan. Es war ein Besuch, der dem Hofe ein halböffentliches Geheimnis bleiben sollte. Es war daher ein heimliches Treppauf — Treppab, durch Hintertüren und seltene Gänge, auf Umwegen in die Gemächer der Marquise.

Auf diesem Wege war ein verstecktes Zimmerchen, recht wie ein Hinterhalt für Verschwörer und heimliche Verbrecher.

Ein schwerer dunkler Vorhang trennte das Zimmer von dem Gang, durch den der König kommen mußte.

Hierher führte Claude Maria am frühen Morgen des Tages, an dem sie sich den König endlich wieder erringen wollte.

Er sprach nicht ein Wort und ging sogleich wieder fort. Maria sah ihm nach. Die Falten des Vorhanges bewegten sich in kurzrückigen Wellen zur Erde. In dem Dämmerlicht dieses toten Raumes sah Maria zuerst nichts als diesen schweren Vorhang der Türe, der von irgendwoher mit grauen Reflexen beleuchtet wurde. Er glänzte in diesem kranken Schimmer wie die silberne, schuppige Haut einer Schlange.

Sonst sah Maria nichts. Sie fühlte nur . . . weiche Teppiche unter den Füßen und eine drohende, bösartige Stille um sich. Dann löste sich die Finsternis, und aus den Ecken krochen langsam die Wandschränke und Stühle auf sie zu. Die Kanten und steifen Beine bewegten sich wie die Glieder von schläfrigen, großen Tieren.

Neben ihr tauchten plötzlich Tische und niedrige Schemel auf. Maria fürchtete sich vor den Lauten ihres Atems und Herzens. Es war wie Keuchen und starke Schläge in dieser tiefen Abgeschiedenheit. Und es war ihr, als ob in diesem Zimmer noch ein furchtbares Geheimnis eingeschlossen wäre, das sie nicht aufwecken dürfe.

Sie wollte zum Fenster gehen und den Vorhang wegziehen. Draußen war ja der helle Tag, den sie zu sich hereinlassen wollte. Aber sie wagte es nicht, durch das Zimmer zu gehen. Sie stand nur und blickte mit scheuen Augen um sich.

Und sie fühlte, wenn jetzt der König kommt, so wird sie bleich und verstört sein, und ihre Knie werden wanken . . .

Sie raffte sich auf und ging zum Fenster. Vor-

sichtig und leise stellte sie die Füße auf den weichen Teppich.

Sie suchte nach dem Spalt des Vorhangs. Mit der Hand wühlte sie in den schweren, staubigen Falten, und sie fühlte, wie der dicke Samt gierig die Wärme ihres Blutes annahm. Die ganze Sehnsucht der leblosen Dinge nach dem Licht, der Wärme und der Bewegung sprach daraus. Endlich fand Maria den Spalt . . . ein Ruck . . . das Rauschen der verrosteten Vorhangringe auf der Stange . . . und jetzt kam das Licht.

Maria sah, wie es kühn und jung und wild in die alte Luft dieses Zimmers drang, und sie wandte sich, um noch mehr hereinzulassen . . .

„Aaah!“ . . . sie schrie auf. Da stand sie selbst, sich selbst mitten im Zimmer gegenüber. Aber es fiel ihr gleich ein . . . ein Spiegel. Und sie sah wieder hin, langsam und mit einem gezwungenen Drehen des Kopfes. Aber . . .

. . . ein tötender Schreck schlug auf sie nieder und erstickte ihren Schrei in der Kehle . . .

. . . Sie sah sich nicht einmal, sondern doppelt im Spiegel. Sie bezwang sich und sah wieder hin . . . Das war sie und sie. Vom Knie abwärts verschwommen. Der Körper dunkel und beschattet . . . aber der Kopf ziemlich hell und deutlich.

Maria sah aber in diesem Augenblicke . . . Die Maria neben ihr trat wie aus einer Türe in der Wand heraus . . . Ein schwarzer Leisten lief um sie und da unten . . . unterhalb der Knie quer durch . . . das war ein Bild.

... Ihr Bild.

... Das Bild, das Pierre Mignard gemalt hatte.

Sie lächelte und schämte sich ein wenig vor sich selbst. Das Bild hing an der Wand neben ihr. Aber da entnahm sie nichts. Sie sah es im Spiegel besser und trat dem Glas näher. Ja, da war ihr Bild. Sie erinnerte sich jetzt genau. Das waren ihre roten, spöttischen Lippen, ihre kalten schönen Augen. Und wie die tief versteckte Pracht ihres Leibes sich auf seinen äußersten Hüllen spiegelte ...

Pierre Mignard war ein großer Künstler. Glücklich wandte sie den Blick von dem Bild ab und umfing ihr eigenes Spiegelbild mit schmeichlerischem Kosen. Aber ... das war sie? ... War sie das ...?

Dieselbe wie die Maria Pierre Mignards? Ein schönes Weib ... aber ... wo war der Duft ihres glänzenden Körpers, der um das Bild Mignards wie ein zarter Schleier flatterte? Die Augen ... die Lippen ... der Hals ... die Maria täglich bewundert hatte, wie häßlich und arm gegen das Bild. Nicht häßlich ... dieselbe war sie noch immer, aber ohne den Schimmer des Frührotes ...

Ihre Dienerinnen sagten ihr täglich beim Ankleiden, wie schön sie sei. Sie hatte keine Dienerinnen aus jener Zeit mehr. Und da sie sich hier in ihrer Jugend entgegentrat, da erkannte sie, sie war nicht mehr Maria Mancini. Sie war die Fürstin Colonna, mit einem leichten Ansatz zur Behäbigkeit.

Sie konnte noch dem Claude Mignard gefallen, aber nicht mehr dem Ludwig, der die Maria Pierre Mignards gekannt hatte.

Man hatte ihr Bild in dieses abgelegene Zimmer gehängt zu anderen Vergangenheiten und abgetanen Erinnerungen, wie man Dinge von gestern und vorgestern aus dem Weg räumt, weil sie dem Heut und Morgen zuviel herumstehen. Das war der letzte Rest aus den Jahren ihres Lebens, die schon tot waren.

Und ein furchtbarer Zorn erfaßte sie gegen den Künstler, der ihr dieses angetan hatte. Aber dann überlief es sie eiskalt. Sie erinnerte sich, wie Pierre Mignard vor ihr auf den Knien lag, und wie er winselte wie ein Hund. Sie lachte und gab ihm einen koketten Schlag mit dem Fächer. Mignard weinte beinahe und liebte sie nur noch mehr. Und seine Liebe hatte ihre Schönheit verklärt und geadelt, und sein Porträt der Maria war das große Werk seines Lebens geworden.

Nun nahm er Rache über das Grab hinaus. Es war ihr, als beneidete eine gespenstige Eifersucht den Sohn um das Glück, das er genoß, und das Maria dem Vater verweigert hatte. Und als ob der Künstler höhnisch lächelnd in einer Ecke des Zimmers stünde, die großen grauen Augen fest auf ihr, wie wenn er mit dem scharfen Blick des Künstlers die Unterschiede mit einem Male erfassen wollte.

Sie fürchtete sich vor dem Bild und ließ doch die Augen von einer Maria zur anderen wandern. Und immer fester prägte es sich ihr ein. In ihr war nur noch ein wenig von damals, gerade so viel, daß man sie noch erkannte. Innerlich aber war sie anders. Sie war so müde. Von ihrem Herzen fiel etwas Schweres und Drückendes ab. Die Last der Hoffnungen

und Wünsche. Und eine befreiende und ermattete Leichtigkeit kam über sie.

Sie fühlte, je mehr sich Ludwig an damals erinnerte, desto mehr schwand ihr Reiz von heute, und da sie ihn an ihr Bild mahnte, war der Kampf für sie verloren.

Draußen, auf dem stillen Gang, waren entfernte Schritte . . .

Maria wußte . . . der König.

Die Schritte kamen näher . . . Maria stand wie leblos, und nur ihr Gehör war wach und scharf.

Sie sah den König fast vor sich. Er schritt sinnend und leicht lächelnd zur Montespan . . .

Die Schritte kamen vorüber . . . entfernten sich . . . verhallten . . .

Da faßte Maria ein wütender Zorn. Sie griff nach dem silbernen Leuchter, der zur Seite stand, und schleuderte ihn nach dem Bild. Mit Krachen und Knistern zerriß die Leinwand . . . der Leuchter fiel lautlos auf die weichen Teppiche. Kinn, Hals und Brust der Maria Mancini waren zerfetzt. Maria war es, als ob sie jetzt ihre Vergangenheit, Pierre Mignard und die Maria Mancini, mit einem Schlage zerschmettert habe.

. . . Dann schlich sie durch den duftenden, leuchtenden Garten Le Notres davon . . .

* * *

Am nächsten Tage reiste sie zu ihrem Gatten in die Lombardei zurück, ohne Claude Mignard noch vorher gesehen zu haben.



Johann Peter Melchior.

Ein harter Spätwintersonnenschein flirrte über dem Park von Nymphenburg. Es war ein leises Knirschen in der scharfen Luft, als ob die steifgefrorenen Atome gegeneinanderstießen und dem Ohr eine ernste Ahnung von der wundersamen Harmonie des Bewegungsgesanges der Welten, der Musik der Sphären geben wollten.

Johann Peter Melchior schritt über die leicht mit Schnee gepuderten Parkwege und dachte, daß an einem solchen Tage wohl zum ersten Male in den Gehirnen Leukipps und Demokrits die atomistische Welterklärungshypothese aufgetaucht sein mochte.

Was sind die Welten? Luftstäubchen im großen, die von irgendeinem Ungeheuer aus dem feurigen Schlund der Ewigkeit ebenso eingeatmet und wieder ausgestoßen werden wie die Teilchen der Luft von uns.

Aber die Philosophie hielt Johann Peter Melchior nicht allzulange fest. Ein leises Schmunzeln zögerte über sein faltiges altes Gesicht, und er begann wieder, vor sich hin murmelnd:

„Da du, Leukothea, dem weißen Bett entstiegst
Und an den Wagen deine Silberschimmel spanntest,
Den ganzen weiten Himmel morgendlich entbranntest,
Wie einer Schäf'rin Wang', die du in Schlummer wiegst,

Da alle Blumen schon des süßen Lichts begehrten
Und auch des Gartens Duft gekräuselt zu dir wallte
Und aller Vöglein Sang zu deinem Preis erschallte,
Die süßer Sehnsucht voll zu deinen Hainen kehrten,

Da schritt auch Daphne in der sanften Schönheit Prangen
Aus ihrer Hütte Tür, dem Morgenlichte gleichend,
Wenn es des düster kalten Ostens Nacht entweichend
Emporsteigt mit der Rosen holder Last umhangen . . .

So schwebte Daphne . . ."

Melchior blieb stehen und setzte den Stock, den er auf dem Rücken hielt, in pendelnde Bewegung. Der Sonnenstrahl, der funkelnd auf dem goldenen Knauf des Stockes lag, sprang erschreckt zurück. Immer wieder versuchte er es, sich auf seinen Platz niederzulassen. Aber der Stock blieb jetzt in Schwingung und gestattete kein behäbiges Drauf liegen mehr.

Das war ein Zeichen, daß Melchior angestrengt nachdachte. „So schwebte Daphne . . . mit des Falters Flügeln . . ."

Nein das ging nicht . . . das war noch zu wenig zart. Daphne mußte noch zarter schweben.

„So schwebte Daphne . . . mit des Zephirs Flügeln."

Melchior blieb stehen und zog den Stock hervor. Er stocherte mit der Spitze im Boden und lächelte ein weltverlorenes Greisenlächeln. Wie schön das war: „mit des Z e p h i r s Flügeln".

Das Wort wurde größer vor ihm und rundete sich und bekam einen silbernen Klang. Er entsann sich, dies Wort einmal auf den Untertassen eines Kaffeegeschirrs gesehen zu haben. Ein leichter geflügelter Gott und zu seinen Füßen, in den Wolken, stand mit zierlicher Verschnörkelung: Zephir. Auf jeder der sechs Tassen in einer anderen Farbe: rosa, grün, gelb, blau, dunkelrot und lila. Ja — jetzt wußte er es ganz genau. Das war in der Rosenlaube zu Höchst gewesen. Der lustige Abbé Prévost, noch ein anderer und drei Damen. Wer waren die drei? Das wußte er doch schon nicht mehr. Halt doch! Die eine hieß Klothilde . . . die zärtliche Klothilde; sie liebte himmelblauen Sammet und chinesisches Porzellan. Sie war zärtlich und keusch, doch liebte sie chinesisches Porzellan mit aller Kraft ihrer schönen Seele. Man sagte, daß Prinz Georg, als er bei ihr seiner Wünsche Ziel nicht erreichte, nach China fuhr und ganze Berge Porzellan von dort heimbrachte, mit denen er sich Klothildens Liebe erkaufte.

Melchior versuchte sich das Gesicht der schönen Klothilde vorzustellen. Es gelang ihm nicht; er hatte nur das Knistern von Seidenstoffen im Ohr und glaubte die leichte Ausdünstung ihrer feuchten Haut zu riechen, die er verspürte, als sie sich damals über ihn beugte.

In der Rosenlaube zu Höchst!

Es war schwül in der kleinen Laube, die von den beständigen Dünsten der Rosen erhitzt war. Die Sonne stand hoch über der Laube, und die Rosen glühten. Abbé Prévost erzählte pikante Geschichtchen, —

niemand verstand dies mit solcher Grazie wie er — und die Frauen lachten. Ein silbernes, feines Lachen, wie wenn dünne, ganz dünne Sèvrestassen gegeneinander klingen. Dann spielten sie ein heiteres, harmloses Spiel. Sie legten die sechs Tassen mit den Unterseiten nach oben und schoben sie einander wechselweise zu. Dann mußte erraten werden, welche Farbe das Wort Zephir auf der verdeckten Tasse hatte. Und wer daneben riet, mußte eine Geschichte erzählen.

Ach, wie lachten sie über die Geschichten des Abbé.

Der lustige Abbé Prévost . . . sein bester Freund. Mit dem sarkastischen Zug um den Mund und dem Schönheitspflästerchen auf der linken Wange. Ah, er sah auch dies lang vertraute Gesicht nicht mehr deutlich. Es zerflatterte ihm sein Bild in alle Einzelheiten, eine etwas knollige Nase, scharfblitzende, schwarze Augen . . .

Johann Peter Melchior stand auf den schneeüberdeckten Winterwegen des Parkes und lächelte seiner Vergangenheit zu. Das vor Alter verschrumpfte Männchen verschwand fast in dem ungeheuren Winterpelz; die in dicken Handschuhen steckenden Hände kritzelten zittrig mit dem altmodischen Gehstock im Schnee.

Ach damals . . . in der Rosenlaube zu Höchst . . . in seiner kraftvollen Männlichkeit . . .

„Da du, Leukothea, dem weißen Bett entstiegst . . .“

Und auf der gleichmäßig weißen, ununterbrochenen dünnen Schneeschicht vor ihm kritzelte er mit der Metallspitze seines Stockes fünfmal, sechsmal, zehnmal das Wort: „Zephir“. In der Farbe des hartgefrorenen dunklen Erdreichs, das der Schnee nur leicht verhüllte,

zeigten sich die Züge einer welken Greisenhand. Eine doppelte Vergangenheit sprach aus ihnen . . . die Vergangenheit des Menschen und die Vergangenheit — seiner Schrift. Seltsam-altmodische, verschnörkelte Schriftzeichen, ein wenig wacklig und kopfbaumelnd durcheinander.

Welches Jahr war nun wohl? Ach ja . . . 1825. Johann Peter Melchior konnte sich an die neuen Ziffern gar nicht mehr recht gewöhnen. Wenn er Hand und Hirn zu der neuen Jahreszahl gezwungen hatte, war das Jahr meist schon herum. 1825! Ja . . . also . . . das waren also dreiundachtzig Jahre.

Dreiundachtzig Jahre war er alt!

Und sinnend schrieb er mit der Spitze seines Stockes neben jedes „Zephir" die Zahl 83 . . . Sinnend und sorgfältig. In ganz sonderbar eckigen Ziffern. Das Lächeln war von seinem Gesicht verschwunden. Er hatte nun nicht mehr das Bewußtsein der Fülle seiner Vergangenheit, sondern nur das ihres leeren Endes.

Der Gärtner ging vorbei, zog mürrisch an seiner Mütze und brummte etwas, mit einem unwilligen Seitenblick die Zeichen im Schnee streifend. Melchior dankte dem unwirschen Gruß nicht. Er wußte, daß ihn die Parkaufseher und Gärtner nicht gern sahen, seit er nicht mehr Direktor der Porzellanfabrik war und seit er im Ruhestande lebte.

Die erzwungene Ruhe . . . das war sein heißester Schmerz. Er fühlte noch Schaffensfreude und Schaffenskraft in sich und durfte sie nicht mehr zur Tat werden lassen. Wenigstens öffentlich nicht. Aber in seinem

Schreibtisch lag eine Reihe von Dichtungen, schön, formvollendet und galant, daß ihm Abbé Prévost dafür die Hand gedrückt hätte. Und dann seine lieben Geheimnisse in Biskuit. Melchior lächelte wieder, schritt weiter und begann:

„Da du, Leukothea, dem weißen Bett entstiegst . . .“

Da war er an dem Gittertor der Parkmauer. Draußen zog sich die Landstraße vorüber, auf der eben ein Bauernwagen rasselnd vorüberfuhr. Melchior wartete ein wenig und fuhr dann fort:

„Da schritt auch Daphne in der Schönheit Prangen
Aus ihrer Hütte Tür, dem Morgenlichte gleichend . . .“

Ein mißtöniger Lärm flog über die weite Winterlandschaft her. Gebrüll . . . Lachen . . . Singen.

Was denn wieder?!

Ein Trupp von jungen Leuten kam die Landstraße daher. Sie schritten im gleichen Takt über die hartgefrorenen, tief ausgefahrenen Geleise der Straße und sangen. Dazwischen brüllte einer mit einer tiefen Stimme Kommandoworte oder Scherze, über die sie alle in Lachen ausbrachen. Die wilde Schar kam rasch näher. Die Flügelleute schlugen mit ihren dicken Knotenstöcken in die Büsche am Rande der Straße, daß der feine Schnee funkelnd umherstäubte. Drüben . . . jenseits der Straße erhoben sich aus dem verschneiten Ackerfeld krächzend und schwerfälligen Fluges drei Krähen und flogen über den Kopf des Alten den stillen Baumgruppen des Parkes zu.

Der Trupp zog lärmend vorüber. Es war dem Greis, als ob das Geschrei und Singen gegen die

Gitterstäbe des Parktores schlüge und zwischen ihnen in den Park hineinquölle. Krampfhaft packte er die Eisenstäbe und stemmte sein schmächtiges Körperchen in dem weiten Pelz dagegen, als ob er den Lärm zurückdrängen wollte. Aber sein Park, sein heiliger Park hielt sich brav. Er verteidigte sein Schweigen. Seine Stille verschlang die lauten Schreie und Töne, daß sie plötzlich und lautlos verschwanden, wie ein Fluß, den eine schwarze Erdhöhle verschluckt.

Melchior sah den jungen Leuten nach.

Studenten! Studenten aus München! Das war die neue Zeit. Brutal, rücksichtslos und ohne Verständnis für die Schönheiten der Stille. Die gutmütigen Augen des Alten blitzten böse auf. Zwischen den zusammengekniffenen Lidern hervor glimmte ein grimmiger Haß. Er haßte in diesen jungen, lauten Menschen die ganze lärmende, neue Zeit.

Langsam und nachdenklich wanderte er seinem kleinen Pförtchen zu, von dem ein Feldweg zur Porzellanfabrik führte. Die Sonne stand schon im Mittag, und der Schnee breitete ein jauchzendes Flimmernetz über die Felder. Ein wenig düster stand aus dem schimmernden Weiß die Fabrik mit ihren schmutzigen Gebäuden. Ein wehes Gefühl kam dem Alten immer, wenn er diese Stätte seines dreißigjährigen Wirkens vor sich sah, an der ihm seit fünf Jahren jedes Schaffen versagt war, an der seit fünf Jahren ein anderer in anderem Sinne wirkte.

Auch so ein Junger, Lärmender mit einem neuen, anderen, so ganz anderen, abscheulichen Geschmack. Freilich, es war der Geschmack der Zeit, in die Johann

Peter Melchior nicht mehr paßte. Ja, wie sehr war diese Zeit herabgekommen! An Stelle des Zierlichen wollte sie das Breite, Behagliche. Das Galante galt nichts mehr, alles diente nur der Behäbigkeit. Da war ja noch die jüngste Vergangenheit mit ihren Anklängen an die klassische Zeit beinahe besser gewesen.

Melchior betrat den Hof und erschrak furchtbar, als ihm der Kettenhund mit Gerassel und Gebell entgegenfuhr. Er erschrak jedesmal vor dieser Bestie. Auch eine neue Anschaffung. Der alte Tyras war ihm immer vor Freude heulend entgegengekommen und hatte ihm die Hände geleckt. Mit den vor Alter zitternden Beinen hatte er versucht, an seinem Herrn hinanzuspringen. Nun war er schon lange tot und hinter der Mauer verscharrt worden.

Der neue Direktor hatte gefunden, daß der Tyras zum Wächter schon zu alt sei, und daß er bei Nacht, statt aufzupassen, fest schlafe; denn sonst wäre es unmöglich gewesen, in der nächsten Nähe der Hundehütte aus den Vorratskammern und Magazinen so frech Nacht für Nacht zu stehlen. Tyras war abgesetzt worden, und an seiner Stelle wurde ein neuer Wächter, Cäsar, ein riesiger Wolfshund, bestellt. Tyras schlich nun mit gesenktem Kopf und Schwanz auf dem Hofe umher und fraß bei dem Hausbesorger das Gnadenbrot. Wenn er in die Nähe seiner alten Hütte kam, bellte Cäsar furchtbar und zerrte an seiner Kette, so daß Tyras scheu davontrabte. Der alte Hund ertrug diese Kränkung seiner Ehre und die Umwälzung der Dinge nicht lange. Die Trostesworte des alten Direktors, den er seitdem immer auf seinen Spazier-

gängen begleitete, halfen nichts. Nach drei Wochen war er tot.

Johann Peter Melchior weinte an seinem Grabe und fragte den Himmel, warum gerade der Mensch so zähe sei. Eine halbe Stunde später hatte ihm die Vergeßlichkeit des Greisenalters über seinen Schmerz hinweggeholfen, und ein neues Gedicht, in welchem die Werbung des Schäfers Chloris um die reizende Amaryllis geschildert wurde, fesselte ihn ganz.

Auf dem Hofe der Fabrik war ein hastiges Leben. Es war nicht mehr weit zur Mittagspause, und die Arbeiter beschleunigten ihre Verrichtungen, um die, die nicht unterbrochen werden durften, noch schnell zu Ende zu bringen. Der Alte schlich zwischen ihnen hindurch, von einigen wenigen älteren Arbeitern gegrüßt, von den meisten nicht beachtet, ein wertloser Strohhalm auf dem lebendigen, rauschenden Strudel eines Mühlbaches.

Das Geräusch des Lebens brach von allen Seiten auf ihn ein und bedrängte seine Stille, daß er ganz verzagt und geduckt weiterging. Der neue Direktor hatte den Fabrikbetrieb vergrößert. Drüben, gegen das Feld zu, waren zwei neue Gebäude entstanden. Der Lärm war gewachsen, und an Stelle der gleichmäßigen, ruhigen Arbeit war ein Rauschen und Brausen getreten, das dem alten Direktor unaufhörlich in den Ohren klang. Das war alles so unkünstlerisch, so wenig vornehm.

Ach ja!

Und er stieg die ausgetretenen Steinstufen zum Wohngebäude hinan, in dessen oberem Stockwerk seine

Zimmer lagen. Die Tür zur Wohnung des Hausbesorgers stand weit offen, und der ganze Raum davor war mit Möbeln, Geschirr und Gerümpel verstellt. Melchior stieß mit der Tür gegen ein altes, zersessenes Kanapee, von dem unten die Enden der Spiralfedern und Büschel von Seegras vorschauten. Er konnte sich durch den schmalen Spalt kaum durchquetschen. Nun stand er eingekeilt zwischen einem Kasten mit Glastüren, einem Küchentisch und einer ungeheuren Kiste.

Er sah hilflos und erzürnt um sich.

Was war das? Lauter fremde Gesichter! Ein handfester Kerl mit schwarzem Bart und finsterem Blick rumorte dort hinten unter den Küchengeräten. Eine dicke Frau in einem orangegelben, verknitterten Kleid half ihm dabei. Melchior sah auf den ersten Blick, daß das ein altes Fest- und Feiertagskleid war, das nun zur gröbsten und schmutzigsten Arbeit benutzt wurde.

„He,“ sagte er ärgerlich, und als ihn niemand beachtete, schlug er mit seinem Stock über den Küchentisch.

Der Mann und die Frau sahen auf, und in die Tür der Hausbesorgerswohnung trat ein junges Mädchen. Melchior griff höflich grüßend an den Hut, und sie brach in ein helles Gelächter aus, als sie den Alten in seiner verzweifelten Lage erblickte. Mit einem Sprung war sie bei ihm, drängte sich durch das Gerümpel, machte Raum, zog den Küchentisch mit einem kräftigen Ruck fort und lud ihn mit einer leichten, halb scherzhaften Verbeugung zum Weitergehen ein.

Melchior griff wieder an seinen Hut und stieg die hölzernen Stiegen hinan. Sehr nachdenklich und

sehr beklommen. Ja . . . beklommen, mit einer schweren Beengung der Brust und einer sonderbaren Traurigkeit, wie sie das Alter vor dem Anhauch der Jugend erfaßt, wie sie den alten, morschen Baum durchbebt, wenn ihn die Frühlingsstürme umsausen.

Was bedeutet dieser Einfall, diese Unordnung, diese neue Einwohnerschaft? Er sann angestrengt nach, und erst, als er atemlos auf dem Vorplatz seiner Wohnung Halt machen mußte, entsann er sich, daß er die letzten Stufen in ganz ungewöhnlicher Eile emporgestiegen war. Nun trat er in sein einsames, stilles Heim, und da . . . in diesem Augenblick war es wie eine Wiederkehr seines Gedächtnisses. Irgendwo . . . ganz dunkel . . . ganz undeutlich hatte er gehört, daß der alte Hausbesorger zur Ruhe geschickt worden sei, und daß der Direktor einen neuen . . .

Das war also der neue Hausbesorger und seine Familie. Das Mädchen also doch wohl seine Tochter. Eine Frühlingsblume, aus schwarzer Erde entsprossen.

Er fühlte, daß ihm das Wesen ihrer Jugend wehetat. Und doch war ihm so eigenartig wohl dabei. So ganz besonders wohl. Er wollte sie noch einmal um sich haben und ging zum Sprachrohr, das in die Wohnung des Hausbesorgers führte. Als er sich über die Öffnung neigte, fiel ihm ein, daß er gar nicht wußte, was er verlangen sollte. Im Ofen prasselte ein angenehmes Feuer, und der Duft von Wacholderbeeren durchzog das Zimmer.

Was denn nur?

Wasser . . . ah, Wasser! Der Krug war leer. Und schon rief er durch das Rohr hinab: „Heda!“

Er erschrak über den rauhen Klang, den seine zittrige Greisenstimme in dem Rohr bekam, und über die Grobheit seines Anrufs. Ganz aufgeregt ging er umher und berührte bald da, bald dort eine der unzähligen Porzellanfiguren, mit denen alle Tische, Tischchen, Kommoden und Kästen bedeckt waren. Es schien, als ob die Figürchen die Aufregung ihres Herrn teilten. Sie zitterten und schlugen leise klirrend gegeneinander.

Ein schüchternes Pochen, und dann öffnete sich die Türe.

„Der Herr Direktor wünschen?" Das Mädchen war ganz rot und verlegen. Und ihre Stimme hatte einen lieben, so lieben Klang. Der Direktor empfand sie so wohltuend wie sanftes Mondlicht oder verschwiegene Gerüche.

„Ich bitte Sie, Jungfer, bringe Sie mir einen Krug Wasser."

Anna sah um sich, erblickte den Krug, nahm ihn und ging. Der Direktor stand an der Tür und horchte auf das leise Klappen ihrer Pantoffel: klapp — klapp — klapp — klapp — klapp — —

Die Stiege hinab.

Und ihm war wohl dabei! Er wollte doch wohl wissen, warum ihn das Mädchen so sehr fesselte. War das bloß ihre Jugend allein? Nein, — das war mehr: das war ein Zug in ihr, der ihn an seine Jugend erinnerte, an die Zeit der leichtgeflügelten Amoretten, der seidenknisternden Reifröcke, der leichtgeschürzten Nymphen Bouchers, der reizenden Damen Watteaus, wie sie damals den Geschmack der Zeit beherrschten. Und es war etwas in ihr, wie er selbst

es in seine unzähligen Venusstatuetten und neckischen Gruppen unter der Herrschaft Kupidos hineinzulegen versucht hatte.

Jene Grazie, jene vornehme Leichtigkeit, jenes zärtliche Wesen seiner Zeit war in ihr wieder lebendig geworden. Wie sie die Füße setzte, wie sie die langen, schlanken Finger streckte, ihre leichte Gespreiztheit und Ziererei . . . ganz der auferstandene Geist seiner Jugend.

Das Mädchen brachte das Wasser und setzte es in den Winkel neben dem Ofen. Dann fragte sie mit ihrer klar rieselnden Stimme: „Wünschen der Herr Direktor noch etwas?“

„Nein . . .“

Das Mädchen knixte . . . einen allerliebsten, graziösen Rokokoknix, und wollte gehen. Aber der Direktor rief schnell: „Das ist der neue Hausbesorger da unten?“

„Jawohl, gnädiger Herr!“

„Wie heißt er denn?“

„Anselm Neumann, gnädiger Herr!“

„Und Sie ist seine Tochter?“

„Nein, gnädiger Herr; er ist mein Onkel.“

Ein kleines Stillschweigen umschattete die Verlegenheit der beiden Menschen. Dann fragte Melchior, langsam, zögernd, wie mit tastend vorgestreckten Fühlern: „Und wie heißt denn die Jungfer?“

„Anna!“

Als ob diese Frage nach dem Namen die Klippe gewesen wäre, die als Hemmung vor einer freieren Aussprache lag, so sprudelte jetzt ein frischer Strom von Worten über die Lippen des Mädchens.

„Der Onkel war früher auf dem Lande. Er hat nicht geglaubt, daß er den Posten bekommt. Aber der Herr Direktor hat ihn genommen, weil er Soldat war und eine Verwundung hat.“

„So, so. Ich habe immer darauf gesehen, ob einer etwas von Porzellan versteht; aber da ich nicht mehr Direktor bin, brauche ich auch nicht mehr gefragt zu werden und kommt meine Meinung bei derlei Erwägungen wohl nicht mehr in Betracht. Aber,“ er unterbrach sich, denn er sah, daß die versteckte Anklage gegen den neuen Stand der Dinge dem jungen Mädchen peinlich war, „wie gefällt es denn der Jungfer hier?“

„Wir sind erst seit heute früh hier, und ich habe noch nichts gesehen, denn ich mußte zuerst bei den Herren aufräumen und dann unten helfen. Aber ich glaube, es wird mir ganz gut gefallen. Der schöne, große Hof, der lustige Lärm und drüben der große Park.“

Das Mädchen trat an das Fenster und sah in den Hof hinab. Melchior bewunderte ihr feines Kinn und die graziöse Rundung ihrer Wangen. Sie schaute aufmerksam hinaus.

„Was ist das da unten?“ rief sie plötzlich.

Melchior trat hinter sie und sah unten auf dem Hofe den Trupp Studenten, der vorhin am Parke vorübergezogen war.

Sie benahmen sich lärmend und ohne Ehrfurcht vor den Merkmalen der Kunst, die sie rings umgaben. In ihrer Mitte stand der Direktor, eifrig und laut mit dem großen Kerl, dem Hauptschreier von vorhin, sprechend. Der alte Mann fand das als eine Ent-

würdigung, als Herabsetzung des Institutes, dessen Leitung er so lange gehabt hatte. Wie konnte sich sein Nachfolger mit diesen Leuten gemein machen.

Anna fragte noch einmal: „Was sind diese Leute? Gehören die zur Fabrik?“

Melchior sah das Mädchen an, und in dem Funkeln ihrer Augen und dem Rot ihrer jungen Wangen war das aufsteigende Interesse für die lärmende, heiße Jugend da unten. Oder galt es einem einzelnen von ihnen?

„Junge Leute sind's, Studenten, Lärmmacher! Gehören nicht zur Fabrik. Das wäre noch schöner. Es sind Gäste, die sich wahrscheinlich unsere Fabrik ansehen wollen. Der junge Mann mit dem schwarzen Vollbart, das ist der Direktor.“

„Welcher?“

„Der dort, der mit dem Großen spricht! Ja ... der!“ Melchior war es, als ob er Annas Aufmerksamkeit von den Studenten ablenken müsse. Als ob die zitternde Neigung, die er in sich fühlte, von seinem Nachfolger weniger gefährdet sei. Er folgte den Blicken des Mädchens. Aber er konnte nicht sehen, wem sie galten. Und dabei war etwas Rätselhaftes in ihr. Ihr einfaches, klares Wesen schien ihm plötzlich wie mit Schleiern verhangen. Er fühlte, daß sie ihm zu entgleiten drohte.

Da wandte er sich von dem Fenster ab, und Anna folgte ihm in die Mitte des Zimmers. Sie reichte ihm die Hand, machte einen Knix und war zur Türe hinaus.

Melchior sah sich in seinem Zimmer um, und es

war ihm, als ob er hier fremd sei. Die Stiche an den Wänden, die Porzellanfiguren ringsum auf Kasten und Kommoden, auf Pfeilertischen und Konsolen waren alle so tot und traurig.

Es war ihm, als ob mit Anna ihre Seele fortgegangen wäre. Er setzte sich auf ein schnörkelbeiniges, schmales Kanapee und seufzte. Das altersschwache Möbel seufzte ihm wie ein Echo nach.

Es war so traurig und einsam in dieser stillen Greisenwohnung.

Vom Hofe her erschütterte ein dröhnendes Lachen die Scheiben der Fenster. Melchior stützte den Kopf in die Hand. Er wollte nichts mehr hören.

* * *

Der Frühling schüttete Glanz und Farbe, Duft und Licht über Schloß und Park und Fabrik. In den Bäumen des Parks zwitscherte junges Vogelleben im beginnenden Grün. Und in dem kleinen Garten hinter dem Wohngebäude der Fabrik war es wie ein schwacher Nachklang der großen Symphonie da draußen.

Auch Johann Peter Melchior nahm an dem allgemeinen Jungwerden teil. Es schien, als ob ein Stück seiner Kraft wiedergekehrt wäre, als ob er aus einem dumpfen Schlaf erwachte. Der Frühling hatte ihn berührt.

Johann Peter Melchior wenigstens dachte so und nahm die alten, verblichenen Prunkkleider aus dem Schrank, um auch äußerlich darzutun, daß er sich verändert habe.

Aber sein Frühling hatte etwas Welkes, Steifes

an sich. Er war wie ein Frühling aus alten Büchern, aus denen die geputzten, fröhlichen Leute plötzlich hervorkommen. Sie neigen sich und drehen sich und tun, als ob sie zu den Leuten von heute gehörten.

Und wissen nicht, wie traurig und komisch sie sind.

Johann Peter Melchior ging zwischen den aufgrünenden Gebüschen des Parkes herum, ein Lächeln auf dem gepuderten Gesicht, den großen Spazierstock auf dem Rücken zierlich hin und her pendelnd. Er pflückte Schneeglöckchen und Veilchen und sang dazu lichte Frühlingslieder:

„O Gott des jungen Lenzen,
Führst uns zu frohen Tänzen —
In buntem Frühlingsreihn.
Beim Klange der Schalmei'n
Woll'n wir dein Bild umkränzen.
O mögst du, junger Gott, uns gnädig sein."

Wenn Melchior in seinem Staat bei der Wohnung des Hausbesorgers vorüberging, geziert und gespreizt, bemüht, jugendlich und kraftvoll aufzutreten, dann sah Frau Neumann mit purpurrotem Gesicht zum kleinen Guckfensterchen hinaus, stemmte die Hände in die Hüften, bog sich und wand sich, um nicht laut mit einem brüllenden Lachen herauszuplatzen.

Anna blieb aber ernst und stumm. Der Alte tat ihr leid. Mit ihrem feinen Instinkt hatte sie empfunden, daß sie es gewesen war, die den späten Frühling des Alten geweckt hatte. Und das schmeichelte ihr, denn man hatte ihr erzählt, daß der alte Herr Direktor einmal ein großer Künstler gewesen war. Man hatte ihr in dem kleinen Hausmuseum der Fabrik

einige Werke von seiner Hand gezeigt. Feine graziöse, schlanke Figuren. Schöne Frauen mit nackten Buben. Und es war seltsam: diese zarten Dinger gefielen ihr weit besser als die neuartigen Gruppen ohne Feinheit und Zierlichkeit, die man jetzt in der Fabrik erzeugte. Der junge Modelleur, der ihr das Museum so liebenswürdig zeigte und die Stücke erklärte, lachte und sagte, sie hätte einen unmodernen Geschmack. „Übrigens," setzte er hinzu, „war Johann Peter Melchior zu seiner Zeit wirklich ein bedeutender Künstler."

Anna empfand die Neigung des Greises mit einer Art von zärtlichem Mitleid. Sie ermunterte sie nicht, aber sie duldete sie. Und es war ihr peinlich, wenn die Tante über den Alten lachte.

Und gar wenn der Onkel in seiner rauhen Art ihn verspottete. Er nannte ihn „der große Kakadu". Und Melchior hatte wirklich, wenn er so über das Vorhaus stelzte und steifbeinig die hölzerne Treppe emporstieg, etwas von einem großen, wohlgepflegten, gutabgerichteten Kakadu an sich. Aber Anna mochte das nicht hören. Sie hätte den Alten gern gepflegt und ihn mit ihrer sanften Freundlichkeit umgeben. Aber wenn sie in sein Zimmer trat und sah, wie seine Blicke jede ihrer Bewegungen verfolgten, wie sie ihre Gestalt liebkosten, da wünschte sie sich weit fort von hier. Sie beendete ihre Arbeit und beeilte sich fortzukommen. Dann aber wieder geriet sie in eine mitleidige Rührung. Sie hätte sich nicht so benehmen sollen. Was wollte der Alte denn von ihr. Ein fröhliches Lächeln, ein paar Worte.

Eines Abends gab ihr Melchior, als sie ihm gute

Nacht wünschte, ein Papier, das vor ihm auf dem Schreibtisch lag.

Es war ein Frühlingsgedicht, das begann:

„O Gott des jungen Lenzen,
Führst uns zu frohen Tänzen . . .“

und die letzte Strophe lautete:

„Auf lichten Blumenauen
Viel wunderschöne Frauen
In zarter Schönheit wallen.
Doch wie sie mir gefallen —
Ich mag nur dich beschauen,
Du bist die Schönste unter ihnen allen.“

Anna hielt das Blatt lange in der Hand. Sie empfand seine vergilbte Schönheit, aber sie ließ sie ein wenig fremd und kalt. Sie dachte an die getrockneten Veilchen, die sie einmal im Gebetbuch der Mutter gefunden hatte. Da war sie noch ein kleines Kind gewesen. Die Mutter war fortgegangen, und sie kramte in den Laden des alten Kastens. Da fand sie das große Gebetbuch mit den Messingschließen. Als sie es aufschlug, fiel ein Papier heraus. Auf dem stand ein Datum, und drinnen waren einige gepreßte Blumen, fast zu Staub zermürbt und an einzelnen Resten blauer Blütenblätter nur mit Mühe noch als Veilchen kenntlich. Die Sonne schien auf das Papier, und in ihrem Strahlenkegel stieg eine leichte Wolke feinen Staubes auf, mit einem fast unmerkbaren Geruch nach einem längst vergangenen Frühling.

So war es Anna heute wieder. Dieses Lied, das so fröhlich schien, stimmte sie traurig, so wie sie damals eine scheue Bangigkeit erfaßt hatte.

Anna nahm unter den ihr von der Mutter verbliebenen Heiligtümern das alte Gebetbuch heraus und suchte, bis sie auf die zerlesenen, mürben, beschmutzten Blätter kam, zwischen denen das kleine Paket mit den Veilchen lag.

Das Frühlingsgedicht des Alten legte sie dazu.

Dann schloß sie wieder sinnend das Buch.

Johann Peter Melchior wartete die Wirkung seines Gedichtes ab. Eine schüchterne Verzagtheit war über ihn gekommen. Er wagte fast nicht mehr, das Mädchen anzusehen. Seine Stimme klang unsicher, wenn er sie ansprechen mußte. Aber Anna blieb ruhig und gleichmäßig wie sonst. Sein Lied ging ihr wohl manchmal durch den Sinn. Aber mehr beschäftigte sie ein anderes Lied, das ihr unlängst mit breiten Flügeln zugeflogen war. Sie stand im Garten und sah in das Abendrot, in dem die Bäume des Parkes dunkel und wuchtig emporstarrten. Da flog es vor ihr auf, groß und schattig, wie ein Abendvogel — ein Lied von der Landstraße:

„Die jungen Mädchen sind mir so gut
Mit Singen und mit Lachen.
Sie stecken mir Sträuße an meinen Hut
Mit Singen und mit Lachen.
Sie lachen und singen und sind mir gut."

Anna sah in die Dämmerung hinaus. Da zog es die Landstraße vorbei, die lustige, lachende, lärmende Jugend: die Studenten, die vor kurzem in der Fabrik gewesen waren. Der Große, Starke mitten unter ihnen. Und er sang, daß es dröhnte und daß . . . war es

wirklich oder schien es nur Anna so ... die Staketen des Gartenzaunes zitterten.

Ihr Blut wurde mit einem Male so stürmisch und so begehrlich, und ihre Sinne neigten sich der Sehnsucht. Einer schaute herüber und sah die weiße Schürze vom Gartenzaun her leuchten.

Er schwenkte den Hut und rief einen Gruß. Und die anderen grüßten und lachten.

Das Lied wollte der Anna nicht mehr aus dem Kopfe:

„Die jungen Mädchen sind mir so gut . . .“

Sie summte es vor sich hin oder dachte es, wenn sie in der Wohnung Melchiors zu tun hatte. Dann sah sie sich schnell um, ob er es nicht gehört habe; denn es war ihr, als müßte ihn das kränken. Aber auch, wenn sie allein war, wagte sie nicht, es laut zu singen. Die Figuren aus Porzellan und Biskuit standen alle so lauernd und lauschend, als ob sie ihrem Herrn berichten müßten, was sie gesehen und gehört hatten. Anna hatte eine seltsame Scheu vor diesen zerbrechlichen Dingern und fühlte sich doch wieder mit ihnen nahe verwandt. Sie behandelte sie fast wie lebende Wesen, wischte ihnen den Staub mit mütterlicher Sorgfalt ab und sprach mit ihnen.

Die Schäfer und Schäferinnen, Liebesgöttinnen, Marquisen und Blumenmädchen sahen sie mit ihren gemalten Porzellanaugen so verständig an. Es war eine Puppenwelt, in die sich Anna da hineinlebte, und in der es ihr gefiel.

Johann Peter Melchior gab ihr kein Gedicht mehr. Aber er ließ ab und zu ein frisch beschriebenes Blatt

auf seinem Schreibtisch liegen — wie wenn er es vergessen hätte. Und Anna las die Dichtungen des Greises. Sie ergriffen sie nicht mehr, als sie sich daran gewöhnt hatte, und immer seltener kam das Gefühl der Rührung wieder, das sie damals bei jenem ersten Frühlingsgedicht beschlichen hatte.

So vertraut ihr die Welt der Gestalten jener fernen Zeit wurde, so wenig fand sie sich in diese Welt von fremden Klängen.

* * *

Der Frühling stieg immer heißer und flammender empor, und der Mai ritt in seinem reichen Prinzenkleide durchs Land.

Melchior entflammte seine flackernde Greisenliebe an der Brunst des Alls. Seine schlaflosen Nächte wurden durch glühende Gesichte versengt, die aus den ferneren Zeiten der Jugend noch einmal den Weg zu ihm zurück fanden. Es war keine begehrliche Liebe, sondern nur ein stilles Sehnen nach Wärme und weichen Umarmungen. Und doch kamen ihm, von der Luft des werdenden Frühlings getragen, Erinnerungen aus seiner sonnigen Vergangenheit. Ein Häufchen Asche, aus dem im frischen Luftzug noch manchmal eine kleine, spitze Flamme aufzuckte. Dann war ein seliges Drängen in ihm, das ihn beunruhigte. Aber niemals wuchs ihm daraus ein Wunsch für die Gegenwart, eine Hoffnung für die Zukunft.

Doch war seine gleichmäßige Ruhe dahin. Seine Vergangenheit war noch einmal und zu lebendig in sein Leben getreten. Melchior vernachlässigte seine

philosophischen Studien. Er dichtete, und einmal versuchte er sogar, die Frühlingslandschaft vor seinen Fenstern mit Wasserfarben auf dem Papier festzuhalten. Dann ließ er die lange Reihe seiner plastischen Schöpfungen an sich vorüberziehen, alle die feinen Figürchen und reizenden Gruppen, und endlich blieb er bei jener Arbeit stehen . . . die er damals abgebrochen und niemals wieder vorgenommen hatte.

Er holte das verhüllte Paket aus der untersten Lade der großen Kommode hervor und stellte es vor sich auf den Tisch. Aber er wagte es nicht, die Hüllen abzunehmen. Die Abendsonne sank hinter den Bäumen des Nymphenburger Parkes, ihre Strahlen flossen beim offenen Fenster herein und breiteten ihr Gold über alle die Spielereien und Herrlichkeiten einer vergangenen Zeit. Melchior stand vor seinem verhüllten Werk. Dann wandte er sich ab und ging in den Garten.

Zwischen den Hecken, die die wohlbestellten kleinen Gemüsefelder einsäumten, begannen die Schatten der Dämmerung ihr Leben, oben zwischen den Wipfeln der Bäume war es noch licht. Von der Fabrik her kam der Lärm der heimziehenden Arbeiter. Eine einsame Abendglocke aus irgendeinem Dorf weit . . . weich . . . verhallend.

Anna stand am Zaun und sah auf die Landstraße hinaus. Auf der weichen Gartenerde war der Schritt des Alten nicht vernehmbar. Anna hörte ihn nicht kommen. Melchior stand lange hinter ihr, und sein Künstlerauge erfreute sich an ihren graziösen, schlanken Gliedern, an dem feinen Hals, an den niedlichen Ohren. Dann räusperte er sich. Anna wandte sich um und

tat gar nicht erschrocken. Sie reichte dem Alten ihre warme, feste Hand mit vertraulichem Druck. So hatte er es von ihr erbeten, und sie tat es unbedenklich.

„Jungfer, Jungfer, Sie wird sich hier erkälten!"

„Ach, Herr Direktor, der Abend ist warm und schön."

„Jawohl, schön, aber nicht schön genug, um hier am Zaun stehen zu können. Komme Sie in das Haus."

„Nur noch ein Weilchen, bis die Sonne unten ist."

„Schon funkelt Hesper dort über den Bäumen!"

„Wer?"

„Hesper, der Abendstern! Und dann wird bald die keusche Luna erstrahlen."

Anna wurde ein wenig verwirrt und rot. Warum sprach der Herr Direktor mit ihr immer in solchen Ausdrücken, die sie nicht verstand. Melchior aber empfand nichts als das Glück, mit dem Mädchen hier in dem betäubenden Duft des Frühlings allein zu sein. Und er sprach zu ihr, wie er vor fünzig Jahren zu den Damen in der Rosenlaube zu Höchst gesprochen hatte. Es wurde ihm so sonderbar wohl und weh dabei:

„Sieht Sie, Jungfer, jetzt bin ich ein einsamer Mann. Aber nicht immer war ich so allein wie jetzt. Es gab eine Zeit, da ich in einem glänzenden Kreise stand, wie sich ihn ein Fürst nicht schöner wünschen könnte. Ich habe viel Freude und Glück genossen. Niemals hätte ich das gedacht, da ich noch als Schäferjunge die Herden meines Dorfes hütete."

„Der Herr Direktor waren ein Schäferjunge?"

„Ja freilich! Aber an meiner Wiege waren die Musen gestanden, die halfen mir bald aus dem bösen

Dienst. Weil ich immer nur aus Lehm Figuren bildete, aus Holz Gesichter schnitzte und meiner Schafe dabei nicht achtete, ward ich davongejagt. Ich hatte nicht Vater noch Mutter und trieb mich jetzt in der Welt herum. Meine Lehrjahre waren eine schlimme Zeit. Aber es kam besser, und dann kamen die schönen Tage in der Rosenlaube zu Höchst . . ."

Anna hatte den Kopf auf die Hand gestützt und hörte dem Alten voll Interesse zu. Und Melchior erzählte ihr von seinem Leben, das eintönig war, von rauschenden Festen und seltsamen Abenteuern. Die Welt, die das Mädchen nach den Figürchen des Alten nur geahnt hatte, stieg jetzt lebendig und blendend vor ihr auf.

Ihre Augen glänzten begehrlich und hingen an den Lippen des Alten. Er erschien ihr plötzlich wie ein Zauberer, dessen Kräfte machtvoll und bannend waren.

Zwei Arbeiter gingen draußen am Zaun vorüber. Ihr eintöniges, rauhes Gemurmel war ihr wie ein Geräusch aus einem jenseitigen Reich, von dem sie durch einen Zauberspruch für immer geschieden war. Sie fühlte eine Glaswand zwischen sich und dem, was außen war. Und als der eine der Arbeiter mißtönig und gurgelnd ein Lied anstimmte, war es ihr, als ob ein großer Vogel gegen ein Fenster stieße.

Dabei drang sie mit ihrer Seele immer tiefer in das unbekannte Land, von dem ihr Johann Peter Melchior erzählte. Sie bevölkerte es mit den galanten Damen und Kavalieren aus dem Zimmer des Alten und sah sich selbst als zierliche Schäferin mitten unter ihnen.

Die Nacht sank nieder, und der letzte Sonnenstrahl verglühte hinter den Bäumen des Parkes. Ein Bauernwagen fuhr polternd und knarrend vorüber und zog einen dichten Schweif von Jauchengeruch hinter sich her.

Melchior und Anna schritten dem Haus zu: „Und nun bin ich abgetan und darf nichts mehr dreinreden. Ein neuer Direktor leitet die Fabrik, und die Geschmacklosigkeiten der Gegenwart machen sich in den Räumen breit, die einst einer schönen Kunst geweiht waren. Am Altare der Göttin sich mit ausgebreiteten Armen der heiligen Kunst zu weihen, war einst unser höchstes Bestreben. So zu sein, daß Musen und Grazien in schönem Bunde sich mit uns vereinigen konnten. In höchster Schönheit schwelgten wir, und an Formen durften wir uns begeistern, so edel, so abgerundet, so schlank, so voll und leicht wie die der herrlichen Göttin, die wir verehrten. Die Leiber, die wir bildeten, schienen einem ewigen Frühling entsprungen, keusche, schwesterliche Blumen unserer sanftesten, innersten Regungen. Wie Blumen so rein und innig waren die strahlenden Busen, nur zu zarteren Gefühlen, zu freundschaftlichem Empfinden bestimmt. O ihr wunderbaren Glieder, nur von lautersten Trieben bewegt. O ihr Augen, ihr blauen Spiegel einer milden Seele. Ihr Füße, geschaffen, über ewig blühenden, duftenden Blumenbeeten zu schweben; ihr Hände, deren Zweck es schien, mit Lilienstengeln, mit Amorinnen zu spielen und Täubchen zu liebkosen; von denen zartes Wohltun ausging und sanftere Begeisterung! Ihr Scharen leicht geflügelter Liebesgötter, deren Pfeil nur freundschaftliche Flammen entzündete, die ihr unsere Göttinnen

umschwebet mit dem leichten Flügelschlag ätherischer Bildungen! Ihr entzückenden Freundinnen, deren Neigung uns auf elastischen Wolken lustwandeln ließ, mit leichter Berührung über die ewig grünen Gefilde seliger Götter dahinschweben. Ich habe dies alles einmal in meinem ‚Versuch über das Sichtbare und Erhabene in der bildenden Kunst‘ ausgesprochen.“

Anna ging an der Seite des Alten, und seine Worte rauschten wie ein tönender Goldregen um sie nieder. Es war ihr plötzlich, als ob sie auch die Klänge jener Zeit verstände, als ob sie ganz in sie untergetaucht sei.

Sie kamen an dem Seitenflügel des Wohnhauses vorbei, in dem die Wohnungen der Modelleure und Werkmeister lagen. Ein Fenster stand offen. Unterdrücktes Stöhnen quoll daraus hervor, ein mißfarbener, dickflüssiger, übelriechender Strom von Geräuschen. Eine Mischung von Ächzen, Blasen, Winseln und Keuchen. Wie ein Auszug aus allen Arten menschlichen Jammers. Anna horchte einen Augenblick auf. Hier wohnte der Modelleur, der sich unlängst bei den Öfen so furchtbar verbrannt hatte. Man hatte ihr erzählt, er sei eine einzige große Brandwunde, ein zuckendes, wimmerndes, blutrünstiges Stück Fleisch ohne menschliche Formen. Und nun litt er schon drei Tage.

Das Herz stand dem Mädchen still, und sie fühlte deutlich, wie es sich in ihrer Brust mit der Spitze nach oben kehrte. Es war ihr plötzlich, als ob sie eine Sünde beginge. Sie schritt hier in Freiheit und Schönheit, und neben ihr starb ein Mensch den schmerzlichsten Martertod. Ein kaltes Entsetzen packte sie,

und ganz klar empfand sie es als einen Zug nach unten; fort aus der Höhenluft vergangener Schönheit in die Niederungen menschlichen Leides.

Aber Melchior hörte das Stöhnen des Sterbenden nicht. Mit einem jugendlichen Eifer und einem Schimmer von Verzücktheit sprach er weiter und weiter. Der Rhythmus der Sprache seiner Zeit ergriff ihn, und sein dessen ungewohntes Ohr berauschte sich an diesem schönen Schwung. Und Anna ließ ihr entsetztes Mitleid von ihm beruhigen. Wie zwei Ströme verschiedener Flüssigkeiten, die sich nicht mischen, waren diese Klänge zweier entgegengesetzter Welten. Und Anna ließ sich von der Welt Melchiors wieder ergreifen und stieg mit ihr höher und höher. —

Er öffnete die Tür seiner Wohnung, und still traten die beiden Menschen ein. Durch das offene Fenster floß der herbe Duft der Frühlingsnacht und lag wie die Verkündigung einer neuen Zeit über den altmodischen Möbeln und den hundert Figürchen dieses Zimmers.

Melchior entzündete eine Kerze und stellte sie auf den Tisch. Seine Hand zitterte ein wenig, und er stützte sich gegen einen Sessel: „Sieht Sie, Jungfer, hier unter dieser Hülle steckt mein bestes Werk. Es ist nicht vollendet worden. Ich will Ihr dann sagen, warum; aber zuerst will ich Ihr meine anderen Werke zeigen. Hier . . . und hier . . . und hier . . . meine besten, die ich nicht weggab, die ich so liebte, daß ich sie behalten wollte.“

Ein ganzer Wald von Figürchen, starr gewordene Klänge des Rokoko. Wie wenn all das, was Melchior vorhin gesprochen hatte, Gestalt geworden wäre.

Schlanke, zarte, keusche Frauen mit übermütigen Knaben, Urnen, Säulen, Flammen auf kranzgeschmückten Altären, Opferschalen, Perlenschnüre, Täubchen . . . tausend Niedlichkeiten, die in immer wieder neuen Verbindungen zu schönen Gruppen zusammentraten. Eine Uhr, um deren verschnörkelte Alabastersäulen die Horen in einem wiegenden Rhythmus tanzten.

Der Schein der Kerze flackerte über die liebenswürdigen Herrlichkeiten hin, und es schien, als ob sich in ihm hie und da ein Arm höbe, ein Bein regte, eine weiche Rundung Leben gewönne.

Anna nahm alle diese einzelnen Eindrücke als ein Ganzes in sich auf. Sie hatte wieder und noch stärker als vorhin das Gefühl einer inneren Verwandtschaft. Aber zugleich auch ein fast unangenehm brennendes Mitleid. In ihren weit geöffneten Pupillen sammelte sich der Bildeindruck dieses Zimmers. Die Wände waren in Gold und Weiß mit Himmelblau gehalten. Doch schienen die Farben im Kerzenschimmer wenig heiter und lebendig; ein Schleier von Melancholie und Vernachlässigung sank von ihnen nieder. Die zierlich verschnörkelten und geschweiften Prunkmöbel standen steif an den Wänden herum. Die Figuren der anderen Rokokomeister standen auf Konsolen und Kommoden ebenso hölzern und steif wie die Möbel selbst. Nur die Gestalten Melchiors schienen zu sprechen und lebendig zu werden. Ganz deutlich nahm sie diesen Unterschied wahr. Das Heer der Porzellanfigürchen war plötzlich in zwei getrennte Parteien gespalten. Sie wunderte sich nur, daß sie so blind gewesen war, das nicht gleich zu bemerken.

Sie stand und schaute, und ihre Augen waren voll Tränen.

Aber sie wußte nichts davon.

Doch Melchior sah es, und ein stolzes Glücksgefühl kam über ihn. Nun war das Mädchen für seine Kunst reif geworden. Mit zögernder Hand zog er die Hülle von dem Tonmodell und sagte:

„Dies, Jungfer Anna, hatt' ich der einzigen großen und echten Liebe meines Lebens geweiht. Es sollte ihr Denkmal werden. Nichts Erhabenes und Übermenschliches, kein großes Denkmal aus Granit oder Marmor, sondern eines, vor dem ich in meiner stillen Häuslichkeit knien, vor dem ich die Andacht meines Herzens hätte verrichten können. Mit liebevoller Sorgfalt hatt' ich es zu bilden unternommen, ihr und mir als Zeichen unwandelbarster Ergebenheit und Treue. Sitzend wollte ich sie darstellen am Quell meines Lebens, mit dem rosigen Finger den Felsen berührend, daß aus ihm der Bach meiner Lebensfreudigkeit und meiner Kunst entspringe. Hier hab' ich den Felsen gebildet und hier die Quelle und hier in anmutreicher Wendung den herrlichen, nur leicht verhüllten Leib, den sie selbst mir zu diesem Werke geliehen. Aber ich habe dieses Werk nicht vollendet, denn ehe ich zu Ende kam, hat sie mich verlassen, um die Geliebte eines hohen Herrn zu werden."

Melchior machte eine Pause. Anna sah das unvollendete Modell mit tiefster Rührung. Dieser seltsam schöne Leib, der den Arm leicht über einen Felsblock hängen ließ. Der leicht gekrümmte Finger berührte den Stein, und an dieser Stelle schoß ein dünner

Wasserstrahl aus dem Felsen, im Bogen abwärts in ein natürliches Bassin, in dem das Wasser zierlich gischtete und brauste. Ein Leib, dem eine innige Liebe und tiefe Zärtlichkeit seine Schönheit gegeben hatte. Aber auf diesem Leib saß ein roher Tonklumpen, der nur ganz ungefähr die Form eines Kopfes besaß. Dies alles sah das Mädchen wie durch einen Schleier, undeutlich und verwischt. Es wußte nicht, daß das der Schleier seiner Tränen war.

Melchior fuhr fort, indem er die herabhängende Hand Annas erfaßte: „Damals habe ich das Werk verhüllt und niemals mehr wieder hervorgeholt. Ich hätte es auch gewiß nie wiedergesehen, wenn ich nicht Sie, meine liebe Jungfer, getroffen hätte. Ich habe mich auch kaum mehr daran erinnert; es war zu weit hinten und meinem Gedächtnis schon fast verschwunden. Aber als ich Sie sah, war Sie mir gleich so vertraut und bekannt, wie eine Freundin aus den Tagen meiner Jugend. Doch noch immer wußte ich nicht, warum Sie mir so lieb und vertraut war. Ich suchte Sie zuerst auf anderen Wegen. Sie weiß, daß ich Sie oftmals besungen habe. Aber ich fand endlich, daß das nicht das Richtige war. Sie war mir einmal näher, viel näher gestanden. Endlich hatte ich es ... in dieser Gestalt hatte ich Sie damals gekannt. Nicht, daß Sie meiner schönen Freundin ähnlich sähe. Die Natur treibt nicht zweimal dieselbe Blüte hervor. Aber Sie hat etwas, das mich oft glauben läßt, Sie sei meine Freundin. Sie hat den zierlichen Geist und die Formen meiner Jugend. Nicht so sah meine junge Freundin aus, aber sie könnte so ausgesehen haben.

Und darum habe ich an Sie eine Bitte: lasse Sie mich mein Werk vollenden. Gewähre Sie mir die Gunst, noch einmal meine ganze Kunst aufbieten zu dürfen. Ich möchte dieser Gestalt Ihren Kopf aufsetzen."

Anna stand überrascht und schweigend da und ließ ihre Hand in der Melchiors.

Von draußen kam ein schriller Pfiff. Das Signal eines der Fabrikwächter, dem aus der Ferne die Pfiffe der anderen Wächter antworteten. Der neue Kettenhund fuhr aus dem Schlafe und bellte wütend.

Melchior atmete schwer und drückte die Hand des Mädchens. Als ihm Anna ins Gesicht sah, und als sie das Zittern seiner runzeligen Greisenhand fühlte, da faßte sie ein unendliches Mitleid wie ein körperlicher Krampf.

Sie zog leise ihre Hand aus der seinen. Dann sagte sie schüchtern: „Ich will tun, was Sie wollen."

Und ging aus dem Zimmer.

* * *

Johann Peter Melchior war überaus glücklich. Nun hatte seine neue Jugend auch Zwecke und Ziele bekommen.

Er verschaffte sich Modellierton, legte Zeichenpapier und Kohle zurecht und wartete. Er wußte nicht, worauf, aber er wartete. Es war ihm, als müßte Anna eines Tages kommen und sagen: „Hier bin ich."

Aber er bekam sie in den nächsten Tagen gar nicht zu sehen. Sie besorgte die Arbeiten in seiner Wohnung, während er seine Spaziergänge im Parke

machte. Erst am vierten Tage traf er sie zufällig auf der Stiege. Sie grüßte und lief scheu an ihm vorüber. Er dankte aufgeregt und schüchtern und stieg weiter.

In diesen Tagen war wieder einmal Fremdenbesuch in der Fabrik. Wieder Studenten. Andere Gesichter, doch der Große war wieder unter ihnen. Den ganzen Tag trieben sie sich in den Höfen und den Fabrikgebäuden herum. Der Lärm des Betriebes erhielt durch die Einmischung der jugendlichen Stimmen etwas Freches und Höhnendes. Der Direktor hatte Bier kommen lassen, und in seiner Wohnung entwickelte sich eine regelrechte Kneiperei. Melchior hörte das Singen und Lachen und Stampfen durch den Fußboden seiner Zimmer. Es schien ihm, als ob der Lärm, mit üblem Geruch vermischt, durch die Ritzen des Bretterbodens aufstiege und wie ein feiner Staub seine Räume erfülle. Er riß alle Fenster auf und ging rasch fort. Erst spät abends kehrte er zurück. Das Gelage erschütterte noch immer mit wüstem Geschrei das alte Gebäude. Die laue Nacht schien Melchior mit Gekreisch und Gestank verunreinigt. Zögernd stand er vor dem Haustor und überlegte, ob er eintreten sollte. Es widerstand ihm, das Haus zu betreten. Aber er war zu müde, um noch einmal davonzugehen. Schließlich . . . ging ihn denn die Geschichte etwas an? Mit philosophischer Ruhe ausgerüstet, wollte er das Übel ertragen. Er war noch willensstark genug, um nicht zu hören und sich nicht zu ärgern, wenn er es nicht wollte. Er legte die Hand auf die Klinke des Tores und drückte sie nieder.

Das Tor war noch nicht abgesperrt.

Es schien ihm, als ob im Dunkel des Ganges sich etwas rührte. Zwei Gestalten, die nahe beieinander standen, trennten sich. Die eine drückte sich rasch hinten in die tiefe Finsternis des winkligen Vorhauses und verschwand dort. Ein Weib . . .! Die andere kam auf ihn zu und ging pfeifend, Hände in den Hosentaschen, an ihm vorbei. Im Schimmer des Öllämpchens vor dem Kruzifix an der Wand erkannte Melchior den großen Studenten, der ihm noch recht höhnisch in das Gesicht starrte.

Also ein gestörtes Stelldichein! Wer denn das Weib gewesen war? Sicher eine von den Mägden des Direktors. Natürlich! Nicht anders! Der Geschmack und der Sinn dieser Leute stand ja nicht höher. Aber er wollte sich nicht ärgern.

Und es gelang dem Direktor, sich in den Mantel einer stoischen Philosophie zu hüllen. Er überhörte den Lärm des Gelages, das die ganze Nacht dauerte, beim Lesen seiner griechischen Vorbilder und Lehrer und schlief gegen Morgen sogar einige Stunden. Als er morgens an das Fenster trat, sah er, wie die jungen Leute eben unten im Zustand vollständiger Trunkenheit auf einen Wagen verladen wurden.

Er wandte sich ab und hörte dann den Wagen davonrollen und das heisere Geschrei der Betrunkenen in der Ferne verhallen.

Als er gerade ausgehen wollte, trat Anna bei ihm ein. Sie sah blaß und verwirrt aus. In ihren Augen war ein unstetes Feuer. Melchior erschrak beinahe. Er nahm sie bei der Hand und ließ sie auf den Stuhl an seinem Arbeitstisch niedersitzen.

Ob ihr nicht wohl sei?

Anna schüttelte den Kopf und fuhr mit der Hand leicht über die Platte des Tisches: „Ich will den Herrn Direktor nur fragen, wann ich kommen soll, wegen... wegen . . .“

Melchior griff schnell nach der blassen, zitternden Hand, die da vor ihm auf dem Tische lag: „Liebste, liebste Jungfer, Sie will also wirklich?“

Das Mädchen nickte einfach: „Ja!“

Da führte Johann Peter Melchior ihre Hand schnell zum Mund und küßte sie.

Aber sie zog die Hand zurück. Die Berührung der kalten Greisenlippen war wie ein plötzlicher Frost; sie dachte an die glühenden Küsse, die heute nacht auf ihren Händen und ihrem Mund . . .

Von nun an saß sie alle Tage eine halbe Stunde in Melchiors Wohnung. Der Alte ging sehr vorsichtig zu Werke. Des Modellierens war er zu lange entwöhnt; er mußte erst versuchen, das Charakteristische im Gesicht des Mädchens auf verläßliche Art herauszubekommen. Er setzte sie an das Fenster, daß ihr Profil sich von den grünleuchtenden Gartenbäumen draußen abhob, und zeichnete ihre Silhouette. Wenn die Sonne hoch stand und ihr Schein seitwärts schräg durch die Fenster fiel, dann ließ er das Mädchen im günstigen Lichte stehen und entwarf eine Kohlenskizze. Er versuchte alle Arten der Zeichentechnik, er malte sie in Wasserfarben, in Guache, in Öl.

Je öfter er ihr Innerstes mit seiner Kunst zu erfassen versuchte, für desto schwieriger hielt er eine völlige Bewältigung seiner Aufgabe. Es war immer

noch ein Rest da. Etwas Leuchtendes, Glückliches, das er nicht zu bannen vermochte. Er kam nicht zu Ende. Es war immer noch nicht das, was er in diesen Kopf hineinzulegen dachte — die beseelte Schönheit, die lichtfrohe Jugend.

Er bat Anna, öfter zu kommen, länger zu bleiben, damit er sie zu allen Tageszeiten, in allen Zuständen ihrer Seele studieren könnte. Aber sie hatte immer im Hauswesen zuviel zu tun. Nur mit Mühe konnte sie sich freimachen, und manchmal bat sie ihn, zu entschuldigen, daß sie gar nicht kommen könne.

Dann nahm Melchior die Blätter, die er mit Schattenrissen und Skizzen bedeckt hatte — es war fast ein halbes Hundert —, und breitete sie vor sich aus. Er griff nach Stift oder Pinsel und besserte daran herum. Da war sie damals gesessen, so hatte sie zum Fenster hinausgesehen, und hier stand hinter ihrem lieben Kopf ein fröhlicher, jugendgrüner Laubkranz. In solchen Augenblicken ließ er seine Seele mit ihr Zwiesprache halten. Er versank in der Vergangenheit. Da spürte er wieder den starken, köstlichen Duft der Rosenlaube zu Höchst, und wie feiner Moschusgeruch kam es aus den Blättern, wie das berückende Parfüm des Weibes damals ... In solchen Stunden umarmte er Anna mit der ganzen, letzten Flackerglut seines Alters. Er fühlte sich ihr viel näher als sonst.

Denn es war seltsam. Er sah das Mädchen nun täglich, aber es war, als ob immer etwas Störendes zwischen ihnen stände. Keine jener zarten, mehr gefühlten als ausgesprochenen Vertraulichkeiten beglückten den Greis, wie früher. Er versuchte sie, wie früher,

in seine Vergangenheit hineinzuziehen. Es war umsonst. In ihr war etwas, das sich dem widersetzte. Etwas Fremdes, Gegenwärtiges, das nichts von den verstaubten Winkeln seines Herzens wissen wollte. Sie war seinem Bannkreis entschlüpft, und er fühlte, daß sie ihm immer weiter entglitt.

Der Sommer lag mit seiner reifenden Glut über dem Lande. Melchior hatte sich wieder in seine griechischen Philosophen vertieft. Er war nun wieder mit seinem Schicksal zufrieden. Er zeichnete und malte und versuchte nun schon manchmal auch den Ton zu kneten. Die drängende Unrast war verschwunden. Mit der Hitze des Sommers kam eine Erschlaffung über ihn. Es war die Seligkeit des wohlerworbenen Besitzes. Er verschloß sich gegen die Empfindungen, daß ihm Anna nicht mehr so nahe stand wie früher. Er wollte nichts davon wissen, er wollte nicht . . .

Täglich kam sie zu ihm, nein . . . fast täglich, und es war wie eine geistige Ehe zwischen ihnen. Ja, eine geistige Ehe. Ein festes, unzerreißbares Band. Und mit der kindischen Hartnäckigkeit des Greises bohrte er diesen Gedanken so lange in sich hinein, bis er selbst fest daran glaubte. Er war zufrieden, ganz zufrieden! Anna und er durch eine geistige Ehe verbunden! So sollte es sein, bis zu seinem Tod. Ach, Tod, er war noch rüstig! Und jetzt war er ja heiter in seinem Gemüt und mit dem Schicksal ausgeglichen, daß der Tod noch gar nicht an ihn heran konnte. Sein Wahn hielt ihn so fest, daß er nicht bemerkte, wie Anna täglich blasser und wortkarger wurde. Manchmal fiel ihm wohl auf, daß sie ungeduldig nach dem Fenster

sah, wie ein scheuer Vogel, der ins Freie möchte. Dann stieg es plötzlich heiß in ihm auf. Und es kam ihm die Ahnung ihres Verlustes. Aber er kämpfte schnell diese Ahnung wieder nieder. Er lächelte, krampfhaft zuerst, dann aber überzeugt und murmelte:

„In geistiger Ehe verbunden."

Was kümmerten ihn jetzt die Tollheiten des neuen Direktors, die Geschmacklosigkeiten der Mode, das wütende Gekläff des Kettenhundes, der unfreundliche Gruß der Parkwächter. Hier in diesem Wirbel von Unrast und modischer Torheit reifte noch ein Meisterwerk der alten Zeit heran, zu dem sich die Kunst der Vergangenheit und das Leben der Gegenwart vereinigt hatten.

Er verträumte die heißen Stunden der Sommertage an den schattigen Plätzen des Parkes. Er liebte die grotesken Bauten der Amalienburg und der Pagodenburg. Am liebsten aber saß er an dem leise plätschernden Waldbach der Eremitage. Hier stand eine Bank, auf der er köstliche Stunden voll sanfter Träumereien verbrachte. Er war jetzt oft so müde, daß ihm das Buch aus der Hand fiel. Und dann traten, in diesen Stunden des Hindämmerns, die Gestalten seines Lebens zum Reigen an. Seltsam, wie diese Menschen seiner Vergangenheit in seinen Träumen greifbar lebendig geworden waren. Sie sprachen mit ihm und lachten und traten ihm oft ganz nahe. Er fühlte ihren Hauch und roch ihre Parfüms. Dann gingen ihm wieder halbe Verse durch den Kopf:

„O Gott des jungen Lenzen,
Führst uns zu frohen Tänzen!"

Einmal trat in diese Träume eine fremde Gewalt. Er fühlte sie als rohe Unterbrechung der glockensüßen Klänge, als ein jähes Zerreißen der schimmernden Gespinste. Die Gestalten verschwanden, es wurde Nacht um ihn, eine rauhe, von Brausen erfüllte Finsternis. Er erwachte mit einem schmerzhaften Ruck.

Ein fremder Mensch stand vor ihm und reichte ihm das Buch, das ihm im Schlaf entfallen war und am Rande des Baches lag.

Melchior dankte verwirrt und schlafbefangen.

Der fremde Mann ging mit freundlichem Gruß davon. Da erkannte ihn der Alte. Es war der große Student. Eine jähe Wut machte den Alten plötzlich ganz munter. Was wollte der da? War der wieder hier herum?

Melchior begegnete dem jungen Mann nun öfter. Er ärgerte sich über dessen artigen Gruß; doch war er nicht unhöflich genug, um nicht zu danken. Der mußte sich wohl da irgendwo über die Sommerwochen eingemietet haben. Vielleicht drüben im Dorfe?

Aber der Ärger wurde bald durch eine Sorge verdrängt. Anna war jetzt schon drei Tage lang nicht bei ihm gewesen. Der Onkel hatte ihm ihre Entschuldigung gebracht: große Wäsche, ein leichtes Unwohlsein . . .

Der Hausmeister besorgte jetzt selbst die Wohnung Melchiors.

Es sah aber auch danach aus.

Melchior fühlte sich unbehaglich. Nichts war an seinem Platz, die Figuren standen wirr durcheinander, der Schreibtisch war mit einem wüsten Haufen von Papieren bedeckt.

Und dann kam ein Abend, heiß und schwül, wie eine drohende Ahnung. Am westlichen Himmel rang ein scharfes Schwefelgelb mit einem blutigen Purpurrot. Hinter den schwarzen Bäumen des Nymphenburger Parkes spielte sich ein Riesenkampf ab, von dem von Zeit zu Zeit ein dumpfes Murren herüberdrang. Aus dem wilden Farbengewirr stiegen schwarzgeballte Wolken auf.

Auf Melchior lag der düstere Druck des Gewitters. Er war um seine Anna besorgt. Und es schien ihm, als ob mit den Wolken da im Osten ein Unheil aufsteige, das er nicht aufhalten konnte, so wenig, wie er den raschen Zug der Wolken zu hemmen vermochte. Nachdenklich ging er nach Hause; der Stock pendelte an seinem Rücken rascher als gewöhnlich. Er bemerkte gar nicht, daß ihm der Kettenhund mit wütendem Gebell entgegenfuhr, und achtete nicht darauf, ob ihn die Arbeiter grüßten oder nicht.

Es war ihm, als ob er nach Hause müßte, als ob dort etwas auf ihn wartete. Er gab sich keine Rechenschaft über dieses dumpfe Unbehagen, aber er dachte unaufhörlich: nur schon zu Hause sein, zu Hause sein.

Die Finsternis des Gewitters verstärkte die Dämmerung zu früher Nacht. Als er in den Hausflur trat, zuckte das Öllämpchen vor dem Kruzifix in der Zugluft, daß die Schatten in den Winkeln und auf der Decke durcheinanderwirbelten. Der Heiland neigte den Kopf so müde auf die Brust herab, und an seinen verzerrten Händen erglänzten die großen Blutstropfen. Fast scheu drückte sich Melchior an dem Kreuz vorbei.

Den Atheisten und Philosophen durchschütterte eine Bangigkeit, eine unbestimmte, lähmende Furcht. Als er über die hölzerne Stiege hinaufging, versuchte er sich dieses unangenehme Gefühl wegzuspötteln; aber er horchte dabei ängstlich auf jedes Knacken und Krachen in der alten Treppe und wich sorgfältig dem blutigen Schimmer des Öllämpchens aus.

Ein starker Windstoß fuhr ihm entgegen und faßte ihn, daß er an die Wand taumelte. Da hatte wieder irgend jemand das Gangfenster offen gelassen. Der Greis schloß das Fenster mit Mühe. Er war heute so matt und müde. Die verrosteten Riegel kreischten, und die wackligen Fensterscheiben klirrten durch die Stille des Hauses. Melchior warf einen Blick hinaus. Da stand eine schwarze, gezackte Wolkenwand hinter dem Park, und ein dumpfes Murren kam aus ihr herüber.

Als der Alte in das Zimmer trat, erhob sich eine Gestalt aus dem Winkel des Sofas. Er erschrak, und das Feuerzeug wäre ihm beinahe aus der Hand gefallen.

„Wer ist da?"

„Ich," antwortete eine leise und bange Stimme.

Melchior machte mit zitternder Hand Feuer: „Aber . . . Jungfer Anna, wie sieht Sie denn aus? Ist Ihr was? Setze Sie sich doch." Und er führte das Mädchen zu einem Stuhl und entzündete einen dreiarmigen Leuchter.

„Sage Sie mir doch, was Ihr fehlt!"

Aber Anna saß bleich und verstört da, und ihre Blicke stierten beim Fenster hinaus. Das Gewitter hatte eine laute Stimme bekommen, und ein sausender

Wind war losgebrochen. Draußen im Garten rauschten die Bäume, und manchmal peitschte ein Zweig das Fenster.

Die vergoldeten Schnörkel der Möbel starrten so seltsam fremd drein, und die Figürchen standen ringsum mit höhnischen, schadenfrohen Mienen.

Drüben auf dem Schreibtisch das Tonmodell und eine Menge Zeichnungen.

Ein erster Blitz zuckte auf, und in seiner Helligkeit verschwand der schwache Schimmer der Kerzen.

Da brach das Mädchen los. Eie wilde Flut von Tränen, in die sich abgerissene, wirre, sinnlose Worte mischten. Melchior beruhigte sie, strich ihr mit seiner welken Greisenhand über das Haar, und seine trockenen, alten Augen wurden feucht:

„Was ist denn nur? Was ist denn nur?“

Die Schultern des Mädchens zuckten, das laute Schluchzen ging in ein leises Wimmern über. Sie sah zu ihm auf, und dann legte sich ihr Kopf mit einem rührenden Vertrauen an seine Brust, als ob sie in dem Tosen dort draußen und in der Verzweiflung ihres Innern bei ihm Schutz suchte.

Er empfand den warmen Druck wie eine wohltätige laue Flut. Und mit glücklich-schmerzlichem Lächeln küßte er sie auf den Scheitel: „Sage Sie mir nur, was Ihr fehlt?“

Und jetzt, in diesem Bewußtsein der Sicherheit, eines Schutzes vor aller Gefahr, berichtete Anna, wie ein furchtsames Kind, das die Mutter vorher beruhigen mußte . . .

„Der Student . . .“

„Wer denn, der Lange, Große?"

„Ja ... Thomas ... schon am ersten Abend ..."

„Anna ... Anna!"

„Ach mein Gott, warum denn nur, warum denn nur?"

„Anna, es wird doch nicht ..."

„Ach, ich hab ihn ja so lieb ... ich kann nicht ohne ihn leben ..."

„Sie hat ... Sie ist also ..."

„Ich hab ihn ja so lieb ... ach um Gottes willen, die Schande, die Schande."

Von neuem faßte sie ein heftiger Krampf; ihr Kopf sank hintenüber und suchte eine Stütze; aber Melchior wich ihr aus und trat an das Fenster.

Draußen heulte der Sturm und wirbelte Himmel und Erde mit der Kraft eines boshaften Tieres durcheinander. Der Regen stürzte, vom Winde getrieben, in gischtenden Wellen gegen die Fenster; und wenn ein Blitz auffuhr, dann sah Melchior draußen ein Heer von kämpfenden, jagenden, verzweifelten Gestalten.

Er stand gedankenlos da. Es war, als ob ihm plötzlich ein großer, weiser Experimentator Gehirn und Nerven genommen hätte. Als er diesen Gedanken erfaßte, freute er sich über ihn; daß er fähig war, ihn aufzunehmen, verbürgte ihm die Überwindung seiner Starre und die Rückkehr ins Leben. Dann hörte er wieder das Rasen des Sturmes, und endlich erinnerte er sich ...

Da hinten ...

hinter ihm ...

am Tische ...

saß das Weib ...

Sie schluchzte nicht mehr . . . sie hatte aufgehört zu schluchzen. Sie war ganz still.

Der Sturm riß einen Ziegel vom Dach los und schleuderte ihn polternd und krachend zur Erde.

Die Kerzenflammen waren unruhig und flackerten sturmbange und ängstlich.

Ein langer Schatten fiel neben Melchior auf die Wand. Ein Schatten, der wie in innerem Grausen zuckte, von einem Leben ohne Sinn und Rhythmus durcheinandergerüttelt. Melchior wußte, Anna stand da neben dem Tische und wartete.

Aber er biß die Zähne zusammen und wandte sich nicht um. Und dann sah er den Schatten über die Wände gleiten. Er ging über die Kommoden und die Porzellanfigürchen hin und wurde an den Ecken der Möbel verzerrt und gebrochen.

Die Türe ging auf. Das Knirschen der Angeln durchschnitt wie mit einer feinen Säge alle Sturmgeräusche.

Anna war gegangen.

Da kam der Schmerz über den Greis, packte ihn mit beiden Fäusten und rüttelte ihn. Der Alte warf die Hände empor und rang sie in stummer Verzweiflung.

Nun war alles aus. Das Werk seines Alters, das schönste Werk seines Lebens würde nie vollendet werden.

Er trat an den Tisch und betrachtete prüfend die Statuette. Dann hob er ein Blatt mit einer Bleistiftskizze Annas an die Kerzenflamme. Mit leisem Blaffen ergriff das Feuer das Blatt und verzehrte es. Sorg=

fältig sammelte Melchior die Asche der vernichteten Zeichnung. Einzelne Teile hingen noch zusammen, und auf dem schwarzen Grunde zeigten sich nun die Umrisse als feine, graue Linien.

Und Blatt auf Blatt hielt Melchior in die Flamme und ließ es vom Feuer vernichten. Die Asche sammelte er sorgfältig auf einen Haufen.

Was war das . . . ein Krach, ein Klirren und dann ein dumpfer Schlag. Melchior fuhr auf . . . Ach was! Irgendein Fenster, das der Sturm zerschmettert; irgendein Ziegel, den er losgerissen hatte. Was ging ihn das an. Er setzte seine Arbeit fort.

Blatt auf Blatt in die Flamme. Schon war ein kleines Häufchen Asche beisammen. Und nun das letzte Blatt; eine zarte, getönte Tuschzeichnung, die Melchior am meisten geliebt hatte.

Fort damit!

Die Flamme fraß mit gierigem Züngeln auch das letzte Blatt.

Melchior öffnete das Fenster. Der Sturm fuhr wütend in das Zimmer, löschte einige Kerzen aus und stieß gegen die Möbel, daß die Porzellanfiguren durcheinanderklirrten.

Dann faßte der Alte die Asche mit beiden Händen und wollte sie zum Fenster hinauswerfen.

Aber der wilde Atem des Sturmes blies ihm die Asche in das Zimmer zurück, daß sie in feinen Teilchen durcheinanderwirbelte und sich auf die Möbel und die Porzellanfiguren niedersenkte, um vom nächsten Windstoß wieder aufgejagt und weitergetrieben zu werden.

Da nahm er die Tonstatuette, fuhr ihr mit dem Finger über die feinen Formen und sah sie lange an. Dann schleuderte er sie aus dem Fenster.

Er beugte sich vor, um zu sehen, ob sie auf dem schmalen Streifen von Steinen um das Haus herum zersprungen wäre.

Eine Sturzwelle des Regens schlug ihm ins Gesicht und blendete ihn.

Er sah nur undeutlich . . . Aber was war das, das dort . . . auf dem Boden . . . dunkel . . .

Im Schein der Blitze . . . ein Bündel Kleider . . .

Noch ein Blitz . . . ein Mensch!!

Und wie ein wilder Schrei, wie ein Bersten und Krachen war es in ihm: Anna!!

Es würgte ihn in der Kehle; er konnte keine Luft bekommen: Anna!

Und endlich, wild und gellend und verzweifelt: „Anna!!!"

Er stürzte die Stiegen hinab in den Garten und warf sich über den leblosen Körper da unten und schrie . . . schrie . . . mit Schaum vor dem Munde und vorgequollenen Augen: „Anna! Anna!!"

* * *

Der Sturz aus dem Fenster hatte Anna nicht sofort getötet. Aber er hatte sie so schwer verletzt und erschüttert, daß sie zwei Tage später ein totes Kind gebar.

Am dritten Tage war auch sie tot.

* * *

Johann Peter Melchior lebte noch bis zum Herbst. Er erlebte noch das bunte Abschiedsfest des Sommers, aber er nahm nichts mehr davon in sich auf.

Er ging nicht mehr spazieren, saß nur in seinem großen Lehnstuhl am Fenster und lallte mit kindischem Lächeln immer den einzigen Satz vor sich hin:

„O Gott des jungen Lenzen,
Führst uns zu frohen Tänzen.“

Manchmal schweifte sein Blick über die Reihen seiner Porzellanfiguren, als ob er etwas suchte.

Als der Herbst und seine Farben starben, als die lederbraunen Blätter von den ersten Nachtfrösten langsam von den Bäumen gelöst wurden, verlosch auch dieses einsame eben.





Die kleine Sama.

Über dem weiten schlafenden Land hing ein rötlich-düsterer Nachthimmel. Ein seltsamer Schein wie ein Nordlicht. Aber es war nicht das zuckende Leben des Nordlichts in ihm, sondern eine dumpfe, drückende Stille.

Schon die dreizehnte Nacht loderte diese Brandfackel in den Nächten der Gironde. Und mit jeder Nacht wuchs die Erregung der Bauern, die die furchtbaren Gerüchte aus Paris aus ihrer Ruhe auftrieben. Der rote Schein drang in die dumpfen, schmutzigen Seelen dieser Menschen und weckte die Gespenster ihres Innern, daß sie wie Fledermäuse scheuen und schwirren Fluges umherflatterten.

Die Bastille war gestürmt worden.

Ah!

Keiner dieser Bauern kannte Paris und die Bastille. Aber die Vorstellung von ihr stand in ihnen fest. Eine Bestie, ein greuliches Tier mit einem steinernen Rachen und drohend emporgesträubten Rückenstacheln. Wen dieser Rachen verschlang, der war verloren.

Und wieder ein neues Gerücht: der König und seine Familie waren von Versailles nach Paris über-

führt worden. Ein Flugblatt kam in diese entlegene Gegend, das die Übersiedlung darstellte. Es war mit dem blutigen Hohn der Revolution gezeichnet, jenem Hohn, der um die Guillotine tanzte und geistreich-wütige Chansons sang. Der König sah aus wie ein Truthahn, die Königin wie eine Wölfin mit einem Menschenkopf, der Dauphin und die Dauphine wie kleine Wölfe. So werden sie dem Tuilerienpalast zugetrieben, an dessen Portal steht: „Letzter Zufluchtsort für Bankbrüchige".

Die Bauern verstanden das nicht recht. Aber sie lachten, weil ihnen Maurice, der Gehilfe des Tierbändigers aus der Menagerie von La Sauve, erklärte, daß dieses Blatt so furchtbar komisch sei.

Dann aber kam ein anderes Blatt, das zeigte einen Drachen mit hundert Köpfen. Und barfüßige, zerlumpte Männer griffen ihn mit Piken und Säbeln an und hieben ihm einen Kopf nach dem anderen ab. Das verstanden sie schon besser. Der Drache war der Adel, und das Volk, das die Bastille gestürmt hatte, fiel ihn an und tötete den Landesverwüster.

Ganz rote Köpfe bekamen sie vom Ansehen, und ein heimliches Murren hob sich in den hintersten Reihen, das stärker wurde und in dem ganzen Kreis der um das Blatt Herumstehenden umging.

Der Tierbändigergehilfe jedoch schrie: „Nieder mit dem Herzog!" Aber da stimmte niemand ein. Die älteren Bauern sahen mit scheuen Gesichtern nach dem Schloß des Herzogs von Epernon, dessen Fenster im Abendsonnenschein stolz und gleißend herüberdrohten.

Und die Jüngeren sahen auf die braunrunzeligen Gesichter der Alten und schwiegen gleichfalls.

Der Tierbändiger brachte aber am nächsten Tag einen Menschen mit, der seltsam fremd unter den derben Bauerngestalten dastand. Ein schmales, engbrüstiges Männchen mit einem verwitterten Gesicht. Seine Lippen waren in beständigem Zucken, und um die Mundwinkel waren große, nässende Flechten. Das Männchen sprang auf ein leeres Faß und begann eine Rede zu halten. Er sprach die Bauern mit „Mitbürger“ an und erzählte, daß der König in Paris erlaubt habe, die Adeligen zu erschlagen. Jahrelang hätten ihn die Barone und die Priester in ihren Klauen gefangen gehalten. Nun habe ihn das Volk befreit und in Sicherheit gebracht, damit der Adel seine bösen Anschläge nicht ausführen könne. Und darum, nieder mit dem Adel! Der König erlaubt's, der König befiehlt es.

Die Bauern standen mit offenem Mund.

Da zog der Schauspieler — das kleine, glatte Männchen war der Tragöde Monsieur Gérard — ein zusammengefaltetes Blatt aus der Tasche und begann zu lesen. Es war ein Brief des Deputierten Brinvillier und bestätigte die Richtigkeit der Worte des Schauspielers.

Die Bauern stießen sich an und schüttelten die Köpfe. Aber in den Augen erwachte ein Funkeln. Ganz hinten und tief im Innern lag es wie Wetterschein. Und die Blicke flogen nach dem Schloß, das drüben über den Hütten von Cadillac aufstieg, und

klammerten sich an den Fenstern und Türen fest, die zu den kostbaren Schätzen des Herzogs führten.

Noch hielt sie die alte Scheu fest in ihrem Bann. Monsieur Gérard aber schrieb nach Paris, und acht Tage später kam der Advokat Brinvillier selbst nach Cadillac. Und er sagte den Bauern noch einmal, was er ihnen schon vorher geschrieben hatte: „Der König wünscht, daß die Adeligen im ganzen Lande erschlagen werden. Wer einen Adeligen tötet, ist also kein Mörder, sondern ein Richter. Darum ermannt euch und denkt nur an die furchtbaren Lasten, die diese Blutsauger euch auferlegten, die Salzsteuer . . .“

Die Salzsteuer! . . wie von einem Peitschenhieb getroffen, bewegte sich die Menge.

. . . „Das Jagdrecht . . .“

Das Jagdrecht! . . ein Schrei der Wut. Bleicher Zorn stieg in ihre Gesichter. Und Brinvillier erzählte weiter, daß die Jagd im ganzen Lande jetzt frei sei. Jedermann könne jetzt im Park von Versailles jagen. Der König erlaubt's. Was der König erlaubt, darf der Adel nicht verbieten.

Nicht verbieten . . . wiederholten einige junge Burschen.

Und André und noch zwei andere liefen fort, um ihre Flinten zu holen. Dann stiegen sie zum Schloß des Herzogs empor, und ein Haufen von dreihundert Bauern zog hinter ihnen her.

Die schönen, kostbaren Tauben saßen auf der Hofmauer, auf dem Rand des Daches. Mit zärtlichem Gurren drehte sich ein verliebter Tauber um ein

reizendes, kleines, weißes Weibchen, das mit kokettem Trippeln ihre rosaroten Füßchen setzte.

Eins — zwei — drei Schüsse. Der Tauber und das Weibchen fielen flatternd, flügelschlagend längs der Mauer zu Boden und blieben zuckend auf dem Steinpflaster des Hofes liegen. Ihre kleinen Körper schüttelte der Todesschmerz mit seiner gliederverrenkenden Gewalt. Das weiße Brautkleid der Taube färbte sich rot, und ihr Blut bildete eine kleine dunkle Lache um sie her.

Aus der Tür stürzten zwei Diener hervor. Sie standen im ersten Augenblick starr vor Schrecken. Dann lief der eine ins Haus zurück, der andere trat an die Bauern heran:

„Wer war's?"

Die drei Schützen standen zuerst ein wenig verlegen. Dann gab sich André einen Ruck, schob die Schultern vor und sagte: „Ich hätte ein Paar Tauben zu verkaufen. Einen Louisdor das Stück." Dabei hob er die Tiere an den Füßen auf und hielt sie dem Diener hin. Die Flügel des Taubers fielen schwer zurück, die Taube zuckte noch ein wenig. Der Diener aber hob die Faust, um André ins Gesicht zu schlagen. Da sah er beim Tor hinaus . . . da draußen stand ein Bauernhaufen, aus dem ein dumpfes Wogen emporstieg, das wie eine schwere Wetterwolke herüberdrohte. Und in diesem Augenblick wußte er, daß diese Masse nur auf seinen Schlag wartete, um ihn in Stücke zu reißen.

Da sank ihm die erhobene Faust zurück.

Von allen Seiten eilten die Diener des Schlosses

herbei mit Stöcken, Peitschen, Gewehren, was gerade zur Hand war.

Aber André reckte sich hoch auf, und seine Brust weitete sich in trotzigem Triumph. Er wiederholte: „Einen Louisdor das Stück!“ und hielt noch immer die Tauben hin.

Da war ein harter Metallklang auf den Steinen des Hofes, und eine Stimme rief vom Balkon: „Nehmt eure zwei Louisdor und macht, daß ihr fortkommt.“ André und die anderen Bauern entblößten ihren Kopf vor dem Herzog. André hob halb schüchtern und halb trotzig die Goldstücke auf und ging. Stumm und gedrückt schob sich der Bauernhaufen über den Schloßberg. Aber wie er aus der Nähe des Schlosses war, hob sich aus ihm ein leises Summen. Gérard und einige junge Burschen waren es, die das Lied anstimmten. Gérard hatte es sie im Wirtshaus gelehrt. Immer mehr und mehr fielen ein, das Summen wurde zum Brausen, das Brausen zum Brüllen. Und blutrot wie eine Brandfackel stieg aus dem Knäuel von Menschen die Marseillaise empor.

In dieser Stunde entschied sich das Schicksal des Herzogs von Epernon, Schloßherrn von Cadillac.

Über dem weiten, schlafenden Land hing ein rötlich-düsterer Nachthimmel.

„Der Himmel zeigt schon wieder Blut an,“ flüsterte André, als er sich auf die Parkmauer schwang.

„Ja Blut . . . viel Blut,“ sagte Brinvillier, der ihm auf dem Fuße folgte. Dann saßen die beiden Riesen oben und zogen die anderen an den Händen empor. Gérard, Maurice . . . einen nach dem anderen.

Kein Ende. Immer neue Gestalten spie das Dunkel aus. Und es war ein Klirren von Waffen in der Finsternis wie das spitze Zucken von tausend kleinen, blauen Flämmchen. Dann auf der anderen Seite ein Brechen der Zweige im Gebüsch und ein Tappen im Dunkeln, ein Zusammenstoßen von Körpern.

Langsam, ganz langsam schleicht sich der Haufen an das Schloß, wie ein wildes Tier auf weichen, geschmeidigen Sohlen.

* * *

Der Herzog von Epernon saß nach orientalischer Art auf einem niederen Diwan in seinem Teppichzimmer. Braun, blau und grün war die Harmonie dieses Märchenraumes. Braune und blaue Ranken wirkten sich auf dem grünen Grund des Perserteppichs durcheinander, und blaue Wundervögel wiegten sich auf den grünen Ästen der Wandverkleidung. Und in langen, funkelnden Strahlen blitzte hier und da ein Goldfaden auf. Es waren die Kostbarkeiten persischer Schahs, indischer Rajahs, arabischer Scheichs, die der Herzog in seinem Schloß aufgespeichert hatte. Die Reichtümer von Toten und Sterbenden, mit denen der Herzog sein Greisentum überhäufte.

In dem Geheimfach des Herzogs war eine lange Liste mit Namen. Es war das Verzeichnis der einstigen Besitzer dieser Schätze. Bei vielen stand ein schwarzes Kreuz. Das waren die, die dieser Besitz ihr Leben kostete. Das waren die, die mit verblendeter Freude an ihren Kostbarkeiten hingen. Das waren die, über deren Leichen der Herzog zur Erfüllung seiner Wünsche gelangen mußte. Die Namen ohne Kreuz waren die, bei denen

nicht der Stahl, sondern das Geld gesprochen hatte. Der Herzog lächelte spöttisch, wenn er die Liste durchsah. Das waren die Siechen, die Elenden, die Verkommenen. Ihr Stolz war gestorben, ihr Königsinn demütigte sich vor dem Klingen des Goldes. Denn nur der armseligste Schwächling gab die Schätze seiner Ahnen gutwillig. Und der Herzog verachtete, wo er Unterwerfung fand, und bewunderte, wo er töten mußte.

Das war in den Jahren seiner Kraft.

Und dann kam das entsetzliche Abwärts, das er so lange durch seine Künste verhindert hatte. Es kam mit Schnelle. Der Herzog sah, wie die Falten über Nacht wuchsen und sich tiefer gruben, und er sah, daß da die Schminke nicht mehr half. Er erschrak zuerst, aber dann lächelte er seinem Bild in dem hohen schmalen Spiegel zu und dachte an den ägyptischen König, den sie vor ihm aus seinem vieltausendjährigen Grab hervorgezogen hatten. Es war eine brüderliche Ähnlichkeit. Dieselbe Haut, gelb und verrunzelt wie Leder, die eingesunkenen Augenhöhlen. Und der Herzog sah fast den widerlichen Kampf der Araber vor sich, die sich um die kostbaren Ringe der Mumie balgten. Und er sah, wie der eine mit grinsendem Triumph endlich die abgeschnittenen Finger an sich riß.

Einen der Finger hatte der Herzog damals mit sich genommen und bewahrte ihn in einer japanischen Truhe aus Gold, in die ein alter Künstler seltsam verrenkte Menschenkörper und fliegende Vögel aus Elfenbein eingelassen hatte.

Der Herzog zog den vertrockneten Finger hervor und hielt ihn neben den eigenen. Die brüderliche

Ähnlichkeit kicherte ihm grausam aus dem Spiegel entgegen. Aber der Herzog lachte, und er umarmte langsam in Gedanken den Tod. Er begann sich an das Sterben und das Nichts zu gewöhnen; aber vorher wollte er noch alle Wollust des Todesgrauens, alles Raffinement der Verwesung genießen. Er betrat wieder sein Teppichzimmer, das er wochenlang gemieden und saugte aus seinen Kostbarkeiten die Kräfte all derer in sich, die er einst um dieser willen getötet. Aber es war nicht mehr um die Lust des Lebens, sondern um die Wollust des Todes zu verlängern. Und dann mußte das indische Mädchen tanzen.

Dieses Weib hatte ihm ein Freund von einer Indienfahrt mitgebracht. Sie war braun und schlank und voll Duft. Der Herzog nannte sie die Säule, denn so edel und stolz war sie wie eine Säule eines griechischen Tempels. Wenn das Weib vor ihm tanzte, dann stiegen in ihm die indischen Nächte auf, der glühende Rausch der Wollust kam über ihn. Und er preßte seine dürren, kalten Glieder an ihr warmes, hartes Fleisch. Dann mußte sie ihre Schlangen aus dem engen Kasten lassen, und während sie zwischen den walzigen, glattschimmernden Ringelleibern tanzte, blies sie auf einer kleinen Flöte. Die Schlangen richteten den Oberleib auf und bewegten ihn nach dem grauenhaft=süßen Rhythmus ihrer Töne. Das waren die Höhepunkte der Entzückungen des Herzogs. Er fühlte, hier tanzten Leben und Tod auf einer Spitze.

Und er thronte auf seinem Diwan als Herrscher über beide. Und um sein Entzücken noch zu steigern, ließ er überall zwischen den Teppichen Spiegel anbringen.

Nun wurden seine Räusche zu den Orgien eines Wahnsinnigen. In diese Verrenkungen des Todes fielen die Nachrichten von dem Morden in Paris. Das erschien dem Herzog nur als die rechte Begleitung zu seinem eigenen Kampfe. Und er freute sich, seiner Tänzerin alle Einzelheiten erzählen zu können. Wenn das Mädchen zitterte und sich ihr schlanker Leib vor Angst verkrümmte, dann rieselte es ihm wonnig über den Rücken. Und er erfand tausend Züge dazu, um ihr Grausen zu schluchzendem Weinen aufzupeitschen.

Heute hatte er ihr so Furchtbares erzählt, daß sie in ihrer Angst aufgesprungen war und zu tanzen begonnen hatte. Und das tat sie sonst nie ohne den Befehl des Herzogs. Leise und blütenhaft begann sie mit leichtem Schreiten, und ihre angstverzerrten Züge waren die Verneinung der glücklichen Unbefangenheit ihres Tanzes. Aber die Angst schwand, als ihr Rhythmus bewegter wurde. Und dann zog sie rasch unter dem Vorhang einer Nische ein Kästchen hervor, das von blauen Steinen schillerte. Ein rascher Ruck zog den Riegel zurück. Und aus dem engen Raum quoll es nun hervor, große und kleine Schlangenleiber . . . unhörbar fast, auf den dicken, weichen Teppichen. Nur ein leises Zischen war, das in das gleichmäßige Schwirren der Kerzenflammen sich mengte. Alle Wandkerzen waren von grünen Glasglocken umhüllt, die Arme des Deckenlusters endigten in blaue Tulpen. Blau und grün flossen in ein leichenfahles Licht zusammen, in dem sich die Schlangen schleimig weiterschnellten, in den dicken Teppichen leichte Furchen zurücklassend.

Das Mädchen wich zurück und begann auf ihrer kleinen Flöte ihr Schlangenlied. Und als die Schlangen sich aufrichteten und zu tanzen begannen, trat sie in ihren Kreis. Das Schlangenlied ward wilder und die Bewegungen der Schlangen hastiger. Ihr Kreis zog sich enger um die Tänzerin zusammen. Die große Brillenschlange blähte sich in düsterer Erregung auf, und auf ihrem Hals ward das geheimnisvolle Zeichen sichtbar, mit dem sie einst zur Königin der Giftschlangen geweiht wurde.

Das Zischen der Tiere wurde lauter und drang eintönig und unaufhörlich durch die Stimme der Flöte hindurch, deren Melodie nun wie irrsinnig über diesem Zischen als Grundton auf und nieder schwankte. Die zwei großen Eidechsen aus Benaresbronze starrten mit ihren Glasaugen in das Geringel, und im Zucken der Kerzenflammen war es, als ob sie ihre glänzenden Schweife regten. Von der Wand grinsten dicke Götzenbilder herab. Ein vergoldeter Buddha aus Neapel zwinkerte mit den Augen und drehte die Daumen seiner auf dem Bauch gefalteten Hände umeinander.

Die Schlangen hüpften und bäumten sich, als ob sie in die Luft springen wollten. Dem nackten Körper der Tänzerin entstieg ein heißer Duft.

Und in den Spiegeln ringsumher verhundertfachte sich dieser furchtbare Tanz. Ein Glas warf das Bild ihres Körpers dem anderen zu. Und der Herzog konnte ihren nackten Leib von allen Seiten sehen, jede Biegung, jeden Schritt und jedes Muskelzucken. Und da tanzte dieses nackte, schöne Weib vor ihm, hundertfach, inmitten eines Waldes von schillernden, zischenden,

schwankenden Schlangenleibern, die aus dem wirren Muster des Teppichs emporwuchsen wie lebendig gewordene Ranken. Die Eidechsen und Götzen glotzten aus den Spiegeln in ihrer faulen Dummheit und Verachtung dieses Lebens vor ihnen.

Der Herzog aber saß mit glühenden Augen da, und in seiner Hand wiegte er eine kurzstielige Peitsche mit langer Schnur. Jetzt aufspringen und Schlangen und Weib durcheinanderpeitschen, daß sich die Schlangen über das Mädchen stürzten, von Schmerz und Wut außer sich gebracht. Ein einziger Peitschenhieb für die große Brillenschlange dort . . . und es begann ein gräßliches Würgen, denn das Mädchen hatte den Tieren die Giftzähne lassen müssen. Ohne Giftzähne hätte der ganze Tanz ja für ihn nichts zu bedeuten gehabt.

So saß er, und in ihm war ein starkes, unabläßiges Tönen: „Ich bin der Tod, und das Leben ist mein Spiel." Er gewann diesen Worten einen schauerlichen Rhythmus ab, den er sich langsam und eindringlich wiederholte.

Dann dachte er: „Sie tanzt in einem geschmückten Grabe. Und sie weiß nicht, daß ich tot und gestorben bin, und schmeichelt ihr blühendes Leben um meine Leiche." Zwischen das ringelnde Schlangengewimmel und die hundert Tänzerinnen seiner Spiegel leuchtet von allen Ecken des Zimmers ein grinsendes, verzerrtes, ledergelbes Gesicht — die Totenmaske eines Lebenden.

Und die Peitsche zuckte in seiner Hand.

Da schnitt die Flöte schrill ab, und die Schlangen-

körper fielen schlaff zusammen, wie Luftschläuche, aus denen die Luft plötzlich entweicht.

Aus den Augen des Herzogs schwand die Fieberglut, und sein Oberkörper fiel vornüber mit dem Kopf auf die Brust. Die Peitsche glitt ihm aus der Hand und rollte über die weichen Falten des Diwans auf den Teppich, wo sie unter den Schlangen liegen blieb, selbst eine zusammengerollte, schlaffe, bösartige Schlange.

Seine stumpfen, glanzlosen Augen sahen zu, wie Savitri die matten und jetzt ungefährlichen Tiere ergriff und in den Kasten warf, den sie schnell hinter ihnen verschloß. Dann tastete seine zitternde Hand nach einer Quaste, die neben ihm von der Decke hing. Ein Zug, und geräuschlos schoben sich die bunten Teppiche vor die Spiegel. Eine jähe Verwandlung von einer furchtbaren Unendlichkeit in eine scheußliche Enge, die jeden Schrei erstickte, jeden Atemzug beengte, jeden reinen Lichtstrahl verschluckte. Nur das schmutzigbleiche, grünbläuliche Kerzenlicht blieb übrig wie der ausgesogene, verdorbene Rest eines mißhandelten Sonnenlichtes.

Der Herzog ließ die Beine aus dem gekreuzten Sitz herabgleiten und versuchte aufzustehen. Aber seine Knie zitterten in den dünnen schwarzen Strümpfen und seidenen Kniehosen, die ihm zu weit waren. Savitri glitt zu ihm und schob ihren nackten Arm unter seine Achsel:

„Steh auf, gut Mann. Savitri schön getanzt?"

Der Herzog nickte. „Ja, gut getanzt! Jetzt wünsche dir etwas!"

Savitri wandte sich ab und sah gegen die Wand

hin. Das war bei ihr ein Zeichen der Verlegenheit. Wie schön sie war in ihrer herben Nacktheit! Und ihr hellbrauner Körper stimmte so schön zu der braun-blau-grünen Harmonie dieses Zimmers.

„Wünsche dir etwas, Savitri."

Savitri wandte sich schnell um. „Auf großem, rundem Haus in Garten kleine Figur; Savitri möchte kleine Figur. Kleine Figur schön. Savitri möchte haben."

„Also die kleine Fama vom Mausoleum möchtest du haben?"

„Ja, ja!"

Der Herzog überlegte. Diese kleine Figur war ein Kunstwerk von unschätzbarem Wert. Ein Werk des berühmten Pierre Biard, der es für den einstigen Günstling Heinrichs III., den Ahnen des Herzogs, gefertigt hatte. Was verstand dieses Weib da, das ganz Trieb, wilde Sinnlichkeit war, von den Schöpfungen der Kunst? Ein Spielzeug, nichts weiter für sie. Sollte er um dieser Laune willen das Mausoleum seines Ahns seines schönsten Schmuckes berauben? Das war . . . es war wie . . . ja, es war wie Grabschändung. Er sprach sich das Wort noch einmal vor. Und er stutzte darüber. Dann aber lachte er auf. War er nicht der Tod, und war nicht das Grab die Stätte seiner Herrlichkeit? Und es war ihm Wonne und Triumph, dem Leben ein Kunstwerk des Grabes in die Arme zu legen. Und zwischen diesen Gedanken starrte ihn immerfort ein braunes, ernstes Gesicht an. Wer war das nur . . . ?

Seine Hand suchte den Griff der Dienerglocke, der tief in den Falten des Diwans verborgen war.

Savitri hatte ihn erwartungsvoll angesehen, nun jauchzten ihre Augen auf. Sie ergriff seine Greisenhand, deren dürre Knochen von vertrockneten, spröden Sehnen zusammengehalten wurden, und küßte sie. Mit dem wilden Begehren des Naturmenschen hing sie an dieser Figur, die sie auf ihren Spaziergängen im Park oben auf dem Dach des rätselhaften Gebäudes entdeckt hatte. Und die kindliche Lüsternheit nach dem schönen Spielzeug ließ ihr keine Ruhe.

Als sie vorhin ihren Tanz begonnen hatte, aus freien Stücken, ohne von ihrem Herrn aufgefordert worden zu sein, hatte sie es erst aus Angst getan. Aber mitten im Tanz gesellte sich die schlaue Überlegung hinzu. Sie fühlte, daß sie heute den Alten besonders berauschen würde. Und sie wollte das wie immer ausnützen. Sie wollte etwas verlangen. Diesmal sollte es die kleine Figur auf dem Haus im Park sein.

Die Teppiche glitten auseinander, und ein Diener stand vor dem Herzog. Sein Blick suchte nicht nach links und nicht nach rechts. Die Dienerschaft dieses Mannes hatte gelernt, nur das zu sehen, was sie ihr Herr sehen lassen wollte.

„Bringe die Figur vom Dach des Mausoleums im Park.“ Der Diener verneigte sich und ging. Stumm und ohne den Blick vom Boden zu erheben.

Savitri schmiegte sich wieder an den Herzog und spielte mit seinen greisen, kalten Fingern. Ihre Wärme wirkte auf seine Starre wie ein wollüstiger Kitzel ... Die Fama, das Symbol des Nachruhmes auf dem Grabmal seines Ahns! Was für ein Ruhm war das,

der nach zweihundert Jahren tot war? Wer wußte etwas von dem damals mächtigsten Manne Frankreichs als die Familie und einige gelehrte Forscher? Was war von ihm wirklich am Leben geblieben? War also die Fama Biards hier etwas anderes als das Sinnbild des Todes, der selbst den Ruhm auslöscht? Und er erschauerte wieder bei diesem Gedanken an die Größe des Todes. Und dazwischen tauchte das ernste, braune Gesicht auf. Wer war das nur? . . . und jetzt kam ihm eine Erinnerung aus den Tagen seiner Jugend. Das war ein arabischer Scheich . . . Ali ben Hassan, oder ähnlich . . . ja der, den er damals im Hohlweg aus dem Sattel geschossen hatte, von dem seine prächtigsten Stücke stammten und der sie ihm nicht hatte geben wollen, trotzdem seine einst reiche Familie in Armut geraten und er zu einem armseligen Wüsten-räuber herabgesunken war. Dieses braune Gesicht . . . genau so wie damals, als er in dem Hohlweg gegen die Felstrümmer gelehnt, starb . . . der hatte die Güter seiner Familie verteidigt, ihren Besitz mit dem Leben gebüßt. Und der Herzog sah das Bild seines Ahns vor sich, in dem braunen, staubigen Rahmen, drüben in der langen Galerie des Schlosses und auch das Mosaikmedaillon Pierre Biards in dem Mausoleum unten im Park. Und er spielte hier mit Leben und Tod, Herrscher über beides. Und er wuchs vor sich selbst zu übermenschlicher Höhe empor.

Eine leise Glocke schlug an. Das Zeichen, das jemand eintreten wollte.

Savitri erhob sich und zog sich zurück. Der Herzog erwiderte das Glockenzeichen. Ein Diener trat ein,

und in seinen Armen trug er die Bronzestatuette der Fama. Schwer zog die massive Figur seine Arme herab. Er ließ die Statuette auf den Boden gleiten. Selbst durch den dicken Teppich hörte man den dumpfen Schlag. Savitri stieß einen Laut des Entzückens aus und näherte sich der Gestalt, mit leisen, scheuen Fingern über ihre Formen streichelnd.

Der Diener stand noch immer und hob die Hand, zum Zeichen, daß er etwas zu berichten habe. Der Herzog nickte ihm auffordernd zu, und der Mann begann nun in der kurzen Weise, die alle Diener dieses Schlosses als oberstes Gesetz befolgten:

„Als ich durch den Park ging, habe ich verdächtige Geräusche gehört."

„Was für Geräusche?"

„Brechen von Ästen, Stimmengemurmel."

„Wie erklärst du dir diese Geräusche?"

„Bauern aus dem Dorf."

Der Herzog horchte auf. War das so unmöglich? Dieses Gesindel! Fingen sie in der Provinz vielleicht jetzt auch an, die Aristokraten zu verfolgen? Er hätte unlängst vielleicht doch den Taubenraub nicht so ruhig hinnehmen sollen. Wie falsch, auf die Verblüffung und Hundenatur dieser Leute zu rechnen! Niederschießen sollte man sie wie Wölfe. Es war ein Triumph seiner Überlegenheit gewesen, die begehrliche Masse durch Nachgeben zu besiegen. Aber solchen Siegen folgt die Rache. Nun war die Bande frech genug, zur Nachtzeit in seinem Park zu wildern. Was anderes konnten sie beabsichtigen?

„Geh zum Jägermeister und sag ihm, er soll euch

alle bewaffnen. Und wenn sich Menschen in meinem Park zeigen, so gebt Feuer, und gut gezielt! Verstanden?“

„Jawohl.“ Und der Diener verschwand.

Savitri hatte sich auf den Boden niedergekauert und starrte die kleine Figur an. Das Weib war ganz ernst und still geworden, und etwas Sinnendes lag in ihm. Sie hatte nichts gehört und strich noch immer mit dem Finger über die kühle Glätte der Bronze. Es geschah so scheu und andächtig wie die Berührung eines Götzenbildes. Schlank und leicht war dieser metallene Leib; langgestreckte Glieder sprachen wie zarte Blüten von selig-harmonischen Lüsten. Die Spitzen des einen Fußes berührten kaum die Kugel unter ihr, der andere Fuß war im Fluge nach hinten gestreckt. Die braunen zarten Arme setzten eine lange Posaune an den köstlich gespitzten Mund. Dieses Weib war ganz Schlankheit, Fliegen, wundersamer Rhythmus. Nichts von dem bald wollüstig verschwommenen, bald grausam abgehackten Takt der Tänze Savitris war in ihr, sondern ein Edleres, Geistigeres, Vollkommeneres.

Immer scheuer wurde das liebkosende Streicheln Savitris. Ihre braunen Finger glitten halb in der Luft über die Bronzehaut des Figürchens. Endlich sah sie auf, und ihre Augen waren fast ehrfürchtig.

„Wie heißt?“ fragte sie.

„Fama.“

„Fanua.“ Sie bemühte sich, das Wort richtig zu bilden, und strengte sich vergebens an. Plötzlich stand sie auf und glitt in die Ecke, wo ihr schillerndes Gewand am Boden lag. Und mit schlanken Armen zog sie es

über sich und verhüllte ihre Nacktheit vor der reinen Größe des kleinen Kunstwerkes. Der Herzog staunte und staunte. Und sein Geist arbeitete, bis er sich dies für seine Verwesungsträume zurechtgemacht hatte. Und der Sieg der Kunst wuchs ihm zu einem Triumph des Todes empor, in dem er seine eigene Herrlichkeit erstrahlen fühlte. In das Eis seines Körpers schoß ein Glutstrom, der ihn bis in die Fingerspitzen durchzuckte. Seine Wollust bäumte sich empor, und ihr Taumel durchbrauste ihn wild und tosend. Keuchend, heiser, rief er das Weib:

„Savitri, her zu mir."

Savitri tastete mit ausgestrecktem Arm längs der Teppichwände. Nur in diesem Augenblick etwas Hartes, Festes, an dem sie sich anklammern könnte. Dann würde sie den Mut zum Widerstand finden. Aber nichts als die wollige Weiche des dichten Teppichs. Keine Ecke, keine Kante im ganzen Gemach. Und mit kleinen Schritten wankte sie vorwärts, willenlos unter der ungeheuren Kraft, die von dem halbtoten Greis ausströmte. Der Herzog streckte ihr die Arme entgegen; Savitri sank an dem Diwan nieder; seine Knochenhände, die den gierigen Klauen des Adlers glichen, rissen ihr dünnes Gewand in Fetzen.

Da ertönte schrill und gellend, wie in höchster Not, die Klingel von außen. Der Herzog fuhr auf, aber seine entfesselte Gier war nicht zu zügeln, und wieder stürzte er über das Weib.

Aber die Glocke schwieg nicht und gellte weiter.

Da kam der Herzog zur Besinnung. Was war das? Das schrie wie höchste Angst. Und er zog an

der Antwortglocke, die zugleich die Tür des Teppichzimmers öffnete.

Ein Diener stürzte herein . . . er war atemlos und blaß, in dem gelbgrünen Licht starrten seine Augenhöhlen, sein offener Mund aus dem Gesicht wie aus einem Totenkopf. Aber die Macht des Greises war groß. Der Diener keuchte, und ein unsägliches Entsetzen sprach aus seinen Zügen, aber er brachte kein Wort hervor, ehe ihm der Herzog nicht die Erlaubnis zum Sprechen gab. Dann aber brach es aus ihm hervor, wild und ungezügelt:

„Sie sind im Hof, auf der Terrasse, sie dringen in das Vestibül, Jean und Antoine sind tot . . . sie haben Pistolen. Sensen und Gabeln . . .“

„Wer? Wer?“

„Die Bauern . . . hören Sie nur.“

Aber in das Teppichzimmer drang kein Laut von außen. Es war, als ob tiefe, friedliche Stille ringsumher wäre.

„Auf den Balkon, gnädigster Herr!“

Der Herzog glitt von seinem Diwan und stand auf. Ein Zug an einem unter den Teppichen versteckten Hebel, und die Wand schob sich zurück. Draußen ein Nachthimmel mit jagenden, schwarzen Gespensterwolken. Zwischendurch immer auf Augenblicke der Mond. Mit der kalten Nachtluft vermischte sich Brüllen, Schreien, Johlen, Krachen und Splittern von Holzwerk, Schüsse und Triumphgeheul. Der Herzog trat vorsichtig an den Rand des Balkons und sah hinab.

Da unten Knäuel kämpfender Menschen, verbissen, ineinander gekeilt, nicht zu unterscheiden, ob Sieger

oder Unterliegende. Ein Ringen mit der Wut wilder Tiere. Aus den Fenstern zu ebener Erde manchmal einzelne Feuerstrahlen durch die Nacht. Das Gebrüll der Getroffenen. Der Herzog sieht seinen riesigen Oberjägermeister unter einer Schar von Bauern. Die Pistole hat er abgeschlossen und schleudert sie unter den Haufen, und dann mäht er mit seinem schweren Hirschfänger, daß ein weiter Kreis um ihn entsteht. Die Bauern weichen zurück. Aber ein starker, großer Bursche schleicht von hinten heran — Maurice, der Tierbändiger. Der Mond gießt auf einen Augenblick sein kaltes Licht über die schreienden Menschen. Die weißgrauen Schläfenbüschel des Oberjägermeisters werden zu starren, eisigen Flocken, quer über seinen kahlen Schädel klafft eine breite, blutige Wunde. Da blitzt etwas in den Händen Maurices — eine Sense. Man hört ihr Pfeifen nicht, der Herzog sieht sie nur aus den Kniekehlen des Mannes zurückschnellen. Dann stürzt der Riese und der ganze Haufe über ihn her. Wie ein Malmen von Knochen und Schnappen von gierigen Hunden. Die Verteidiger brauchen nicht zu zielen, immer in den dichten Knäuel hinein. Die langen Feuerzungen aus den Fenstern schlecken gierig nach dem röchelnden, brüllenden, winselnden Haufen, der sich auf der Terrasse umherwälzt. Endlich löst sich der Knäuel. Fünf oder sechs bleiben neben dem formlosen, blutigen Körper des Oberjägermeisters liegen. Und wieder beginnt das splitternde Krachen der Türen.

Aber aus dem Innern des Schlosses antwortet dem Krachen und den Schüssen johlendes Freudengeschrei. Das sind die anderen, die vom Hof her eingedrungen sind.

Eine flackernde Röte steigt hinter den Bäumen des Parkes empor. Das sind die Dienerhäuser, die großen Scheunen und Viehställe. Auf dem weinroten Hintergrund sind die schwarzen Bäume wie feine Trauerspitzen.

Die gellende Röte überraschte die drei Menschen auf dem Balkon. Unten hat sie jemand bemerkt . . .

„Der Herzog," und ein Schuß kracht neben ihm in die Mauer, daß der Mörtel sich löst und zu Boden kollert.

„Nicht schießen," schreit's unten, „lebendig fangen." Der Herzog taumelt. Die drei treten in das Gemach zurück und starren sich an. Savitri hüllte den Kopf in einen Fetzen ihres Gewandes und dreht sich stumm zur Wand. Sie will nichts hören, die Todesangst hat sie starr gemacht. Aber den Herzog hat sie aufgerüttelt, und er schickt den Diener um Waffen.

Er will beweisen, daß er der Herr des Todes ist, und will sterben mit der Größe der Unheimlichkeit. Aber es ist nicht die eherne Ruhe in ihm, die er für seinen Tod erwartet hat, und eine zitternde, uneingestandene Angst macht seine Knie schlottern.

Zwei Arme voll Waffen schleppt der Diener aus dem Kabinett nebenan herbei. Der Herzog nimmt für sich zwei Paar Pistolen und einen malaiischen Kris, dem Diener gibt er die Muskete und einen spanischen Reiterdegen. Auch Savitri drückt er zwischen ihre erstarrten Finger einen Dolch. Savitri umklammert seinen Griff, ohne zu wissen, was sie in der Hand hält.

Draußen ist die Tür mit donnerndem Poltern zusammengebrochen. Der Lärm zieht sich mehr in das

Haus hinein. Aber noch immer kommen neue Trupps von Bauern von den brennenden Wirtschaftsgebäuden herüber, Bauern aus Cadillac und aus den benachbarten Dörfern bis gegen Podensac, Créon und La Sermec zu. Man hört es an den triumphierenden Zurufen, mit denen sie sich begrüßen.

„Ob sie sich wohl hierherfinden werden?“

Der Herzog gibt dem Diener keine Antwort, er ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Er kann jene Festigkeit nicht in sich finden, die Größe, die ihm sonst den Todesgedanken umgab.

„Und wenn sie uns nicht finden, so zünden sie das Schloß an, und wir verbrennen alle miteinander.“

Der Diener schleicht an die Tapetentür und schiebt die Teppiche zurück. Er macht dem Herzog ein Zeichen. Fern ist ein Rumoren in den Gängen des Schlosses, ein wüstes Lärmen, einzelne Schüsse noch, aber mehr im Übermut als im Kampfe abgegeben.

Dann kommt der Lärm näher, über die Stiegen hinauf, den langen Gang daher. Sie schreien so durcheinander, daß man kein Wort versteht. Der Herzog und der Diener treten zurück und richten ihre Waffen nach der Tür. Aber der Trupp zieht vorüber. Sie haben die Tür nicht gefunden.

Der Herzog fühlt eine erschlaffende Schwäche. Das darf nicht mehr kommen, sonst wird er ohnmächtig wie ein Kind.

„Sie finden die Tür nicht, wenn sie ihnen nicht jemand zeigt,“ flüstert der Diener. Und der Herzog klammert sich an dieses Wort.

Wieder kommt ein Trupp. Sein Geschrei wälzt

sich in dem engen Gang vorwärts und schwillt durch seinen eigenen Widerhall zum brausenden Strom. Aber diesmal gilt's. Dieser Trupp stürmt nicht; er geht behutsam und tastet die Wände ab. Man merkt, daß ihn jemand führt.

Die zwei Männer sehen sich an.

Und immer näher, unaufhaltsam näher kommt der Haufe. Savitri, in deren Starre der Lärm gedrungen ist, hat sich umgedreht und schaut stier die niedrige Tapetentür an. Langsam gleitet ihr der Dolch aus der Hand.

Auf dem Gang draußen sinkt der Lärm zu einem Murmeln herab. Ein leises, fast scheues Murmeln vor der großen Entscheidung. Ein Tappen an den Wänden . . . zaghaft, unhörbar, aber doch unaufhaltsam . . . nun an der Tür.

„Hier ist's," sagt eine Stimme, die der Herzog kennt. Es ist die Stimme seines Kochs.

Ein Augenblick der Stille. Es ist, wie wenn eine große, klingende Kugel mit rasender Schnelligkeit auf den Herzog zurollte. Und plötzlich platzt die Kugel mit einem Krachen, das wie ein schweres Beil auf den Kopf fällt.

Die dünne Holztür splittert, und die scharfe Schneide einer Axt wird sichtbar. Und wieder splittert die Axt in das Holz. Drei . . ., vier . . ., fünf . . . in großen Spänen bricht das Holz heraus. Ein Loch . . . Fackelschein . . . grimmverzerrte Bauerngesichter . . . schattenschwarz und feuerrot im grellen Brandlicht.

Savitri schaut gebannt auf die kleine Fama Pierre Biards, auf deren Bronzehaut wilde Flammen hüpfen.

Zwei, drei Hiebe gegen die Türangeln . . . krachend und ächzend fällt die Tür ins Gemach, dessen Teppiche ihren Lärm plötzlich ersticken.

In dem Türrahmen fünfzig Bauerngesichter, deren Leiber in unlösbarer Verschlingung zusammengewachsen scheinen. Ein scheußliches Untier mit einem Körper und fünfzig Köpfen. Mitten unter ihnen der Koch des Herzogs, an den Händen gefesselt, mit einem Strick um den Hals.

Aus dem Teppichgemach knallen zwei dumpfe Schüsse. Der Koch fällt vornüber, den Bauern, der ihn hält, an seinem Halsstrick nachreißend. Der Herzog hat gut gezielt.

Auch ein Bauer wälzt sich in seinem Blut. Aber ein wildes Brüllen verschlingt die neuen Schüsse. Und nun ist nichts mehr als ein Knirschen und einzelne Schreie und sonst nur wie das Knacken und Schwirren eines großen Mahlwerkes.

André, Maurice und ein entlassener Galeerensträfling haben den Herzog gepackt und halten ihn nun auf dem Diwan fest.

Einige andere zerren Savitri an den Armen, die sich nicht wehrt und nicht rührt und nur immer die Bronzefigur anstarrt.

Der Diener ist als Leiche auf dem Teppich geblieben. Das Blut und zerquetschtes Fleisch bilden neue Töne auf den bunten Arabesken.

Der Herzog keucht, und seine Lippen zittern.

Der Führer der Bauern, der Schauspieler Gérard

und der Advokat Brinvillier, treten vor ihn. In ihren Blicken liest der Herzog seinen grausamen Tod.

Da beginnt er leise wimmernd und winselnd um sein Leben zu flehen. Seine Todesherrlichkeit ist verflogen, und die Verwesung sendet ihre Schauer über sein Gerippe voraus.

Aber die Bauern lachen, und Gérard und Brinvillier lachen. „Was soll mit dieser geschehen?“ fragen die Bauern, die Savitri halten.

„Dort hinaus!“ Gérards Hand deutet nach dem Balkon. „Aber erst ...“ und auf sein Zeichen stürzen die Bauern über den Herzog. Während ihn vier oder fünf halten, bearbeiten die anderen seinen Körper mit ihren dicken Knütteln, mit den Stielen ihrer Dreschflegel und Mistgabeln, mit den stumpfen Enden ihrer Äxte. Der weiche Diwan dämpft die Gewalt der Schläge, und ihre Lust scheint endlos zu sein.

Der Herzog hat zu schreien aufgehört, er röchelt auch nicht mehr, nur manchmal durchzuckt es noch den zerquetschten, zermalmten Körper. Aber die Bauern schlagen immer noch darauflos.

Neue Bauernhaufen kommen brüllend in das Gemach und beginnen die Teppiche von den Wänden zu reißen. Das Schmuck- und Waffenkabinett nebenan wird geplündert. Die Eidechsen und Götzenbilder werfen sie sich wie Fangbälle zu. Die kleine Fama ist umgeworfen worden und liegt in den Falten eines Vorhangs versteckt.

Die Kostbarkeiten dieses Zimmers reizen die Bauern nicht; sie wollen nur zerstören, vernichten. Und die Männer, die diese Kostbarkeiten wohl schätzen, ver-

mögen nichts gegen die Wut dieser Menschen, in denen der Jahrhundert alte Knechtsinn sich zur Raserei gewendet hat.

In einer Ecke liegt eine Fackel und schwehlt an den dicken Vorhängen. Ein schwarzer, rauchender Brandkreis ist um sie.

Und noch immer wird der zuckende Körper des Herzogs mit den Werkzeugen der Knechtschaft zu Brei zermalmt.

Die seltenen Wohlgerüche dieses Zimmers mischen sich mit dem Gestank des langsam glosenden Teppichs und dem Geruch von Blut und Schweiß.

Eine wilde Gier reckt sich nach Savitris Leib Wie Hunde stehen sie um das Weib, mit glühenden Augen und geifernden Mäulern. Und Savitri kommt aus dem Innern zu sich und sieht, wie sich das Entsetzen auf sie zuwälzt. Da reißt sie sich aus den Fäusten der Bauern los und stürzt durch ihre Reihen auf den Balkon.

Ein Schrei . . . und ihr Körper schwingt sich in den fernen Feuerschein hinein, dann ist er weg . . .

Es ist, als ob die Enttäuschung die Wut der Stürmer noch anfachte. Der leblose Körper des Herzogs wird verlassen, die Haltenden geben ihn frei.

Und nun wendet sich die grausame Lust gegen das Zimmer. Die Leuchter und Kandelaber werden mit Stangen heruntergeschlagen, die Teppiche in Fetzen gerissen.

Maurice hat die Zugschnur der Spiegel gefunden und reißt daran. Die Teppiche schieben sich zurück. Das Zimmer wird zum unendlichen Raum, in dem

Tausende von wütenden Tieren vernichten und zerstören.

Da ballt sich ein Kreis von Männern um André. Der Bursche hat die Fama gefunden und hält sie in der Hand, unschlüssig, was er tun soll. Der Galeerensträfling faßt mit roher Faust nach ihr, so daß die lange Posaune abbricht. Aber André entreißt sie ihm und hält sie hoch über den Kopf, daß sie alle sehen können.

Und es ist wie ein Strahlen und Glänzen von wundersamer Schönheit um dieses Werk. Seine schlanke Reinheit dringt durch den Gestank und das Brüllen der Zerstörung in die Herzen der Wütenden. Scheu und stolz hält es Andrés Hand, so zart sie kann, und die kühlen, glatten Formen fließen wie ein sanfter Rhythmus in ihn.

Er hält die Figur hoch über den Kopf: „Männer, soll sie ins Feuer?“

„Nein!“ schreien zwei, drei, und der ganze Haufen stimmt ein: „Nein!“

Vielleicht ist's bei manchen auch nur: sie wollen etwas von dem unter sich haben, was den Herzog so hoch über sie gestellt.

Aber Pierre Biards Fama ist gerettet.

Da bäumt sich zwischen das Schreien, Kreischen und Johlen ein furchtbares Gellen. Maurice hat in einem Winkel des Gemaches ein Kästchen mit kostbaren Steinen entdeckt, und mit funkelnder Habgier stürzt er sich darauf. Er reißt es auf . . . heraus rollt ein wirrer Schlangenknäuel. Die Tiere sind

durch den Lärm um sie herum rasend geworden und von der zischenden Schnelligkeit vergifteter Pfeile. Eine kleine Sandviper ringelt sich um Maurices Arm und gräbt ihre Zähne einmal . . . zweimal in sein Fleisch.

Das Kästchen fällt zu Boden, und der Schlangenknäuel ringelt nach allen Richtungen auseinander.

In der Ecke lodert eine spitzige blaue Flamme aus dem Brandfleck der Fackel auf, läuft über den Teppich bis zur Decke und erlischt. Eine andere, gelbrote Flamme kommt hinter ihr drein, Lichtschein und Rauch verbreitend.

Dem erstarrenden Entsetzen folgt ein wildes Schreien, und die Männer stürzen aus dem brennenden, von Schlangen durchzischten Zimmer.

Allen voran Maurice, totenblaß, mit stier vorquellenden Augen. Um seinen Hals hat sich der Leib der Sandviper geschlungen, gleich einem schwarzen, feuchtglänzenden Halsband. Die Hände hat er mit krampfhaft gespreizten Fingern weit von sich gestreckt und lacht . . . lacht, daß es das Gebrüll der anderen übertönt . . .

. . . Der Himmel ist ganz rot geworden. An den Rändern grell wie eine glühende Esse, geht er in ein schönes Karminrot über, dann folgt ein Purpur, das im Zenit ein wenig schmutzig wird.

Aber rings an den Rändern ist er grellrot, wie eine glühende Esse. Den Feuerzeichen der brennenden Wirtschaftsgebäude von Epernon antworten im Umkreis die Brandfackeln anderer Schlösser.

Auch das Schloß des Herzogs von Epernon ist von innen erleuchtet wie zu einem Fest. Ein höhnisches

Prasseln ist drinnen, und über das Dach hüpfen kleine, blaue Flämmchen.

Auf den Steinfliesen der Terrasse vor dem Balkon des Teppichzimmers liegt der leblose Körper Savitris.

An ihm vorüber eilt André und trägt die schlanke, nackte Fama Pierre Biards mit sich. Er preßt sie unter das Wams und betastet sie manchmal mit spitzen Fingern, um sich zu überzeugen, daß sie noch da ist.





Literaturgeschichte.

Ich hatte das Glück, die Frau kennen zu lernen, die fast am Ende der Tage eines unserer Größten in sein Leben getreten war, um die schier unerschöpflichen Kräfte des göttlichen Greises noch einmal zum Brand der Jugend zu erwecken. Sie hatte mit ihrer kühnen Begeisterung, ihrer von keiner Überlegung geschändeten Kindlichkeit, die bloß die Größe dieses über das Maß des Menschlichen erhabenen Geistes anbetete, gerade das Menschlichste in ihm berührt. Die Literaturgeschichte war über die letzte Liebe hergefallen, hatte sie mit Vermutungen, Kombinationen, Andeutungen mumisiert und ihren starren Leichnam als besondere Rarität in ihrem Museum aufgestellt. Und die Ehrfurcht vor ihren Erinnerungen hatte der inzwischen zur Greisin gewordenen Frau, die niemals Weib geworden war, über die Geschwätzigkeit des Alters hinweggeholfen; sie war stumm geblieben und hatte niemals die Wahrheit gegen die Behauptung der Gelehrten zu Hilfe gerufen.

Weit mehr als ein halbes Jahrhundert lag zwischen jener Zeit und dem Abend, an dem ich hinter der alten Dame im Dunkel der Theaterloge saß, um das

gewaltigste Drama des Gewaltigen anzuhören. Es waren noch einige Verwandte um uns und ein junger Mann mit schlauem Gesicht, den ich im Verdacht hatte, ein Notizbuch und einen gespitzten Bleistift in der Tasche zu führen; einer jener Geschäftigen, die der Literatur nicht fern stehen und die immer darauf aus sind, zu sammeln, was sie nutzbringend und pikant in einem Feuilleton verwerten können.

Der Schmerz und das Glück der Menschheit sprachen von der Bühne in für die Ewigkeit geschmiedeten Gestalten, die doch nichts Statuarisches an sich hatten und von unserem Blut und unserem Atem zu leben schienen. Es wurde uns leicht und zugleich schwer gemacht, die Zwischenpausen durch ein Gespräch zu füllen, denn die alte Dame gab durch ihr Schweigen alle Worte frei, und zugleich schien ihre Andacht auch uns zu ermahnen, alle Unzulänglichkeiten unserer Gedanken fernzuhalten. Es war, als ob sie mit auf der roten Brüstung der Loge gefalteten Händen betete, und ihr unbewegtes Gesicht ertrug das Licht und die Blicke des ganzen Theaters, ohne zu zucken, mit einer durch ein endlos langes Leben erworbenen Gewöhnung. Man wagte hinter ihr nur zu flüstern, wie in einer durch irgendein Meisterwerk der Kunst geheiligten Kirche.

Ich schwieg, denn ich empfand das Bedürfnis vollständiger Hingabe stärker als die Forderung der Geselligkeit, die Furchtsame zum Sprechen zwingt. Nach der Vorstellung bemühte man sich um die Greisin mit einer zaghaften Dankbarkeit, als ob sie an den wunderbaren Erlebnissen dieses Abends, an den Erschütterungen der Seelen irgendeinen wirkenden Anteil

gehabt hätte. Man war klein vor ihr, die den Dichter gekannt und ein ganzes Leben jenen fernen Jugendtagen zum Opfer gebracht hatte. Der junge Mann mit dem Bleistift und dem Notizbuch drängte sich an sie heran und versuchte ihr mit einem Wort aufzufallen, das er für diesen Zweck offenbar eigens geprägt hatte. Märtyrerin der Literaturgeschichte! Aber die alte Frau hörte darüber hinweg, und es geschah das Verwunderliche, daß sie mich, ich weiß nicht, ob deshalb, weil ich geschwiegen hatte, oder aus irgendeiner geheimen und unbegründeten Sympathie, zum Tee bei sich einlud, während sie die anderen mit freundlichen Worten nach Hause schickte.

Wir fuhren im Wagen nach ihrer Wohnung, deren Fenster ich noch vor wenigen Tagen andächtig von draußen angestaunt hatte. Die Gebrechlichkeit des Greisenalters hatte nichts über die Frau vermocht, und ich wunderte mich über die ungezwungene Harmonie der Bewegungen, mit denen sie aus dem Wagen stieg, und über die zielsichere Raschheit der Befehle, die eine kleine Dienerschaft zum pünktlichen Gehorsam zwangen.

Der gemütliche Salon, der mit seinen alten Möbeln aus der Biedermeierzeit auch einen Teil ihres unbefangenen und freudigen Geistes bewahrt zu haben schien, war ein kleines Museum. Unaufdringlich sprachen die Bilder ihres Freundes von den Wänden, viele Ausgaben seiner Werke füllten einen Bücherkasten, und ein Schreibtisch stand leicht und doch feierlich an seinem Platz, als ob er mit bescheidenem Stolz sich als Bewahrer des Wichtigsten fühlen dürfte.

Die Greisin entließ das Stubenmädchen und machte

sich daran, den Tee selbst zu bereiten. Sie ging hin und her, fröhlich, wie nach Verrichtung eines guten Werkes, während ich von einem rot und grün gestreiften, damastenen Sofa zusehen durfte. Ihre Bewegungen waren ohne Hast, fast ein behagliches Ausruhen, und es schien mir, als sei keine von ihnen ohne Übereinstimmung mit einer durch goldige Erinnerungen verklärten Seele. Daß mehr als ein halbes Jahrhundert ihr in staunender Bewunderung zugesehen hatte, mochte ihr Wesen zu einer solchen Vollkommenheit gesteigert haben.

Kleine, gerundete, immer wieder von Pausen unterbrochene Gespräche reihten sich aneinander wie Perlen an einer Schnur. Ein blasser Glanz, ein mattes Lächeln spannte sich über alle Worte.

„Ich hoffe, daß Sie es einer alten Frau verzeihen, Sie von jugendlicheren Freuden abgehalten zu haben," sagte sie, als sie schon sah, daß ich das Beisammensein mit ihr wie ein Märchen genoß.

„Was soll ich darauf sagen, das nicht wie ein übel angebrachtes Kompliment aussähe? Lassen Sie mich schweigen und mich verneigen."

„Sie sind auf der Durchreise hier?"

„Ich glaubte nicht, daß ich in den wenigen Tagen meines Aufenthaltes einmal mit Ihnen abends beim Tee zusammen sein würde."

„O, viele Fremde sind, weniger bescheiden als Sie zu mir vorgedrungen, wie zu einer Sehenswürdigkeit. Man macht den Umweg über diese Stadt, nur um mich anzustarren und taktlose Fragen zu stellen. Sie wollen sagen können, daß sie mit mir gesprochen haben,

und wünschen damit ihr Ansehen zu heben, wie Leute, die berühmte Ruinen oder geweihte Stätten besuchen, etwas von deren Ruhm und Weihe mit fortzutragen glauben."

„Man sucht den Glanz Ihres Freundes in Ihnen und die Verehrung einer Welt . . ."

Sie unterbrach mich durch irgend etwas, das ich in meinem Gedächtnis nicht wiederfinden kann. Es war kein Wort, keine Gebärde, kein zorniges oder ungeduldiges Aufblicken, kein Stuhlrücken oder Schlucken, nicht einmal der Versuch zu einem Zeichen; irgendein Nichts zwang mich zu schweigen, am ehesten könnte ich sagen, ein Schatten, der plötzlich ihr Leuchten verdüsterte und dessen Ursprung jenseits aller Wahrnehmbarkeiten war. Die kleine Sonne aus Messing, die als Perpendikel zwischen den Alabastersäulchen ihrer Standuhr schwang, beschleunigte ihren Takt. Im Innern dieses niedlichen Tempelchens der Zeit erschütterte eine kleine Revolution den gleichmäßigen Gang des Räderwerks, als ob die Zeit sich empörte. Die Porträts an den Wänden wurden mit einem Male in diesem Schweigen ganz feierlich und sahen fremd aus der Vergangenheit herüber.

„Immer nur Spiegel zu sein, glauben Sie nicht, daß dies schwer zu ertragen ist? Mein Gott, man gewöhnt sich daran, nicht um seiner selbst willen genommen zu werden, nicht wahr?"

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, und tappte also das Ungeschickteste heraus: „Sie sind die Hüterin einer Tradition."

„Ja, ein lebendiger Mensch, der als Reliquie

herumgezeigt wird: Hier ist noch ein Andenken an den Großen, ein Mensch vom Ende seines Lebens! Aber ich, mein lieber Freund, war auch einmal jung, und wenn man noch so voll drängender Kräfte ist, wünscht man auch selbst etwas zu gelten. Wenn in *seinen* Bezirken so etwas wie ein Vorwurf aufkommen könnte, so müßte ich mich gegen sein Andenken wenden, denn ich bin von seiner Größe zermalmt worden."

Die damastenen Streifen des Sofaüberzuges begannen mich zu drücken, und ich wünschte mir die Gebärde eines Heilands, um dieser Frau die gefährliche Größe und Bitterkeit ihrer Erinnerungen zu nehmen.

Es geschah das Sonderbare, daß die alte Dame mir jungen, ihr fast unbekannten Menschen eine Geschichte erzählte, in der sich die Qual ihres Lebens wie in einem Kristall zeigte. Die Worte schlossen sich als ebene, glatte Flächen um das Ereignis ihrer Jugend und gestatteten den Blick in wundervolle Klarheit, die sich aus der trüben Lauge des Schmerzes in schöne Form gerettet hatte:

— Sie haben über mein Verhältnis zu *ihm* sicher schon die verschiedensten Vermutungen anhören und lesen müssen. Wer ihn liebt, geht seinem Leben fast lieber als seinen Werken nach und kommt bei mir vorbei. Ich habe alles über mich ergehen lassen, was die unverschämte Phantasie oder der Gelehrtendünkel mir angetan haben. Die Wahrheit steht auf einigen Blättern, die dort im Schreibtisch auf den Augenblick warten, der sie freigibt. Hier ist nur wenig zu sagen nötig. Ich saß zu seinen Füßen, das ist alles. Er

liebte es, mein Haar zu streicheln, und freute sich über meine kindliche Unverzagtheit, mit der ich einen Teil seiner Welt hastig und begeistert ergriff und einen anderen unbesonnen und gelangweilt von mir wies. So mag Gott über die Menschen lächeln, die manche Dinge seiner Schöpfung, die Freude, das Licht lieben, und andere, den Schmerz, die Finsternis, verabscheuen — jener Gott, der doch in sich weiß, daß beides gleich nötig ist. Dann kam ein Tag, der mich durch seine unbegreifliche Werbung überraschte. Der Greis, dem alle Schönheit und Größe untertan schien, wollte ein Kind, dessen Verständnis kaum die nächsten Dinge richtig erfaßte, für sich haben und sandte einen Fürsten als Brautwerber. Meine Eltern kamen zu mir, als ob mich ein Blitzstrahl gezeichnet hätte, hielten sich scheu von mir zurück und überbrachten mir ehrfurchtsvoll die Botschaft Jupiters. Schon das bloße Wort, der Wunsch des Übergewaltigen hatte zwischen mich und die Menschen, die mir am nächsten standen, eine Schranke gesetzt. Ich war ihnen in diesem Augenblick fremd geworden und über die Niedrigkeit ihres Hauses erhoben. Man sah mich an, wie eine den Göttern geweihte Jungfrau von frommen Völkern des Altertums betrachtet worden sein mag, und da schon durch seine Werbung aller Unverstand des Kindes von mir abgestreift schien, ließ man mir für meine Antwort freie Wahl. Ich war mehr verwundert als bestürzt und überlegte nicht einmal, was ich zu sagen hätte. Es war mir, als ob mein eigener Großvater mich zur Frau gewünscht hätte, und der Instinkt des Weibes besiegte mühelos meine große Verehrung. Die leichte,

lächelnde Traurigkeit, mit der er meine Weigerung hinnahm, und sein Gleichmut, der seine Hand nicht anders über mein Haar führte als früher, rührten mich, aber erschütterten meinen Entschluß nicht.

Obzwar er meinem Kreise entglitten war, fühlte ich noch immer seine wunderbaren Wirkungen an mir selbst und an meiner Umgebung. Die ganze Stadt sah scheu zu mir hin, und meine Altersgenossinnen unterstanden sich nicht mehr, ihre kleinen Angelegenheiten vor mich zu bringen; ihre tollen Einfälle, ihre abenteuernden Gedanken verstummten vor mir, als ob ich eben aus einem Altarbilde unter sie herabgestiegen wäre. Ich blieb mit meinen Wünschen nach den unbedachten Scherzen der Jugend allein, und aus dem Rückzug einiger jugendlichen Verehrer begann ich zu verstehen, daß man die Bedürfnisse des Weibes bei mir übersah. Mich umgab ein unsichtbarer Schrein, eine Art von Zauberkreis, der mich von allen abschloß und den nur die Bewunderung zaghaft zu berühren wagte. Vor der fürchterlichen Achtung, die sich überall vor mir neigte, und vor mir selbst wünschte ich zu entfliehen und ersehnte eine andere Umgebung, in die ich eindringen könnte und die mich aufnehmen würde. Da ich nichts in mir fühlte, was meine Erhabenheit gerechtfertigt hätte, da mir das Phantom, das man verehrte, in meine heiteren Träume störend zu folgen begann, ertrug ich mich selbst nicht mehr.

Meine Eltern folgten meinen Bitten sogleich mit einer Demut, die mich ihnen nur entfremdete und sandten mich zu Verwandten nach Prag. Aber auch hier fand ich alle Aufmerksamkeit und Andacht wieder,

denen ich entfliehen wollte. Ich wünschte zu folgen, und man ließ mich befehlen, ich wollte zurechtgewiesen werden, und man nahm meine Aussprüche als Offenbarungen an, ich beging Ungezogenheiten, und man strafte sie mit keinem Wort. Vor meinen Launen war das ganze Haus klein, und meinem gewaltsam gesteigerten Übermut war keine Grenze gesetzt.

Eines Tages kletterte ich neben dem heiligen Nepomuk auf das steinerne Geländer der Karlsbrücke und warf von der Stelle, wo der schweigsame Beichtvater in den Strom gestürzt worden war, Rosen in das Wasser. Ich sah ihnen nach, wie sie fortgerissen wurden, und beugte mich vor, um sie unter den Brückenbogen verschwinden zu sehen. In einem Sandschiffe stand ein junger Kerl und schöpfte mit einer ungeheuerlichen Stange den Schlamm des Grundes in seinen viereckigen Kasten. Eine Rose klatschte an seinen Kopf. An einen Eisenstab des Gitters geklammert, warf ich ihr meine Grüße nach und winkte dem Erstaunten. Da riß mich jemand am Kleid, zerrte mich von meinem Gitter weg und hob mich auf den Gehsteig der Brücke.

„Donnerwetter, was machen Sie für Unsinn!“

In einem Kreis von grinsenden und von erblaßten Zuschauern stand ich vor einem jungen Mann, der mich bei der Hand faßte und mir zornrot und derb meine Verrücktheit vorhielt. Von meinem Stand übersah ich die ganze Verkehrsstörung, den Knäuel von Menschen, die festgefahrenen Wagen mit den fluchenden Kutschern und auch die beiden Polizisten, die im Laufschritt herbeikamen. Mit dem Namen meiner

sehr angesehenen Verwandten befreite mich der Student aus ihren pflichteifrigen Händen und brachte mich unter ihrem Beistand aus dem Gedränge. Zuerst liefen uns noch einige Gassenjungen nach, aber mein Begleiter führte mich durch einige Winkelgäßchen der Kleinseite, und es gelang ihm, ihre Schaulust davon zu überzeugen, daß ich ihr keine weiteren Verrücktheiten mehr bieten werde. Auf den Stufen zum Hradschin, die wir wie in Verabredung hinaufstiegen, blieb er plötzlich stehen: „Sagen Sie, Fräulein, sind Sie immer so dumm, oder war das heute nur ein besonderer Festtag?"

Seine Vorwürfe von vorhin schwangen noch immer über meiner Verdrossenheit, wie Frühlingsglocken über einer mürrischen Stadt, und jetzt fiel das neue, köstliche, schwere Wort von meiner Dummheit wie der Sturm alten, klangerfüllten Erzes ein. An der Brüstung vor dem Schlosse, angesichts der ganzen Stadt mit ihren Kirchen, die mit Kuppeln über der Frömmigkeit lasteten oder mit spitzen Türmen subtile Gedanken hinaufführten, gab ich ihm dankbar die Hand und schwor ihm, daß ich immer so dumm sei. Er schüttelte den Kopf, packte mich bei den Schultern und sah mir ins Gesicht. Dann begann er zu lachen, lachte über mich, und ich fühlte sein Lachen wie ein Glück in mir. Über den stumpf glänzenden Strom spannte die Karlsbrücke ihre Bogen, und in ihrer Mitte krümmte sich der heilige Johannes von Nepomuk unter der Last seines Geheimnisses. Vor unserer Brüstung drängten sich die schmalen Häuschen der Kleinseite und ließen nur die kleinen Höfe und Gärtchen zwischen alten

Mauern frei. Ich brach ein Stück von der zerbröckelnden Brüstung und warf es zwischen eine Schar von friedlichen Hühnern, daß sie entsetzt auseinanderrannten. Als er mir strafend über die Finger schlug, begann ich vor Seligkeit zu schluchzen; dazu krachte irgendwo in unserer Nähe der Kanonenschuß, der den Mittag bezeichnet, und schien mit seinem Knall alle Glockenstimmen der Stadt gelöst zu haben.

Die Erinnerung an diese Stunde liegt mir zwischen den Wundern einer Sonne, die viel wärmer und leuchtender war als irgend jemals nachher. An der Rolandsäule vorbei brachte er mich zum Hause meiner Verwandten, und als ich schon die Türklinke in der Hand hielt, mußte ich ihm noch meinen Namen sagen, den ich ihm gerne verschwiegen hätte.

Ich kam in ein Haus, das jenem Hühnerhof glich, in den vorhin mein Stein gefallen war. Die Nachricht von meiner Unvorsichtigkeit war mit polizeilicher Dienstbeflissenheit schon hierher gelangt. Aber kein Wort des Vorwurfs wagte sich an mich heran. Es verdroß mich nicht, denn ich hatte ja einen, der mir lachend sagte, daß ich dumm war, und ich bemühte mich, dies von ihm recht oft zu hören.

Wir hatten weitere Zusammenkünfte verabredet, und wenn mir es unter meinem gläsernen Sturze langweilig wurde, lief ich zu ihm wie ein Schulmädchen, dem die Luft der Schule zu dumpf geworden ist. Ich führte ihn auch meinen Verwandten vor, aber er drang hier nicht mit seiner respektlosen Derbheit durch. Um so lieber zog ich ihn mit mir in den alten Gassen herum, stand vor der astronomischen Uhr des Alt-

städter Rathauses und wartete auf das Erscheinen der Apostel und auf das Krähen des Hahnes; er gab mir von seiner Zeit, soviel ich wollte, obzwar er tief in Prüfungssorgen steckte. Daß er sich mit alten Sprachen und deutscher Literatur beschäftigte und auf den Beruf eines Professors vorbereitete, erschien mir als sein einziger Fehler. Seine Wissenschaft grausam zu zerzausen, gab mir tausend Wonnen.

Im Mondschein war es, als wir auf einem gestohlenen Kahn trieben, dessen Leib von schweren Lasten ausgeweitet und plump geworden war, in einer Nacht, die von der Zwiesprache der alten Uferhäuser mit dem Strome lebte. Er fragte mich noch einmal seltsam bedeutungsvoll nach meinem Namen. Und als ich mein Ruder hob und die glänzenden Tropfen über seinen neuen Hut rieseln ließ, schien er ungehalten zu sein und eine Reihe von anderen Fragen zu unterdrücken. Im Kahne kniend, erhob ich meine Arme zum Mond und begann einen Gesang zu den Geistern der Nacht. Da erfaßte er meine Hände und zog sie nieder: „Sei doch ein bißchen vernünftig.“ Meine Tollheit brach durch seine üble Laune, und als ich schaukelnd drohte, den Kahn umzuwerfen, gab er nach und ließ sich küssen. Aber seine Ermahnungen kehrten von da an wieder und näherten ihn dem Berufe, den er sich erwählt hatte. Es war, als ob er sich von mir entfernte, wie man von Dingen, die man genau zu betrachten wünscht, in richtige Sehweite rückt.

Obzwar dies ganz langsam und vorsichtig, mit großer Überlegsamkeit geschah, so daß ich die Übergänge fast nicht wahrnehmen konnte, kam mir aus

diesem Sinken seiner Wärme die Gewißheit, daß er durch irgendeinen Zufall, vielleicht durch meine Verwandten, von meiner Erhöhung erfahren hatte, und die Angst, daß er von mir abfallen könnte. Je weiter er sich zu entfernen schien, desto sehnsüchtiger rief ich ihn zurück, und daß seine lachenden, derben Rufe, die mich zu noch größerem Übermut angespornt hatten, zu ernsthaften Verweisen wurden, stürzte mich in die Qualen früherer Zeiten. Endlich schwieg er ganz und glich jetzt allen anderen, die mich in meinem gläsernen Schrein verehrten.

Ich wußte nun sicher, daß er meine Bedeutung entdeckt hatte, und daß er den verderblichen Nimbus, der mir von einem Feinde meines Lebens verliehen schien, um mein Haupt sah. Auch das wußte ich, daß ihn eine Frage, eine Reihe von Fragen brannten, dieselben, die ich damals im Kahn durch meine Tollheit vereitelt hatte. Dem künftigen Professor, dem Studenten der deutschen Literatur gingen jene Dinge, die ich mich als Quelle meines Unglücks anzusehen gewöhnt hatte, als Gegenstände des Interesses und der Weihe auf. Und als ich dies alles untrüglich zu wissen glaubte, wandte ich mich ebenso fremd von ihm ab, wie von allen anderen, die um mich wußten.

Das tat mir sehr weh, denn ich muß Ihnen sagen, daß ich ihn liebte.

Alle Versuche der schönen Herbsttage, uns wieder die sorglose Zeit vom Beginn unserer Liebe zurückzugeben, waren umsonst. Wir behaupteten manchmal gegeneinander ein Lächeln, aber ich sah zu deutlich die Starrheit der Maske. Seine Fragen bedrohten mich

noch immer, und wenn er sie noch nicht ausgesprochen hatte, so hatte es sicher nur seine Besorgnis verhindert, mich ganz zu verlieren und alle Möglichkeiten zu ihnen verschwinden zu sehen. Diese Herbsttage, die wir in den Trümmern des Wyschehrad verbrachten, sahen es, wie wir uns belauerten, und die herben Anzeichen des Winters streiften auch unsere Seelen.

Wir krochen zwischen den Trümmern einer Sagenzeit herum, suchten die Spuren der alten Mauern und übten uns darin, die Stelle der kühnen Portale oder der gastlichen Fenster zu erraten. Drüben flammte die Königsburg, und vom Fuße des Berges, wo allerlei Volksbelustigungen die Nähe des Jahrmarktes verkündigten, krochen die Töne einer Geige mühsam und gebückt zwischen Steinen und grasenden Ziegen zu uns.

Er unterbrach ein Schweigen, in dem wir uns von einem schwerfälligen Gespräch erholten: „Mein Vater möchte endlich die Ergebnisse meiner Studien sehen; ich muß mich nun beeilen, meine Prüfungen zu beenden. Zu Ostern will ich Doktor sein.“

Als er schwieg und Atem holte, sah ich ihm an, daß er entschlossen war, heute seine Fragen zu stellen. Mein Aberglaube, daß dann alles vorbei sein müsse, gewann Macht über mich und zwang mich, aufzuspringen und vor seinen Augen über die Trümmer eines Säulenkapitäls zu tanzen. Er ließ es ruhig geschehen, wagte mich nicht zurückzuhalten und sprach mit unpassender Ernsthaftigkeit von der Dissertation, deren Thema er schon zu bearbeiten begonnen hatte.

Da lief ich ihm davon, brach durch ein Himbeergebüsch, erschreckte zwei Ziegen und einen Hüter-

jungen, der auf dem Bauch liegend vor sich hinsang, und rannte bergab der Geige zu. Auf halbem Wege sah ich mich um und freute mich, daß er mir, widerwillig zwar, aber doch folgsam nachkam. Unten war ein buntes Leben. Ein Ringelspiel mit jauchzenden Kindern drehte sich im Kreise, und die hölzernen Pferde mit ihren zerschundenen Rücken hoben alle in gleicher Stellung den rechten Vorderfuß, während die hölzernen Mäuler in rostige Geschirre bissen. Dazu quiekte die Geige des Bettlers ein melancholisches tschechisches Volkslied, dessen Traurigkeit dem Geschrei der Kinder seltsam widersprach. Schießbuden und Puppentheater schlossen sich weiterhin an und lockten einen Schwarm von Dienstmädchen und beurlaubten Soldaten, zwischen deren Beinen die frechen Jungen der Vorstadt wimmelten. Die Verwahrlosung dieses Ortes, vor dessen mächtigen Erinnerungen sich die neue Stadt zurückgezogen zu haben schien, als ob sie einen Vergleich zu scheuen hätte, war von einer künstlichen Heiterkeit verdrängt, die mich wie Verwandtes anfaßte.

Eben als ich unten anlangte, blieb das Ringelspiel stehen und lud neue Gäste zum Einsteigen ein, und als er mir nachkam, saß ich schon auf einem der hölzernen Pferde, drehte mich im Kreise und warf seinem gezwungenen Gesicht im Vorbeikommen jedesmal eine Kußhand zu. Meine Unbesonnenheit gab sich nicht mit einem Ritt zufrieden, und noch ein zweitesmal und ein drittesmal erneuerte ich die Fahrt allein, da er sich weigerte mitzukommen. Dann taumelte ich von meinem Pferde, rief eine Schar von Kindern um mich zusammen und warf eine Handvoll Kupfer=

münzen unter sie, außer mir vor Tollheit und nur von dem einen Wunsch gequält, ihn aus seinem Gleichmut herauszureißen und seine köstliche Derbheit wieder einmal zu genießen. Die Kinder balgten sich zu meinen Füßen, stießen mich in ihrem Getümmel herum, bis ich ihnen entsprang, dem Bettler seine Geige wegnahm und den Kampf mit wahllos geschwungenem Bogen durch eine greuliche Musik begleitete. Eine lachende Schar von Zuschauern umstellte mich, und ich hoffte, wie damals seine Hand zu fühlen und seine Stimme zu hören: „Donnerwetter, was machst du für Unsinn." Aber es geschah nichts, niemand hinderte mich, und mein Vergnügen brach in sich zusammen. Ich ließ die Geige sinken und sah mich um.

Lauter fremde Leute umstanden mich, mein Freund war nicht unter ihnen. Ich begann zu suchen, lief durch die Menge und rannte zwischen den Buden auf und ab.

Er war fort, er hatte mich verlassen.

Was ich in den nächsten Wochen begann, weiß ich nicht zu sagen. Die Tage rollten in eine Öde hinein, ohne Merksteine, die meiner Stumpfheit später hätten zur Erinnerung dienen können. In dieser Zeit lagen alle meine Kräfte im Schlaf, und ich kann fast sagen, daß ich mich in meinem gläsernen Schrein wohl fühlte.

Ich erwachte erst wieder mit plötzlichem Aufschrecken, als ich von meinem Spaziergang durch die Stadt heimkehrte und einen Freund mit dem Onkel im Gespräche fand. Dem Verstummten nahm der Onkel das Wort vom Mund: „Denke dir, unser lieber

Freund hat seine Prüfungen mit Erfolg bestanden und will zu Ostern Doktor sein. Nur seine Dissertation gibt ihm noch zu schaffen, aber daneben will er sich wieder seinen Freunden widmen."

Meine Verwunderung wurde durch die Pflicht überwunden, dem Freunde meine Glückwünsche auszusprechen, aber in meiner Verwirrung glaubte ich die Anzeichen eines Einverständnisses zwischen den beiden Männern zu bemerken, das auf irgendeine Weise mit mir in Verbindung zu sein schien. Im nächsten Augenblick hatte ich jedoch meine Beobachtung vergessen, überließ mich einem wunderbaren Glück und wäre am liebsten auf den Tisch gesprungen.

Er war wieder da.

Ich genoß ihn etwas zaghaft und fand mich erst wieder zu meiner früheren Unbefangenheit zurück, als er mich um Verzeihung bat, daß er damals so dumm wie ein strickumgürteter Einsiedler der Thebaïs vor meinem Übermut geflohen war. „Nun sollst du wieder Unsinn machen, und ich will dich auszanken." Er verwünschte seine Prüfungssorgen, die ihn damals so mürrisch gemacht hatten, und gab mir das Versprechen, bei mir weder an Herodot noch an deutsche Literatur, weder an Professoren noch an Dissertationen zu denken.

Das war wieder auf der Terrasse des Hradschin, von der die Stufen in eine feuchte, kahle, mit Nebeln vergiftete Tiefe führten, aus der nur Giebel und Türme erschauernd aufragten. Aber ich lebte vom Lichte jener ersten Stunden und sah nicht, wie kalt und heuchlerisch seine Worte waren und wie eine zielsichere Schlauheit sein Gesicht und seine Hände beherrschte, wie seine

Seele gleich dieser Stadt da vor uns von Nebeln verborgen war. Ich ließ mich täuschen, mein lieber, junger Freund, von einem sehr betriebsamen und überlegenden Rechner täuschen. Das Rüstzeug meiner Menschenkenntnis lag weit dahinten. Vertrauend legte ich meine Hand wieder in seine, und wir suchten unsere alten Wege zu finden.

Es dauerte einige Zeit, bis mein Herz so weit beruhigt war, daß es auf Widerhall zu warten begann. Sein Ausbleiben machte mich stumm, und in diesen Augenblicken verübte mein wiedergewonnener Freund seinen schändlichsten Betrug, indem er eine künstliche Heiterkeit und eine gequälte Hingabe so treu nach dem Bilde der Wahrheit zu gestalten wußte, daß ich es für die Wahrheit selbst nahm. Mit grabschänderischer Roheit riß er die Leichen seiner Gefühle aus der Vergangenheit und schickte sie mit der Maske der Lemuren, diesem verruchten Anschein wirklichen Lebens, gegen mich, um mein Vertrauen zu behalten. Ich drang später erst in alle Einzelheiten seines reich gegliederten Planes ein, der nun auf Umwegen dasselbe zu erreichen suchte, was er durch offene Fragen nicht hatte gewinnen können. Aus der ungemein sorgfältigen Architektur dieses Planes, aus der unzweifelhaften Gewißheit des endlichen Erfolges wollte ich den Streber hassen lernen, aber ich lernte bloß die kühne Sicherheit seines Geistes, die Sicherheit seiner Seelenkunde bewundern. Der Haß blieb aus . . . bis . . . heute.

Es gehörte zu seinem Plan, daß er meine schüchtern gewordenen Jungeninstinkte verhetzte, wirr und wild durcheinander zu laufen und ihre Tollheiten

mit verstärktem Schwunge zu erneuern. Daß ich anfangs nur ängstlich mitging, wollte seine Wünsche nicht fördern, und er suchte alle Gelegenheiten auf, die meinen Übermut reizen mußten. Trotzdem er sich genau so wild gebärdete wie ich, konnte ich ein unangenehmes Gefühl nicht loswerden, unter einer steten Aufsicht zu stehen, die mit dem starren Blick des wissenschaftlichen Experimentes meinen Stimmungen Befehle erteilte. Wenn wir die Hunde von irgendeinem verlassenen Milchkarren losmachten und selbst den Wagen in eine Seitenstraße zogen, um dann den Zorn des Besitzers zu genießen, wenn wir einer Statue einen Besenstiel in die Hand drückten oder einen ängstlich fragenden Fremden durch falsche Auskünfte verwirrten, so konnte ich über das Gelingen dieser Streiche doch nicht froh werden. Und es kamen ganz sonderbare Stunden, in denen ich es vorgezogen hätte, mit meinem Genossen von seinen Studien zu sprechen, von seinem Berufe. Aber er ging solchen Gesprächen aus dem Wege, als ob er fürchtete, mich dadurch zu verlieren, und ich wagte es aus einer Art von Trotz nicht, ihn selbst allzusehr zu ihnen zu drängen. Durch meinen Onkel, den mein ungewöhnlicher Ernst verwirrte, erfuhr ich, daß die Dissertation meines Freundes ein Thema aus dem Leben des Gewaltigen behandle, der mich zu sich zu erheben gewünscht hatte. Nun war mir alles Fragen verboten.

Kurz vor Weihnachten, als schon Schnee über allen Dächern lag und die steilen Straßen der Kleinseite verschüttete, kam mein Freund mit einer Einladung, an dem Theaterabend teilzunehmen, den sein

Verein in den Feiertagen zu veranstalten beabsichtigte. Man wollte eines jener heiteren Singspiele aufführen die Jupiter den Menschen in leichten Stunden zu schenken liebte und in denen so viel schöngeschwungene, zarte Anmut war. Mir und meinem Freund hatte man zwei wichtige Rollen zugedacht, in denen uns die Dichtung als ein Paar zusammenführte. Zuerst bedachte ich mich und zögerte vor der Schwere der Erinnerung, aber dann fand ich die Gewißheit, daß er und sein Schaffen eine Macht geworden war, die das Leben durchdringt und bestimmt wie die Luft, die Schwerkraft der Erde oder der Wechsel von Tag und Nacht; es war nicht möglich, ihm auszuweichen oder ihn zu umgehen, und man mußte ihn hinnehmen und sich mit ihm abfinden. Ich sagte zu, und nun begann eine heitere Zeit der Proben und Vorbereitungen, die mich mit neuen, unbefangenen Menschen zusammenbrachte, denen ich so viel galt, als mich meine Rolle bedeuten ließ.

Kostümfragen und allerlei kleine Geschäfte, die Mühe des Auswendiglernens erhöhten mein Lebensgefühl, und meine Ratlosigkeit in manchen Dingen schloß mich noch enger an den umsichtigen Freund an. Er leitete das Ganze und bewies Geschmack und Verständnis. Die neue Zeit hat für seine Art ein Wort geprägt, das mir treffend scheint: er hatte Stil. Aus einem Wirrwarr von Kräften läuterte er eine klare Harmonie, in der jeder einzelne auf seinem Platze stand. Der kleine Saal, in dem sich die entzückenden Genrebildchen eines gutwilligen Komödiantenvolkes zusammenfügten, sah in seinen mit Rot und Gold

geschmückten Wänden unsere Vertraulichkeit noch inniger werden, und die hundert Gelegenheiten hinter Kulissen, auf Gängen und Stiegen gingen uns nicht vorüber.

Ein großer, ungeschlachter Kerl war unter den Darstellern, ein Riese, dessen zweites Wort „Freiheit" war und der uns in seiner plumpen Art zu necken liebte. Noch einige andere Paare hatten von ihm das gleiche zu erdulden, und jedes seiner derben Scherzworte gab Anlaß zu Gelächter und den verständnisvollen Zeichen unserer wenig geheimen Beziehungen. Alles wuchs aus den eigenen Kräften des Studentenvereins, der die Schauspieler, die Dekorateure, Souffleure, Theaterarbeiter und Musiker und aus dem Kreise seiner Bekannten auch die Schauspielerinnen beistellte. Es war eine Welt für sich. Auch die kleinen Eifersüchteleien und die Gegenströmungen der großen Welt fehlten nicht, aber sie wurden rascher und mehr zufriedenstellend beigelegt als draußen.

Nirgends war ich so ganz mit allen meinen Kräften und Wünschen beteiligt als hier, und aus dem Ernst des Spieles kam auch für mich ein reiferer Ernst. Sich in ein Ganzes als notwendiges Glied einzufügen, wurde mir, die ich bisher durch Bewunderung oder durch meinen aus dem Widerstand erwachsenen Übermut außer aller Gemeinschaft gestanden hatte, zu einer neuen wundersamen Lust. Ich wußte, ohne zu fragen, daß mich mein Freund an diese Studenten und diese Mädchen nicht verraten hatte. Dies machte mich ihm noch dankbarer als bisher und ließ mich vergessen, daß noch vor kurzem ein uneingestandenes Mißtrauen zwischen uns gewesen war.

Am Weihnachtstage, als draußen die Flocken wirbelten und die Geschäftigkeit des Festes alle Freudigkeit der Menschen geweckt zu haben schien, ging die Generalprobe vor sich, bei der wir in Kostümen erscheinen mußten und den ganzen Apparat der Bühne kennen lernten. Alles gelang ausnehmend gut, wir lebten in den Gestalten der Dichtung, strahlende Zufriedenheit gab uns das Bewußtsein unseres Sieges. Mein Freund entließ uns mit vielen Worten des Lobes und blieb, als wir auseinandergingen, um uns umzuziehen, in seinem Kostüm noch auf der Bühne. Die letzten Anweisungen an die Hilfsarbeiter hinter der Szene, an die braven Musiker gaben ihm noch zu schaffen. Lachend lief ich die Stiegen zu den Garderoben hinauf und konnte nicht aufhören zu lachen, ohne zu wissen warum. Ich riß meine neuen Freundinnen mit und fand einen Schatz von Glück in mir, so strahlend und so nach einem Ausdruck drängend, daß ich in meinen alten Übermut verfiel. Irgend etwas Besonderes mußte geschehen, um ihn zu befriedigen. Ein plötzlicher Einfall überwältigte mich.

Ich schlüpfte in die kleine Kammer, in der die Kleider meines Freundes lagen, und begann mich rasch anzuziehen, um ihm als Doppelgänger entgegenzutreten. Als ich mich in seinen Rock zwängte, fühlte ich eine der Taschen schwer gegen meine Brust, und in einer glückseligen Neugierde griff ich nach dem Geheimnis, das mich hier anlachte. Es war ein Taschenbuch. Die ersten Seiten waren voll von kurzen Notizen über tausend Kleinigkeiten seiner Tage, über die Notwendigkeiten seiner Studien, dann kam ein

sorgfältig geführtes Verzeichnis seiner Einnahmen und Ausgaben, und ich nahm mir vor, ihn damit zu necken, daß seine pedantische Gewissenhaftigkeit nicht einmal den Einkauf einer Semmel vergaß. Aber als ich nun weiter blätterte, fiel mir mein Name in die Augen. Mein Name — und darunter stand, von zwei Klammern sorgfältig eingefaßt: „Material zur Dissertation". Das Buch in meinen Händen wurde zum Ankläger und Verräter, und ich besann mich keinen Augenblick, ihm zuzuhören. In der klaren, besonnenen Schrift meines Freundes las ich die Grundzüge seines Planes, der darauf gebaut war, daß ich meiner schrankenlosen Freiheit müde, nachdenklich, schmiegsamer und geschwätziger werden würde, bis endlich — und hier weiß ich noch die grausamen Worte — „irgendeine sentimentale Abendstunde mir die ganze Geschichte, mit allen Details, die ich für meine Dissertation wissen möchte, mühelos in den Schoß wirft". Also um aus meiner Geschichte Details über das Leben des Gewaltigen zu gewinnen, hatte er das Gewebe von Betrug um mich ausgebreitet, und nun, da ich sehend geworden war, erkannte ich zugleich, wie überlegen seine Webekunst war und wie Masche an Masche sich zusammenfügte, um mich zu fangen und festzuhalten. Denn, dies war das Merkwürdigste und das Empörendste, alles, was sich in den letzten Wochen in mir zugetragen hatte, war hier schon als Gang der Entwicklung vorgezeichnet.

Nun, da ich hier klar und in gewissermaßen befehlshaberischem Tone niedergeschrieben sah, was ich bloß empfunden hatte, kam mit der Erkenntnis der

Wahrheit zugleich die Scham und der Zorn, für ihn nichts anderes zu sein, als ein „Material".

Diesen ersten Seiten, die wie ein Vorwort und ein Leitfaden zugleich alles enthielten, was ihm nötig schien, um über die Richtung seiner Studien mit sich selbst ins reine zu kommen, folgten einige Bruchstücke aus Gesprächen mit mir. „Reminiszenzen an ihn" stand darüber, und kurze Andeutungen wiesen auf jene Stellen seiner Werke, an die meine Äußerungen erinnern sollten.

Da warf ich das furchtbare Buch von mir und begann zu weinen. Er fand mich, in seiner eigenen Kleidung mitten im Zimmer stehend, mein Gesicht von Tränen übergossen, und erriet aus dem mit zerknitterten Blättern in der Ecke liegenden Buch, was geschehen war.

„Du darfst mir das nicht verdenken," sagte er und wollte meine Hand fassen. „Das ist mir so ungeheuer wichtig, und du warst auf geradem Wege nicht dazu zu bringen."

Ich riß meinen . . . seinen Ärmel los und muß ihn furchtbar angesehen haben, denn er wich zurück und stammelte beruhigend: „Aber ich liebe dich doch, ich liebe dich doch . . .!"

Da schrie ich laut, um nichts mehr zu hören, rannte in mein Ankleidezimmerchen, wo ich mir seine abscheulichen Kleider vom Leibe riß und meine eigenen umwarf.

Am nächsten Morgen reiste ich zu meinen Eltern zurück — — —

Sie war zu Ende und sah noch einen Augenblick

geradeaus vor sich in eine Ferne, die sich vor ihren Augen belebt und erhellt hatte. Dann nahm sie die Teetasse mit schmalen, spitzen Fingern und trank daraus. Das Pendel in dem Tempelchen der Zeit unterbrach den gleichmäßigen Gang zwischen den Alabastersäulchen durch eine verzögernde Unregelmäßigkeit, wie ein Herz oft plötzlich langsamer schlägt, wenn es traurig ist. In dem Gehäuse der Uhr zitterten die Räder mit einem metallischen Klang, wie wenn die Zeit in Unordnung geraten wäre, die mit Stadtansichten bemalten, goldgeränderten Prunkschalen auf der Kommode klapperten, und in den alten Möbeln knackte es. Es schien, als ob alle diese Möbel und Geräte, die Vertrauten der Herrin, an ihrem Schicksal Anteil nähmen.

Ich wagte eine Frage nach dem Leben des eifrigen Studenten.

Die alte Dame stellte ihre Tasse hin und sah mich mit hellen Augen an: „O, er starb vor einigen Jahren als ein bekannter und angesehener Gelehrter, der mit einigem Recht eine Leuchte der Wissenschaft genannt wurde. Ich muß Ihnen noch sagen, daß auch er ein Buch über mich und meine Beziehungen zu jenem Großen geschrieben hat, ein Buch, das unter den unverständigen eines der unverständigsten blieb.“





Prinzessin Theodora und die alte Treidlerin.

Unter den alten Häusern der alten Gasse war das Haus „Zur steinernen Maus“ sicher das älteste. Gerade gegenüber, wo die Gasse ein Knie machen wollte, aber nach einigem Hin und Her doch wieder so ziemlich in der alten Richtung weiterlief, war das Türkenhäusel, und das war auch nicht ohne Bedeutung. Als der Fürst Ypsilanti aus seiner Heimat gewichen war, hatte er gerade dieses Haus gekauft. Und dann hatte man zur Erinnerung an ihn sein Bild in Stein gehauen und über der Toreinfahrt angebracht. Da saß er mit untergeschlagenen Beinen und rauchte aus einer langen Pfeife. Weil er da oben einem Trafikentürken wirklich nicht unähnlich sah, nannte das Volk das Haus nach ihm das „Türkenhäusel“ und lieferte ihn so noch nach dem Tode dem Erbfeind aus. Aber das war noch nicht alles, was die alte Gasse an Merkwürdigkeiten besaß. Ganz in der Nähe gab es ein altes Gartenhaus, in dem Napoleon vor oder nach einer großen Schlacht — das war mit Napoleon eigentlich immer so — irgendeiner Festlichkeit beigewohnt hatte.

Aber weitaus das Merkwürdigste war doch das Haus „Zur steinernen Maus". „Erbaut im Jahre 1015, zum erstenmal in der Chronika erwähnet im Jahre 1217, allwo hier die Münze eingerichtet war. Vor fünfzehn Jahren wurde im Garten noch ein Topf voll alter Silberstücke gefunden. Dann ob begangener schauerlicher Untaten zur Entsühnung in ein Kloster eingerichtet. Die berühmte Prinzessin Theodora ist hier als Nonne verstorben. Sodann kommen schlimme Zeiten. Von den Hussiten eingenommen, wurden die Nonnen vertrieben, worauf der dreißigjährige Krieg ins Land kam. Da war überall ein großes Sengen und Brennen, und in diesem Hause war bequartieret der schwedische Obrist Graf Österling."

Das ist nur ein Teil von dem, was die alte Treidlerin den Fremden zu erzählen pflegte, die dieses Haus zu besichtigen wünschten. Sie stand in ihrer blauen Schürze und in ihrer weißen Haube vor ihnen, hielt den großen Schlüsselbund in den gelben, welken Händen und, wenn sie in dem seltsamen Chronikenstil sprach, den sie sich im Laufe der Zeit angeeignet hatte, da sah sie aus, als wäre sie die Frau Historia vom Ausgang aller Völker. Aber wenn man in ihre blauen Augen sah, so mochte man glauben, daß sie eher die Geschichte von der Schöpfung der Welt sei, so frisch und jung war alles in ihnen. Wie das Haus das älteste in der ganzen alten Gasse, so war die Mutter Treidlerin die älteste unter allen alten Weiblein, die das Haus bewohnten. Denn seit hundert Jahren schon war das Haus eine Zuflucht für arme, alte Frauen, die draußen in der Welt niemanden mehr

hatten. Seltsam genug: es waren lauter alte Frauen, und sie vertrugen sich untereinander; und noch seltsamer: es waren dreizehn an der Zahl, und sie fürchteten sich doch nicht, und das Unglück verschonte sie.

Wenn die Mutter Treidlerin, die in der Republik der Greisinnen eine Art von Präsidentschaft hatte, den Fremden genügend Ehrfurcht vor diesem Haus beigebracht zu haben glaubte, führte sie diese in das Heiligtum. Das war ein ganz sonderbarer Raum, ein Mittelding zwischen norddeutscher Diele und süddeutscher Stube, und um die Mischung ganz absonderlich zu machen, war auch etwas von einer Kapelle dabei. Oben unter dem Dach, das hier gleich über dem Raum seine Sparren ineinanderschob, lief eine hölzerne Galerie rings um die Wände. Von ihrer geschnitzten Brüstung grinsten Kobolde hinab, und Drachen zeigten die hölzernen Zungen. An einer langen Schnur hing aus dem Sparrenwerk des Daches ein Leuchterweibchen, eine Frauenfigur mit hoher, spitzer Mütze, die eine Spindel in der Hand hielt, während hinten heraus ein mächtiges Hirschgeweih stand, das auf seinen Enden die Kerzchen trug. An einer Wand aber war der Altar aufgebaut, ein uraltes Stück deutscher Kunst, dem an hohen Festtagen die größte Kostbarkeit umgetan wurde: die von der Prinzessin Theodora gestickte Altardecke. Auf einem verschossenen Brokat zeigte sie in blassen Farben zwölf Bilder, die, wie man behauptete, die Geschichte der Prinzessin Theodora darstellten. Man wußte von dieser Prinzessin Theodora nicht mehr, als daß sie ein sehr trauriges Leben in diesem Kloster beendet hatte, und so sehr sich die alten

Frauen um die Erklärung der zwölf Bilder bemühten, sie konnten über ein leises Vermuten nicht hinaus. Selbst der Herr Gemeinderat, der alle Monate einmal zu Besuch kam, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei, wußte nicht mehr, als die Frauen selbst. Aber eben dieses Geheimnis hielt eine stete Neugierde wach, und es war, als sei die Prinzessin Theodora immer noch lebendig und wohne mitten unter den Frauen. Am vertrautesten war die alte Treidlerin mit ihr. Sie bewahrte die Altardecke der Prinzessin und gab sie heraus und faltete sie wieder sorgfältig zusammen, ehe sie sie verschloß. Und wenn sie irgend etwas auf dem Herzen hatte, irgendeins der kleinen, der ganz kleinen Leiden, die hier noch, als Erinnerungen verkleidet, Einlaß fanden, so besprach sie sich am liebsten mit der Prinzessin Theodora, die sie ansprach, als säße sie neben ihr.

Ich habe so viel von dem alten Haus erzählt, eigentlich mehr, als ich sollte, aber da ich von der alten Treidlerin zu sprechen habe, so kann ich es verantworten, denn dieses Haus gehörte zu ihr, und wer die alte Frau kennen lernen will, der muß auch das Haus kennen lernen, in dem sie nun schon seit . . . und zwar gerade heute . . .

Hier aber fängt meine eigentliche Geschichte an.

Die Mutter Treidlerin kam eben am Morgen aus ihrer Kammer heraus. Es war noch etwas dämmerig, denn im Haus „Zur steinernen Maus“ stand man Sommer und Winter früh am Tage auf. Aber man war zu sparsam, um Lichter anzuzünden, wenn es nicht unbedingt nötig war, und schlurfte lieber im

Düstern herum, als den Gemeinderat durch eine große Rechnung für Petroleum in Erstaunen zu setzen. Darum war die Treidlerin nicht wenig erstaunt, daß die Diele hell erleuchtet war. Die Greifen an der Galeriebrüstung trugen die eisernen Kerzenhalter nicht leer vor sich hin, wie sonst. In jedem stak eine Kerze, und sie war sogar angezündet, so daß die Greifen vor Stolz und Freude mit den Schweifen schlugen. Da standen auch die zwölf Freundinnen, und jede von ihnen hatte eine reine, blaue Schürze umgetan und eine reine, weiße Haube auf dem Kopf. Darum war also in den letzten Tagen das große Waschen und Bügeln gewesen! Und sie standen im Halbkreis da, und vor ihnen stand die Schwester Brigitte und hielt einen Strauß in der Hand, und gerade über ihrem Kopf baumelte das Leuchterweibchen und hatte auch an jedem Ende des Hirschgeweihes ein brennendes Licht.

Eben wollte die Treidlerin den Mund aufmachen, um zu fragen, da trat die Brigitte auf sie zu und sagte: „Glück und Segen und Gesundheit und noch zwanzig Jahre sollst du uns bleiben.“ Damit reichte sie ihr den Strauß — es waren die ersten Frühlingsblumen aus dem Garten hinter dem Haus — und als die Treidlerin nur immer verblüfft im Kreise umhersah, fielen sie alle über sie her und küßten sie, daß sie ganz verwirrt und taumelig wurde.

„Ihr Racker, wollt ihr mir endlich sagen, was das heißen soll,“ rief die Treidlerin, indem sie sich freimachte. Da lachten sie alle wie Kinder, denen ein Scherz gelungen ist, und sprachen mit den dünnen Stimmen so lange auf die Freundin ein, bis diese endlich

erfuhr, was sie selbst wirklich vergessen hatte. Daß sie heute vor zwanzig Jahren in das Haus „Zur steinernen Maus“ eingezogen und daß sie zugleich achtzig Jahre alt geworden war. Das hatten diese Racker, die Frauenzimmer, ausfindig gemacht, und die Brigitte hatte den ganzen Spektakel angezettelt. Die Treidlerin erwischte die Freundin bei den Ohren und gab ihr einen Kuß auf den zahnlosen Mund.

Dann aber wandte sie sich dem Altar zu, an dem gleichfalls alle Kerzen brannten. Ein unerhörter Luxus! Und wahrhaftig: da lag auch die Altardecke der Prinzessin Theodora, wie sonst nur an den hohen Fest=tagen. Man hatte ihr den Schlüssel aus den Kleidern gestohlen, während sie vertrauend schlief. „Na, wartet,“ lächelte die Treidlerin und drohte mit der Faust, und die Weiblein kicherten und wußten sich vor Vergnügen nicht zu fassen. Dann aber ließen sie die Gefeierte allein, denn sie wußten, daß sie jetzt gern mit der Prinzessin Theodora gesprochen hätte. Indem die Frau vor der alten, unbeholfenen und rührenden Stickerei kniete, sann sie dem Leben der Prinzessin nach, und unvermerkt kam sie in ihr eigenes Leben. Wenn sie seine Ereignisse in Bildern darzustellen unternommen hätte, so wären diese in einigen Jahren nicht minder unverständlich gewesen wie die alte Stickerei, die unter Seufzern und Tränen entstanden war. Ihrem ein=fachen Sinn erschloß sich ein Blick in die Wunderlich=keit des Lebens. Aber über allen Fragen nach dem Warum und Wozu stand ihr der Glaube, ein einfacher Kinderglaube, der wie eine milde Herbstsonne über dem Ausgang ihres Daseins strahlte. Es war ihr,

als hätte sie der Prinzessin etwas an Trost abzugeben. Sie suchte ihre Gestalt in den zwölf Feldern der Decke, hob sie aus den übrigen Gestalten der Gruppen hervor und war überzeugt, sie würde die Prinzessin sofort unter vielen erkennen, wenn sie ihr im Himmel entgegenkäme. Sie freute sich auf diese Begegnung und stellte sich vor, wie ihr die Prinzessin sogleich den Arm um die Schultern legen und sie zu einer Laube des himmlischen Paradieses führen würde, um ihr von ihrem Leben zu erzählen. Vor dem starken Lichte, das aus Gott hervorgeht, etwas geschützt, würden sie hier die alte Freundschaft erneuern, und sie würde endlich von den Schicksalen dieser Frau erfahren, deren Wesen sie sich nicht genug wunderbar und überraschend vorstellen konnte.

Hinter der Alten war ein Getuschel und Gewisper, ein Gehen über die Diele und ein verstohlenes Gekicher, und als sich die Treidlerin umwandte, da sah sie eine feierliche Prozession: Schwester Brigitte voran mit einem ungeheuren Guglhupf auf einem Teller und alle die anderen alten Weiblein hinterdrein mit blinkenden, weißen Hauben und strahlenden Gesichtern, Nasen hoch, um den Duft des Guglhupfs besser zu riechen. So was hatte es nicht gegeben, soweit sich die Treidlerin erinnern konnte. „Ihr wollt uns wohl ruinieren," sagte sie. Da lachten sie alle, und die alte Neubauerin verschluckte sich, daß ihr die Nachbarin drei Stöße in den Rücken geben mußte.

Im gemeinsamen Wohnzimmer wurde der Guglhupf auf den Tisch gesetzt und von allen Seiten bewundert. Es war ein prächtiges Stück: braungolden

die Kruste und über und über mit Zucker bestreut. Und unter seinem wuchtigen Körper sahen zarte Fransen hervor, die von der alten Lehnerin aus einem Bogen weißen Papiers geschnitten worden waren.

Eben, als die Frauen dabei waren, aus den mächtigen Kannen den Kaffee in ihre Schalen einzuschenken, läutete es an dem Haustor.

„Es werden doch wohl keine Fremden sein!" sagte die Treidlerin und faßte die Neubauerin bei der Hand, als wolle sie sich festhalten, um nicht aus ihrer Behaglichkeit gerissen zu werden. Die alte Brigitte schlurfte über die Diele und öffnete. Es war aber etwas noch weit Selteneres und Aufregenderes als ein Trupp Fremder. Es war ein Brief, den man der alten Brigitte durch den Türspalt reichte. Brigitte wischte ihre Hand an der Schürze ab, faßte den Brief mit zwei Fingern an einer Ecke und brachte ihn mit einem Stolz, der von Furcht nicht frei war, in das Wohnzimmer, wo alle wie gebannt um den Tisch saßen.

„Für Frau Portiunkula Treidler," sagte sie und legte ihn vor die Jubilarin. Das war kein kleines Ereignis! Was da sogleich an Brillen hervorgesucht wurde, um der Treidlerin beim Lesen zu helfen. So viel, wie heute geschah, so viel trug sich sonst nicht im Lauf eines Jahres zu. Zwei der alten Weiblein, die nicht lesen konnten und sich darum auf die anderen verlassen mußten, wären beinahe darüber in Streit geraten, wann der letzte Brief in das Haus „Zur steinernen Maus" gekommen war. Fünf Jahre sei es, behauptete die eine; und sieben Jahre, die andere. Sie waren noch nicht übereingekommen, als die

anderen schon ungeduldig wurden und Ruhe verlangten. Und nun begann die mühsame Arbeit des Lesens. Die Welt, von der man glaubte, daß sie alle die alten Weiblein vergessen habe, hatte sich plötzlich einer von ihnen erinnert und fragte nach der Mutter Treidlerin. Irgendein entfernter Verwandter schrieb ihr, erkundigte sich nach ihrem Befinden und versprach, sie zu besuchen, da er nächstens durch die Stadt zu reisen gedenke.

Herr Gott, war das heute ein Tag! Und die Schwester Brigitte, die sich ab und zu einen kleinen Spaß nicht versagen konnte, rief in die allgemeine Aufregung: „Jetzt fehlt nur noch, daß die steinerne Maus über dem Tor lebendig wird und da hineingelaufen kommt.“ Da schrien sie alle auf und zogen schon bei dem bloßen Gedanken die dick wattierten Röcke hoch.

Von alledem war die Treidlerin ein wenig müde geworden. Sie ging mit ihrem Briefe auf die Kammer und trat an das Fenster, um ihn noch einmal zu lesen. Sie kannte den Schreiber kaum. Vor zwanzig Jahren war er noch ein kleiner Junge gewesen. Warum erinnerte er sich ihrer jetzt? War das ein letzter Gruß von Welt und Leben? — Sie sah aus dem Fenster. Draußen war der Frühling wieder einmal mit Sonnengold gekrönt und mit dem blauen Mantel eines klaren Himmels umgetan. Er war so stark, daß er selbst aus der grauen Mauer des Türkenhäusels gegenüber grüne Gräserspitzen trieb. Wie die alte Frau so hinsah, war es ihr, als winke ihr der steinerne Mann über der Einfahrt freundlich zu. Der Fürst Ypsilanti nickte und sandte Grüße. Da wurde

der Treidlerin so sonderbar, als wollte sie etwas, dessen sie sich nicht entsinnen konnte. Wenn sie es gefaßt zu haben schien, zerfloß es ihr wie die leichten, lichten Wolken auf dem blauen Frühlingshimmel. Endlich war es ihr: als sei es das, daß sie in den Garten gehen müsse.

Der kleine Garten hinter dem Haus stand im ersten, jungen Grün. Er war der Blumen beraubt, die hatte man für sie zum Strauß gebunden und in die Vase neben den Guglhupf gestellt. Aber es war noch genug an lieben, jungen Dingen zwischen den sandbestreuten Wegen: Rasenflecken und übermütiges Gesträuch und ein paar Bäume mit grünen Schleiern über dunkeln Ästen. Die Treidlerin ging auf und ab und atmete tief und wollte nicht fühlen, daß ein leiser Schmerz in ihrer Brust begann.

Aber es ist nun einmal so: so milde der Frühling aussieht, so unbarmherzig ist er gegen alles, was morsch ist.

Als sich die Treidlerin abends ins Bett legte, da war das Stechen in der Brust recht arg geworden, und am Morgen konnte sie nicht aufstehen. Die alten Weiblein standen um sie herum und berieten, was zu tun sei. Da kamen seltsame Mittel zum Vorschein, Sympathien und Kuren, die ein paar Jahrhunderte alt waren, und Amulette und Jerusalemitaner Wunderbalsam. Aber zum Schluß setzte die alte Brigitte durch, daß die Treidlerin ins Krankenzimmer gebracht wurde und daß man den Doktor holte.

Das Krankenzimmer war außer der gemeinsamen Wohnstube der einzige Raum, in dem ein Ofen stand,

denn sonst schliefen die Frauen auch im Winter in ihren ungeheizten Kammern. Es wurde selten gebraucht, und noch seltener wurde im Haus „Zur steinernen Maus" der Herr Doktor gebraucht. Er kam, untersuchte die Treidlerin und schüttelte den Kopf; und alle die alten Weiblein wurden blaß bis an die Lippen.

Ein Tag verging und noch einer, und am Abend dieses Tages wußten sie alle, daß sie die Treidlerin nicht behalten würden. Auch die Treidlerin wußte, daß sie nicht bleiben könne, nahm Abschied von allen und schickte sie fort. Nur die alte Brigitte blieb als Wärterin zurück. Aber als es gegen Mitternacht ging, da saß die Brigitte so furchtbar müde und elend auf ihrem Stuhl, von dem vielen innerlichen Weinen, dem sie die Tränen verwehrte, so erschöpft, daß es die Treidlerin nicht mit ansehen konnte. Sie bat die Freundin, sich auf eine halbe Stunde zu Bett zu legen. Zuerst wollte Brigitte nichts davon wissen, aber endlich gehorchte sie der Freundin, deren Wille auch jetzt noch über dem ihren stand, und ging.

Die Treidlerin war nun ganz allein.

Am Nachmittag war der Priester dagewesen und hatte ihr die geistlichen Tröstungen gespendet. Dabei hatte sie ihr Leben überdacht, und es war ihr gewesen, als sei es in Bildern auf einen breiten Teppich gestickt, wie das Leben der Prinzessin Theodora. Nun ging sie noch einmal in ihre Vergangenheit und streckte die Arme nach allem Lieben und Guten, das sie erlebt hatte. Und auch alle Schmerzen waren ein Liebes und Gutes geworden. Vor dem Kruzifix des Krankenzimmers schimmerte ein tröstendes Licht durch rotes

Glas. Draußen, irgendwo in der Welt, schlug es dreiviertel auf zwölf. Noch vor den Toren der Ewigkeit klangen die Glocken der Zeit. Und auf einmal kam die Angst des Sterbens über die einsame Frau. Sie wollte nach Brigitte rufen, aber ihre Stimme war so schwach, daß nur ein Flüstern über die Lippen kam. Nun bedauerte sie, daß sie die Freundin weggeschickt hatte, und mit beiden Händen an die Seiten des Bettes geklammert, fühlte sie, wie sich ihr Körper mit Schweiß überzog. Während sie nach der Tür sah, war es ihr, als öffne sich ein schmaler Spalt, und ein grauer, huschender Schatten kam in das Zimmer, glitt zum Ofen und blieb dort im Dunkeln hocken. Nun war die steinerne Maus doch lebendig geworden. Die Treidlerin sah hin, und die Maus sah nach dem Bett, aber mit einem Male fürchtete sich die Frau gar nicht mehr und wünschte nur, daß das Tier näher komme, damit sie es streicheln könne. Und jetzt, jetzt wurde es ganz hell und wunderbar im Zimmer, und die Treidlerin fühlte, es war jemand gekommen, der sie liebte.

Sie sah nach der Tür. Da stand die Prinzessin Theodora, ganz licht wie eine der heiligen Frauen auf den Glasfenstern der Antoniuskirche, und dunkel lag das Getäfel der Türe hinter ihr. Mit einem leisen Rauschen der kostbaren Gewänder kam sie auf das Bett zu; von ihrem Halse hing ein altes Kreuz und klirrte gegen den mit Edelsteinen besetzten Gürtel. Sie nahm die Hand der Kranken, setzte sich auf den Stuhl der Schwester Brigitte, und in ihrer strahlenden Helle wichen alle Krämpfe und Schmerzen aus dem Leib der Treidlerin.

„Von meinem Leben soll ich dir erzählen?“ sagte sie, und es war wie ein schöner, leiser Gesang. „Was weiß ich viel davon zu sagen? Ich war ein Kind und ging durch ein Tor, das mit Blumen und Kränzen umwunden war, in das Leben. Alles war Gold, was ich berührte, die Wolken waren meine Geschwister, und alles Geschaffene war nur für mich da. Dann wurde ich zur Jungfrau, und die Sänger wußten sich vor Glück nicht zu fassen, wenn ich ihre Gedichte schön fand. Du siehst ein Bild auf meiner Decke, das sagt dir, daß es einem von ihnen gelang, mich zur Liebe zu zwingen. Bei allem Leid war dies das Schönste, was mir mein Leben gab. Aber dann kommt ein sehr feierliches Bild, ein Paar vor dem Altare in allem Glanze dessen, was ihr die Welt nennt. Der mich bekam, war ein anderer, und ich wurde ihm gegeben, ohne daß man meines Widerstandes achtete. Nun kommt Nacht und Düster über mich. Jahre gingen hin, und in ihnen fand ich nichts, was ich zum Bilde hätte weben können. Mein Sänger kehrte zurück und hatte so viel an herber Süße gewonnen, daß sein Ruf so unwiderstehlich war, wie schwerer, alter Wein. Seine Stimme betäubte mich, und ich fiel in die Sünde. Da kam die Rache des Gesetzes, das ich gebrochen hatte. Ich sah gezückte Schwerter und sah die rote Glut von Fackeln und verwebte sie mit den silbernen Strahlen des Mondes zu einem Bilde, so wie ich es damals sah. Vor mir brachte man ihn grausam vom Leben zum Tode; ich stand, an eine Säule gebunden und mußte sehen, wie man ihm Glied für Glied zermalmte und wie er, mit dem Blick immer nur auf

mir, dies alles stumm ertrug. Gott verlieh mir die Kraft, auch dies zum Bilde zu machen. So lautlos es damals herging, so sehr ist dieses Bild von wildem Schreien erfüllt. Und nun, meine liebe Freundin, geht's der Ruhe zu. Man verbannte mich zur Strafe in dieses Kloster und gab mir damit ein Glück, das mit den Jahren immer tiefer wurde. Ich hatte Zeit, meinem Leben nachzusinnen, und es zwang mich, seine bunte Folge festzuhalten."

Die Prinzessin hatte gesprochen, indem sie die alte Treidlerin immerfort ansah, daß diese das Unermeßliche des Blickes empfand und durch die große, keusche Klarheit über alle Grenzen emporgetragen wurde. Es war, als werde sie von einer heiligen Kraft eingehüllt; und von einem großen Vertrauen durchströmt, wagte sie zu sprechen. Aber sie hörte ihre eigene Stimme wie etwas Fremdes, als spräche sie irgendwo unter ihr, noch innerhalb des Bannkreises des Irdischen: „Wie seltsam, Prinzessin! Ich glaubte, dein Leben müsse ganz anders sein als das meine, viel abenteuerlicher, wilder und glanzvoller als das meine. Und nun sehe ich, es ist nichts als ein wenig Glück und Sünde und Buße, ein kurzer Aufgang und ein Niedergang, mit denselben Stationen wie das meine. Und jetzt ist es mir, als habest du mir nicht ein fremdes, sondern mein eigenes Schicksal erzählt."

Darauf hörte die Treidlerin noch die Antwort der Prinzessin, schwach, wie ein Geflüster des Blutes, ganz nahe dem eigenen Herzen: „Du hast recht, meine Freundin, du hast recht; wir Frauen haben ja alle dasselbe Schicksal." . . .

Am Morgen erwachte die Schwester Brigitte über einen ersten frühen Sonnenstrahl und geriet vor Schrecken außer sich, als sie sah, daß sie verschlafen hatte. Sie rannte nach dem Krankenzimmer, aber die alte Treidlerin bedurfte keiner Wärterin mehr. Sie war tot. Die Augen aber standen nicht offen, sondern waren zugedrückt, als wäre jemand bei den letzten Zügen der Alten zugegen gewesen.

Gegen Mittag kam der Verwandte der alten Treidlerin, der ihr seinen Besuch angekündigt hatte, aber er erfuhr von den weinenden Frauen, daß er zu spät gekommen war.





Die Probe der Kraft.

Der erste Weihnachtsfeiertag.

Die Luft hing voll fröhlicher Winterglocken, die mir frostig um die Ohren bimmelten. Ein Himmel, den die Kälte ganz stahlblau anlaufen ließ. Und alle die Schornsteine in den Vorstädten stumm und tot. Keine Rauchwolke qualmte über ihre stumpfen Enden, die so harmlos in die Luft starrten.

Ich sah die Stadt im blaugoldnen Winterlicht unter mir. Auf der Höhe des Spielbergs die Runde machend, nahm ich ihre drei Bilder in mich auf: die Stadt des Genusses und der Gesellschaft, die Stadt der Arbeit und des Verkehrs und die Stadt der Müdigkeit und des Ausruhens, die sich rings um den Burgberg lagerten.

Meine Lungen waren kalt und mein Kopf klar. Und eine unbändige, innige Fröhlichkeit war in mir; ich fühlte die eisernen Grundfesten meiner Seele. Ich sehnte mich danach, einem meiner lieben Freunde aus vergangenen Zeiten zu begegnen: Nabupolassar, mit dem ich auf Kamelen durch die Wüste ritt. Oder Artaxerxes, mit dem ich im Mondschein auf dem Dach des Palastes zu Susa saß. Oder Aristophanes, mit

dem ich die Verszeilen seiner „Wolken“ skandierte. Oder Horaz, mit dem ich große Krüge voll Falerner leerte. Oder Alarich, den ich im Busento ertrinken sah. Oder Otto den Dritten, mit dem ich in das Grabgewölbe Karls des Großen drang. Oder Donatello, der mir seine Werkstatt zeigte. Oder Katharina von Medici, die mich liebte und töten wollte. Oder die Maintenon, der ich fünfzehn Jahre als Beichtvater diente. Oder Lavater, der mir an Hunderten von Schädeln seine Lehre darlegte. Oder Hoffmann, mit dem ich auf phantastischen Drachen die Luft durchsegelte.

Alle Zeiten und Menschen bunt durcheinander. Alle Farben und Töne des Alls in meinem trunkenen Hirn. Und dabei immer diese feste, klare Wintermelodie in meinem Innern.

Aber es begegnete mir niemand als der alte Fra Diavolo, der Bänkelsänger mit der Gitarre und dem grünen Tuch um die Schultern, der scheu an mir vorbeischlich und jeden dritten Baum mit einem Kreuz bezeichnete.

Über mir in der klaren Winterluft klirrte ein Gelächter. Ich sah empor. Aus dem Gestrüpp des obersten Weges stieg eine kahle, gelbe, häßliche Mauer auf — ohne Lücken, zwei Stockwerke hoch, dann oben die lange Reihe der Kasernenfenster. Die alte Festung diente nur mehr als Kaserne. Aus einem Fenster sahen drei Soldaten. Die groben, gelblichen Hemden standen vorne auf der Brust offen und flatterten in der scharfen Luft.

Sie sahen den armen Verrückten und lachten.

Hellaut schallte es nieder. Ich sah fast, wie die Schallwellen über die gelbe Mauer, von der der Bewurf abgefallen war, niederkollerten und im Fallen gefroren, bis sie endlich auf dem harten Wege klirrend zersprangen.

Fra Diavolo aber sah empor und begann dann zu laufen.

Über den steilen Seitenweg abwärts, daß die Füße nur so flogen.

Ich sah noch einmal nach den Soldaten, die noch unbändiger lachten als zuvor und dem Alten nachriefen. Und dann mußte auch ich lachen, denn die gelben Mauern der Festung sahen zu komisch aus mit den langen Reihen von lichtblauen Hosen und weißen Paradehandschuhen, die da außen an Schnüren zum Trocknen hingen.

Merkwürdiger Aufputz dachte ich, und dann fiel mir ein Lied ein, das ich einmal auf der Kneipe gehört:

„O je, die alten Rittersleut'
Bst — taria — bst — tara,
Das waren gar gescheite Leut'
Bst — tariara."

Dieses Lied ließ nichts zu wünschen übrig. Und dann plötzlich jagte mich der schwache Anklang durch die Zeiten zurück, zum Schwedensturm und noch weiter, als der Spielberg eines der furchtbarsten Gefängnisse war, mit seinen unterirdischen Zellen, in die niemals ein Sonnenstrahl hineindrang.

Niemals!

Und ich spürte die Lust in mir, die Zellen zu sehen, denn ich fühlte mich stark und fest in meiner

Seele. Ich schritt durch das schwere Tor, über dem mir eine Tafel entgegenschrie: Spielberg-Kaserne. Dann war ich in einem umschlossenen Raum. Wieder eine Tafel: I. Hof. In dem Hof stand ein junger Mann, der suchend umherspähte.

Er näherte sich mir und zog den Hut:

„Ach, bitte, können Sie mir nicht sagen, wie man hier zu den Kasematten kommt.“

Die Augen des jungen Mannes brannten in den meinen. Es war mir, als ob das konzentrierte Licht eines Brennglases meine Netzhaut beunruhigte. Zwischen dem aufgestülpten Samtkragen seines Winterrocks schaute ein gelbes, eingetrocknetes Gesicht hervor. Während er mit einer Hand lebhaft herumfuchtelte, hielt er die zweite krampfhaft im Sack geballt.

Wir fanden bald den Aufgang zu den höher gelegenen Innenräumen und löſten die Karten, die zur Besichtigung berechtigten.

„Führer gefällig?“ fragte uns die dicke Frau des Militärprofoßen. Ich sah das schmale Büchlein an.

„Vierzig Heller, bitt' schön.“

„Nein, danke!“

Aber der junge Mann zuckte danach. Und ich sah, wie er die Hand aus dem Sack ziehen wollte. Aber er besann sich und ging hinter mir die Treppe herab.

Im dritten Hof unterhielt sich eine Gruppe von Soldaten damit, sich gegenseitig mit Schnee zu bewerfen. Der Schnee war hart, ließ sich nicht ballen und knarrte in den Händen. Sie stäubten nur große, weiße Wolken um sich her, die sich auf dem blauen Tuch ihrer Blusen niederließen und sofort anfroren.

Sie hörten auch nicht auf, als wir durch sie hindurchschritten und durch eine Wolke von Schneestaub mußten, der auf der Haut des Gesichtes prickelnd zerging.

Ich lachte und sah mich nach meinem Gefährten um. Da sah ich, daß er mit verzerrtem Gesicht wütende Blicke um sich warf und die Zähne zusammenbiß. Er erinnerte mich in diesem Augenblicke an den großen Karrenhund aus Lösch, den ich vorhin auf dem Krautmarkt hatte füttern wollen, und der mir in dörfischem Unverstand knurrend die großen, gelben Zähne wies, als ich mich ihm näherte.

Eine Treppe abwärts, und wir standen in dem tiefen Graben, in den die Türen der Kasematten münden. Eine Menge von Leuten wartete hier auf die Führung. Zwischen den hohen Mauern stockte die schneidende Winterkälte zu einer leiseren Kühle. Aber die wilden Winde der vorhergegangenen Tage waren bis in diese tiefen Winkel gedrungen und hatten den neuen Schnee zu großen Wehen zusammengetragen, die sich nun an den Mauern emporzogen. Dann war die Oberfläche leicht überkrustet und umschloß nun die hölzernen Balken der Turngeräte an ihrem Fußende wie ein leichter Panzer. Hier unten war der Turnplatz des Militärs. Ein Reckgestell, zwei Barren, eine Sprunggrube, die ganz mit Schnee ausgefüllt war. Der junge Mann lehnte sich an einen der Reckbalken und starrte vor sich hin.

Die Gruppen in dem engen Graben klapperten auf und ab. Es dauerte lange, bis die Runde durch die unterirdischen Gefängnisse beendet war. Und das lange Stehen machte kalt. Ich sah die harmlose, ein

wenig ungeduldige Fröhlichkeit dieser Leute. Meist waren es behäbige Städter, die den Freunden oder Verwandten, die ihnen die Feiertage als Besuch gebracht hatten, die große Sehenswürdigkeit der Stadt zeigen wollten. Oder junge Leute, die mit ihren Mädchen den Vormittag angenehm zu verbringen gedachten. Sorglos und heiter plauderten sie durcheinander, einzelne wohl ein wenig gelangweilt, mit einer heißen Sehnsucht nach dem Frühschoppen, der ihnen nach der Besichtigung winkte.

Sie waren neugierig, wollten sich unterhalten oder erfüllten eine Pflicht der Gastfreundschaft.

Keiner von ihnen ahnte, daß sie einer Gefahr entgegengingen, die sie töten konnte. In diesen unterirdischen Gängen lauerten die tausend Schrecken der Einsamkeit, die den Wehrlosen überfallen. Den Schwachen und Haltlosen packen die furchtbaren Vorstellungen der Gräßlichkeiten dieser Tiefen und verlassen ihn nicht mehr. Der Alltag, die Arbeit verscheucht sie scheinbar; sie verschwinden, sind tot. Aber sie sind nicht fort und ruhen auf dem Untergrund der Seele, bis die Stunden der Schwäche kommen. Dann quellen sie hervor, scheußlich, bandwurmartig und erfüllen den ganzen Menschen. Sie würgen ihn und saugen sein Blut und werden groß und dick dabei. Das Opfer erbleicht und sinkt machtlos hin vor den unheimlichen Mächten seines Innern, die es bis jetzt nicht kannte. Vor dem Tag und der Arbeit flüchten sie wieder in das Unbewußte. Aber sie kommen wieder und wieder, rauben den Unglücklichen den Schlaf der Nacht, sitzen als Alp auf ihrer Brust, quälen sie als verzerrte

Träume. Das Opfer magert ab, die Sonne verliert ihm den Glanz, das Leben wird ihm grau und wirr, es erkennt die Gesetze des Seins nicht mehr, da ihm die Gespenster seines Innern die festen Säulen und Stützen umstürzen. Niemand weiß, was das bedeutet. Die Ärzte schütteln den Kopf oder erklären es sich mit dem, was nichts erklärt: Nervenschwäche, Gehirnaffektion. Keiner weiß, woher das kam. Keiner weiß, daß sich damals an den Stätten des Unglücks die Dämonen des Elends in das Herz des Menschen schlichen. Es sind die Seufzer und Flüche, die Verzweiflungen und wilden Drohungen der Elenden, die so ans Licht gelangen. Denn wenn das Opfer stirbt, dann sind sie frei.

Niemand kennt die Gefahr, in deren Tiefe er steigt. Nur der Starke kann sie bestehen. Die Schwachen und Stumpfen werden ihr erliegen. Es ist eine Probe der Lebenszähigkeit, eine ernste und drangvolle Probe.

Ich ging in sie mit dem Mut des Siegers, denn ich fühlte mich stark und fest in meiner Seele.

Aber die anderen!

Als ich den jungen Mann ansah, schien es mir, als ob nur er etwas Ähnliches denke oder ahne.

Mit einem Male ging ein Aufrütteln durch die Versammlung. Von der anderen Seite des Grabens kam eine Gesellschaft, die den Rundgang eben beendigt hatte. Bei der Stiege, die aufwärts führte, gab es einen kleinen Aufenthalt, ein Gedränge um einen unsichtbaren Mittelpunkt.

Dann stiegen die letzten in die Mauer hinein,

und die Führerin kam auf uns zu. Es war ein kleines, fast zwerghaftes Wesen, das einen Schlüsselbund und eine Petroleumpfanne trug. Sie sperrte die starke, eiserne Tür auf und stieß den Flügel in den dunkeln Gang hinein, der uns entgegenschaute.

„Bitte, meine Herrschaften!" und sie ließ uns an sich vorbei, indem sie uns die Eintrittskarten abnahm. „Rasch, rasch!" drängte sie, als die letzten etwas zögerten. Dann schloß sie die Türe hinter uns ab.

Wir stießen und drängten uns in einem engen, übelriechenden Schlauch, in dem wir nicht die Hand vor den Augen sahen. Ein junger Mann rauchte eine Zigarette. Ihr rotes Glimmen war in der Finsternis der Punkt, auf den alle starrten. Bei jedem Zug tauchte ein Ausschnitt eines Gesichtes, ein Schnurrbart, Lippen und der untere Teil einer Nase aus der Nacht auf.

Das Lachen und Kichern war nicht verstummt, aber es war gedämpft und ängstlich, wie das Singen von Kindern, die sich im Dunkeln fürchten. Durch das verschüchterte Summen dieser Schar von etwa dreißig Menschen klang das Rasseln des Schlüsselbundes an der eisernen Tür fast drohend. Plötzlich fühlte ich eine Hand an meiner Schulter. Ich wandte mich um und faßte die Hand. Ich fühlte, es war der junge Mann: „Sie sperrt uns ja ein!" Es klang heiser und in höchster Angst.

„Ja, damit die nächste Partie warten muß, bis wir zurückkommen."

„Läßt sie uns wieder heraus?"

„Warum denn nicht?"

Das Mädchen war fertig. Sie drängte mit ihrer Leuchtpfanne an uns vorbei, und in der grellen Röte dieses Lichtes schossen die Menschen plötzlich aus dem Dunkel hervor, das sie umhüllt hatte. Und in furchtbarer Jagd stürzten auf der gegenüberliegenden Wand die Schatten durcheinander, die sich veränderten, verschlangen, die auftauchten und verschwanden in dem Maße, wie das Mädchen vorwärtsschritt.

„Ich bitte, meine Herrschaften, wir sind hier im unteren Stockwerk, in welchem die gemeinen Verbrecher eingesperrt worden sind. Wer hier heruntergekommen ist, hat das Licht des Tages nicht mehr wiedergesehen." Das Mädchen leierte diese Einleitung stumpfsinnig und gewerbsmäßig herunter.

„Hier ist eine Schwelle, Achtung!" Sie leuchtete in ein niedriges, enges Loch, in dessen Mauer eine Art Nische war. Links und rechts von ihr ragten eiserne Haken aus den feuchten Ziegeln. „Hier sind die gewöhnlichen Mörder gesessen, in dieser Nische; um den Leib und um den Hals waren sie mit eisernen Bändern gefesselt, und so haben sie müssen bis an ihren Tod da bleiben. Aber gewöhnlich sind sie schon bald wahnsinnig geworden."

Hinter mir hörte ich einen keuchenden, schnaufenden Atem. Ich sah mich um und schaute in das wildverzerrte Gesicht des jungen Mannes. Er faßte und drückte meinen Arm so kräftig, daß es mir fast wehe tat. Aber ich hielt still, denn ich sah, hier war einer, der mit den Gespenstern der Tiefe einen verzweifelten Kampf bestand.

Das Mädchen leierte noch einige Zellen durch.

„Hier, meine Herrschaften, die Zelle des Räuberhauptmanns Babinsky, der das ganze Land in Schrecken und Aufruhr versetzte. Er nahm den Reichen und gab den Armen; nach fünf Jahren versuchte er zu entkommen, aber er wurde ergriffen und an die Wand geschmiedet. Er hat sich zu Tode gehungert."

Die wahnsinnigen Schattentänze an den Wänden ringsum, die grellbeleuchteten, verstummten Menschen, die feuchte Luft in diesen Räumen verdichteten sich in mir zu einem Eindruck von elementarer Kraft. Ich fühlte, wie von den Ecken, von dem feuchten Gewölbe, von dem glitschigen Boden her der Atem der Grüfte mich anwehte, wie ich mit dem Geist des Elends rang und ihn überwand. Ich formte sein selbständiges Leben nach meinem Willen und unterwarf ihn zu einem Teil von mir, über den ich herrschte.

Der junge Mann hielt noch immer meinen Arm — die andere Faust stak fest in der Tasche seines Winterrockes — und flüsterte mir leise ins Ohr: „Wie lange, glauben Sie, könnte man es hier aushalten."

„Warum?"

„Ich meine, wie lange könnte ich es hier aushalten, ohne verrückt zu werden."

„Das kommt darauf an, man kennt Beispiele von verschütteten Bergleuten, von durch irgendeinen Zufall Eingeschlossenen, die zehn Tage allein blieben, ohne geistig zu erkranken."

„Soll ich es versuchen?"

„Was fällt Ihnen ein."

„Wenn man nichts mehr zu verlieren hat! Und

wenn ich das überwände, so wäre ich von meiner Lebenskraft überzeugt.“ —

„Hier war ein Oberförster, der zum Tode verurteilt war, weil er seinen Herrn erschossen hatte. Nach dreißig Jahren wurde er begnadigt und kam heraus, aber er starb nach drei Tagen.“ Ein Murmeln des Bedauerns ging durch die Menge. Das kleine Mädchen hob die Pfanne und leuchtete aus der Zelle hinaus. Das Licht fiel voll auf ihr Gesicht; ich sah, daß sie nicht mehr jung war. Es war mir, als ob diese Räume ihre Jugend gemordet, als ob sie selbst ihren Körper nach sich umgeformt hätten, ihn zu einem Zwerg verkümmert, um ihn den niedrigen Löchern und engen Gängen anzupassen.

Ich drängte mich zu ihr durch: „Fräulein, das muß Ihnen doch recht langweilig sein, immerfort dasselbe zu erzählen.“

Sie sah mich ganz erstaunt an, wie wenn sie nicht begreifen könnte, warum ich sie angesprochen habe. Sie war wohl gewohnt, nur Erkundigungen und Wünsche nach ausführlicherer Beschreibung zu hören. Hatte ihr noch niemand von den vielen Besuchen von ihr selbst gesprochen? Ein mißtrauischer Blick musterte mich, dann entgegnete sie fast feindselig: „Na, angenehm ist es gerade nicht.“ Und sie setzte mit leierndem Ton fort, indem sie auf eine Falltür in der Decke des Ganges wies: „Von hier oben wurden die Verbrecher an Stricken in dieses untere Stockwerk herabgelassen.“

„Wie viele Menschen führen Sie ungefähr täglich?“

„Vorigen Sonntag waren es dreihundertzwanzig.

Im Sommer sind es aber noch viel mehr. Bis fünfhundert."

„Und da sind Sie den ganzen Tag hier unter der Erde?"

„Im Winter von neun Uhr früh bis zwei Uhr nachmittags. Im Sommer von acht Uhr bis sechs Uhr abends. Im Sommer sind wir aber zwei. Das sind meine Sonntage und Feiertage." Und schnell, als wollte sie den bitteren Ton ihrer letzten Worte verklingen lassen, fuhr sie in ihrer Ausrufertonart fort: „Ich bitte, meine Herrschaften, eine Schwelle. Die Damen wollen nicht erschrecken. Es kommt eine Puppe."

Eine etwas geräumige Zelle. Eine Leiter, auf der langausgestreckt ein Mensch zu liegen schien, eine Rolle an der Decke, unter der steinerne Gewichte lagen, eine kleine Sammlung von Daumschrauben, spanischen Stiefeln und Zwickzangen ließen erkennen, daß dieser Raum einst als Folterkammer gedient hatte.

Während das Mädchen den verschüchterten Leuten die Anwendung der Werkzeuge erklärte, steckte der junge Mann den Daumen der einen Hand in die Daumschraube, dann zog er langsam die andere Hand aus der Rocktasche. Zwischen den Schultern zweier Männer durch fiel das Licht der Petroleumpfanne voll auf diese Hand, die rot und gedunsen aussah, als ob sie schon stundenlang in der Rocktasche steckte. Er zog die Schraube mit Mühe an, und ein leiser, quietschender Ton durchschnitt das eintönige Sprechen der Erklärerin.

Sie schaute auf und sah den jungen Mann mit den Werkzeugen beschäftigt: „Ich bitte die Gegenstände nicht zu berühren." Und mit plötzlichem Erschrecken

zog er den Daumen zurück, daß ein Fetzen der Haut an den scharfen, rostigen Schraubengängen losriß.

Ich sah, daß er schon fast nicht mehr kämpfte, daß er schon unterlegen war.

Dann zeigte uns die Führerin die Zelle, in der sich Kaiser Josef für eine Stunde anketten ließ. „Hier, so, wie die Puppe da sitzt, hat sich der Kaiser Josef fesseln lassen, damit er ausprobiert, wie es im Spielberg ist. Er ist eine Stunde hier gesessen und hat ihn niemand vorher herausholen dürfen. Er war der letzte, der hier gesessen ist; nach ihm niemand mehr, denn er hat sofort das Gefängnis aufgelassen."

„Er hat es gekonnt, er hat es gekonnt," flüsterte es verzweifelt hinter mir. Ein banges Zittern stieg aus dieser einsamen Menschenseele. Er krampfte sich mit den Blicken an mich an, und ich fühlte, wie drohende Finsternis in seinem Innern alles Licht erstickte. Der Jammer seiner Verzweiflung strahlte auf mich über, und ohne daß er mir ein Wort über sein Schicksal gesagt hatte, wußte ich, daß ich hier einen jener Elenden vor mir hatte, in denen sich alle Qual der Menschheit von ihren Anfängen an wiedergeboren zu haben scheint.

Als wir wieder draußen standen und die wenigen Stufen zum oberen Stockwerk der Kasematten hinanstiegen, gab es eine Verzögerung. Das Mädchen verließ uns, weil sie die Tür am anderen Ende der Gefängnisse, zu der der Schlüssel nur von außen sperrte, erst öffnen mußte. Die Petroleumpfanne lehnte sie an die Mauer, und ihre gelbrote Flamme flackte an den Ziegeln empor, stinkende Qualmwolken aussendend.

Ich sah die Wintersonne über dem Graben funkeln und sog die kalte Luft ein.

Der junge Mann stand neben mir, ballte die rechte Faust wieder in der Rocktasche und sah starr auf die häßliche, unreine Flamme. Er war totenblaß und verstört.

„Wie denken Sie über den Selbstmord?“ sagte er endlich leise.

Ich war über diese Frage nicht erstaunt; ich wußte, daß er reden würde. „Der Selbstmord ist etwas für die, die ganz mit sich selbst fertig sind. Ich weiß, das ist ein Gemeinplatz. Aber ich meine das so: nur für die, in denen auch nicht ein Schimmer der goldenen Lebenskraft mehr ist, die es wissen, daß sie sich nie mehr aus Klauen des Verhängnisses befreien werden. Für die, die aus dem rasenden Wirbel der Zeit in das tote, faulende Wasser geraten sind. Für die lebenden Kadaver, für den Ballast der Menschheit.“

Er sah mich starr an. Aber ich fuhr in meinem Eifer fort: „Der Selbstmord ist nicht nur etwas für die Unglücklichen, sondern auch für die ganz Zufriedenen und Häuslichen, für alle Stehengebliebenen und Abgestorbenen. Ich wollte, es gäbe in unserer Gesellschaft so eine Art von grüner Schnur, die ich zu verschicken hätte. Sie würden sich wundern, wer alles die bekommen sollte. Die Mumien aller Stände, die Nutzlosen und Gegenwartsfremden, alle, die meine Probe nicht bestehen.“

„Welche Probe?“

„Die Einsamkeit und den Schrecken. Etwas wie

diese Kasematten. Wer hier stumpf bliebe, hätte sein Leben verwirkt. Aber auch der, der sich von ihnen besiegen ließe. Einsamkeit und Schrecken in sich empfangen können und doch überwältigen ist alles. Es ist meine Probe der Lebenskraft."

Ich sah in sein stilles Gesicht, in dem der Widerschein eines festen Entschlusses aufstieg. Ich erkannte, daß ich das Urteil dieses Menschen gesprochen hatte. Hatte ich das Recht, sein Richter zu sein? Was war in mich gefahren, daß ich so gesprochen hatte? Welch brutale seelische Kraftmeierei! War ich so verblendet, daß ich meine Gesetze allen anderen aufzwingen wollte? Lächerlich — lebten denn zwei Menschen nach denselben Gesetzen? Ich wollte den Eindruck meiner Worte abschwächen und begann: „Das alles gilt natürlich nur für mich . . ."

Aber er winkte mir, und in diesem Augenblick kam das Mädchen zurück, nahm die Pfanne und sperrte die Türe auf: „Hier, meine Herrschaften, ist das obere Stockwerk, oder die Gefängnisse der politischen Verbrecher. Unten waren die gemeinen Verbrecher und hier oben die politischen Verbrecher."

Es war wieder, wie unten, ein enger Gang, der aber diesmal etwas heller war, weil durch ein Guckloch im oberen Teil der Türe das Tageslicht eindrang. In einer mäßig großen, ziemlich hellen Zelle hing ein furchtbares Bild, das irgendeinen Menschen mit riesigem Schnurrbart in einer phantastischen Uniform vorstellte.

„Das war die Zelle des Freiherrn von Trenk, ein Pandurenoberst und politischer Verbrecher. Er

versuchte zu entkommen, wurde aber wieder eingefangen. Hier ist sein Bildnis."

Die Stimmung der Gesellschaft, die in den unteren Räumen recht niedergedrückt gewesen war, heiterte sich in diesen größeren Zellen, die nie ganz ohne Schimmer des Tageslichtes waren, auf. Es entstand jenes verlegene Summen, wie es aus einer Menge emporsteigt, die sich langsam eines tiefen Eindrucks zu erwehren beginnt. Irgendwo rückwärts machte jemand im tiefsten, mühsam gedämpften Brummbaß unaufhörlich Bemerkungen.

„Hier ist die Zelle des Silvio Pellico, ein italienischer Dichter und politischer Verbrecher. Er hat dann seine Gefängnisse beschrieben."

„Was war er?" fragte ein Neugieriger.

„Dichter und politischer Verbrecher."

Der Brummbaß machte irgendeine Bemerkung dazu, auf die ein schüchternes Kichern erwiderte. Das Mädchen warf einen wütenden Blick nach rückwärts. Ich fühlte, wie sich das starke Gemeinsamkeitsgefühl, das in dem unteren Stockwerk diese Menschen miteinander und mit der Führerin verbunden hatte, zu lockern begann. Jeder stellte sich wieder trotzig auf seine eigenen Füße, und die boshafte Spottsucht der Selbständigkeit fand sich wieder ein.

Nur der junge Mann atmete immer schwerer und drückte meinen Arm immer fester. Er fühlte sich nicht befreit, und die Schwere seiner Seele zog ihn in die lichtlose Flut der Verzweiflung.

Das Mädchen wurde über die Unaufmerksamkeit der Zuhörer ungeduldig und beschleunigte die Be=

sichtigung. Sie ließ uns kaum Zeit, uns in der Zelle umzusehen, in der eine Dame, „italienische Gräfin und politische Verbrecherin mit ihrer treuen Kammerfrau — sie kochte sich ihre Mahlzeiten selbst, hier ist der Ofen gewesen — sieben Jahre gesessen hatte". Dann zeigte sie uns noch die Zelle, in der die Kindesmörderinnen eingemauert wurden. Dann die Zelle neben dem Wachtzimmer, in der die Gefangenen an ihre Kette gefesselt und aufgerüttelt wurden, wenn sie in Schlaf versinken wollten. Den Unratkanal, in dessen Schmutzstrom die Füße der Gefangenen hinabreichten, so daß sie von Ratten und Mäusen benagt werden konnten.

Scheußlichkeiten aus dem trüben Hirn einer wahnsinnigen Vergangenheit entsprungen. Aber die Leute, die mit uns gingen, waren gegen sie stumpf geworden, und ihr Lärm und Kichern wurde fast übermütig, als sie die Lichtluke der Ausgangstür erblickten.

Mein Arm war von der Hand des jungen Mannes wie von einer eisernen Schraube umschlossen. Ich wollte ihn zurückziehen, weil die Schmerzen sich unerträglich steigerten, aber er hielt mich fest.

Die Führerin riß die Türe auf, und das Licht stürzte sich rauschend in die Dämmerung des Ganges. Brausend schwoll ihm die Lebensfreude der Menschen entgegen, die hier aus dem Innern der Erde zurückkehrten.

„Das waren die guten, alten Zeiten!"

„Solche Gemeinheiten!"

„Unsere Zuchthäuser sind ja die reinsten Paläste dagegen."

„Auf da Zeil wohna's wie die Grof'n."

„Schod' umen Kaiser Josef!"

„Au, zwicken S' nicht." Und ein brüllendes Gelächter.

Dann das Klingeln der Nickelmünzen auf dem Blechteller, den die Führerin stumm den Vorbeidrängenden hinhielt.

Der junge Mann hatte meinen Arm plötzlich losgelassen. Während ich in meiner Börse nach einem Zwanzig-Hellerstück suchte, drängte er an dem Mädchen vorbei, als sähe er den Teller nicht.

Draußen stand der Winterfesttag in seiner Herrlichkeit und lächelte, als er die Menschen fröhlich, lächelnd aus dem finsteren Schlauch hervorkommen sah.

„Gehen Sie zum Frühschoppen?"

„Ja, kommen S' mit!"

„Is es nit bissel spät?"

„Na, ein, zwei Krügeln tragt 's noch."

Ich suchte mit den Blicken meinen Begleiter. Er stand da mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen und starrte in die Luft, in den bläulichweißen Winterhimmel über den braungrauen, verwitterten Mauern, die aus diesem verwahrlosten Winkel des Grabens emporstiegen. Ich sah, daß seine Seele verzweifelt umherirrte und weinend suchte. Da wollte ich auf ihn zugehen, meinen Fehler gutmachen und ihm Worte der Kraft und des Lebens sagen.

Aber in diesem Augenblick kehrte er sich plötzlich kurz gegen die Mauer um, an der er stand und riß die Hand aus der Rocktasche. Ich sah etwas Glänzendes heiß und boshaft im Strahl der Wintersonne funkelnd. Er warf die Arme empor . . . ein kurzer, scharfer

Knall . . . dann sank er mit dem Kopf vornüber gegen die Mauer, mit weit ausgebreiteten Armen . . . aus der rechten Hand fiel ihm ein Revolver plump und schwer in die dürr-trockenen Brennesselstauden.

Ein Augenblick tiefer Stille nach dem Aufkreischen und Schreien der Frauen. Der Knall kam vermischt mit den Geräuschen des Entsetzens noch einmal wieder, von den Kanten der Festungswerke schwach und undeutlich zurückgeworfen.

Nun fing das Schreien und Jammern von neuem an. Ein dünner Blutstrahl rieselte aus der Schläfe des Mannes, und er sank langsam, in den Knien einknickend, an der Mauer nieder, in eine hockende Stellung.

Da faßte das Grauen die fröhlichen, festtagsfreudigen Menschen, und sie erkannten in einem Augenblick die Macht der Finsternis, der sie entkommen waren. In wilder Flucht drängten sie davon.

Vier oder fünf Menschen blieben mit mir bei dem Toten zurück, unter ihnen die Führerin und ein junger Student der Medizin, der die Feiertage zu Hause verbrachte und es für seine Pflicht hielt, zu helfen.

Er untersuchte mit wichtiger Miene den Puls und den Herzschlag des Toten und schaute dann zu mir auf:

„Der hat's gründlich besorgt."

Das Mädchen schüttete die Geldstücke von dem Teller in die hohle Hand und sagte: „Es war wenigstens gleich vorbei."

Und als wir den Toten untersuchten, um festzustellen, wer er sei, und nichts anderes fanden als

eine dünne Börse mit einem Zweihellerstück, machte sie kurz: „Aha!"

Der Graben füllte sich mit Soldaten. Die Kaserneninspektion verfügte die Fortschaffung des Leichnams auf einer Bahre.

Zwei Soldaten trugen ihn den Spielberg hinab ins Allgemeine Krankenhaus. Ein kleiner Zug folgte der Tragbahre nach. An der Kreuzung, wo mein Weg abbog, gab ich dem Mediziner, der den Toten zur Aufnahme in das Krankenhaus begleiten wollte, die Hand und blieb stehen.

Unter den Tritten der Abwärtssteigenden knirschte der harte Schnee. Eine dünne, rote Spur, die unter dem Militärmantel hervorrieselte, mit dem man den Toten bedeckt hatte, bezeichnete ihren Weg.

Über die festtägliche Stadt kamen die vollen, runden, schweren Töne der Glocken, anschwellend und abflutend. Unter einem Himmel, der hell und freundlich war, wie eine Schale aus blauem Glas, riefen sie mit behaglicher Glückseligkeit zum Mittagstisch.





Der Nordpol.

Frau Gabriele schickte die alte Marie aus dem Zimmer: „Ich will schlafen gehen.“

Die Marie brummte etwas und kramte noch beim Ofen herum. Die Frau beim Tische stützte die Hand auf und lehnte ihre kalte Wange hinein. Von der Hängelampe strömte ein weißes, helles Licht über sie. Ihre Stirnhärchen zeichneten krause, zitternde Schnörkel auf die Blätter des aufgeschlagenen Buches, daß die toten Buchstaben unter der Berührung zum Leben erwachten und vor ihren Augen zu springen und zu tanzen begannen. Sie überflog die Seite mit dem Blick und wollte sie umwenden. Aber da fühlte sie . . . es war leer in ihr. Sie wußte nichts von dem, was sie gelesen hatte. Sie begann noch einmal . . . mit einer eisernen Festigkeit . . . von oben.

Es war eine Beschreibung der Polarreisen Nordenskjölds. In dem trockenen, gelehrten Ton, der diese Art von Büchern so unerträglich macht. Chronikartige Tagebuchaufzeichnungen, nur dürre Gerippe von Ereignissen. Aber Frau Gabriele umgab die trockenen Daten mit ihrer furchtsamen und entsetzten Phantasie. Aus den Eiswüsten wuchs ihr eine gräßliche Vision

empor. In der ewigen Nacht starre, ungeheuerliche Eisberge, wie Hügelketten bis hin in die Ferne. Dann jenseits die zerbrochenen, übereinander getürmten Schollen des Packeises. Dazwischen schwarz, schwärzer als die Finsternis, ein Schiffsrumpf. Masten und Taue mit dicken Schneekrusten überzogen. Und dort eine Hütte. Menschen sind darin. Abgemagerte, bleiche, zerrüttete Menschen. Und nicht weit davon das abgenagte Skelett eines Schlittenhundes. Zwei Eisfüchse umschleichen die nackten Knochen mit heiserem Knurren.

Ein polternder Fall. Gabriele fuhr auf. Ihre Augen waren weit geöffnet und suchten umher. Ah da . . . der Marie ist die Ofenschaufel aus der Hand gefallen. „Aber Marie, so geben Sie doch acht und gehen Sie schon schlafen!“

„Ja, gnädige Frau . . . und Sie, gehen Sie nicht schlafen?“

„Aber ja, gehen Sie nur!“

Die Marie näherte sich schüchtern und vertraulich, mit der Art der alten Dienstboten, ihrer Herrin: „Gnädige Frau, lesen S' das nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Weil es Sie zuviel aufregt. Sie können ja niemals schlafen.“

„Woher wissen Sie das?“

„Weil ich die ganze Nacht bei Ihnen immer Licht seh'. Seit der Herr weg ist . . .“

Frau Gabriele wird totenblaß und winkt ihr, zu schweigen. Aber in Marie steckt die ganze harmlose Grausamkeit der Dienenden, und sie fährt fort: „Seit

der Herr weg ist, ist das so. Aber im Anfang war's nicht so arg. Nur zweimal, dreimal jede Woche. Aber jetzt . . . Nacht für Nacht."

„Marie, gehn Sie schlafen!"

„So geben S' das Buch weg."

„Ja . . . ja."

Die Marie sieht sich noch einmal seufzend im Zimmer um. Aber sie findet keine Ausrede mehr für ihr Dableiben und schlürft langsam in ihren Filzpantoffeln hinaus. Noch draußen auf dem finsteren Gang das langsame Scharren . . . dann wird die Tür des Dienstbotenzimmers aufgemacht . . . und zu. — Und jetzt bricht die böse Stille über die einsame Frau herein.

Sie schiebt den Sessel zurück, und in dem Schweigen ist ein Scharren wie von ehernen Klauen über das glatte Parkett. Dann beugt sie sich wieder über das Buch. Aber sie wendet sich ab. Sie fühlt, wie das Entsetzen sich ihr nähert, wie ihr aus diesen Blättern wieder die wirren, lebendigen Bilder aufsteigen.

Leise pafft die Lampe . . . Die Marie holt das Petroleum noch immer von dem Vorstadtkrämer Engelmann. Hundertmal hat man ihr's doch schon gesagt, daß dieses Petroleum nichts wert ist. Der Lichtkreis oben an der Decke zittert. Frau Gabriele hat vergessen, daß sie den Befehl doch schon wieder hundertmal widerrufen hat.

Aber immer dieses Paffen. Diese kleinen, harmlosen Explosionen der Petroleumgase lassen sie jedesmal zusammenfahren. Ihr Blick gleitet über die

Fransen des roten Schirmes. Und darunter — dort drüben an der Wand ein Datum: 17. Januar: ein Feiertag. Die roten Zahlen erglühen noch röter im Schimmer des Lampenschirmes. Wie Feuerzeichen flammen sie auf der Wand.

Heute vor fünf Jahren ... Wie hatte er gesagt? Bis zu drei Jahren sollte sie warten und fröhlich sein. Bis zu fünf Jahren sollte sie sich in ihr Schicksal finden und sich seiner in Liebe erinnern.

Die Wanduhr schlug an: dreiviertel elf. Vor fünf Jahren war es — gerade um Mittag — da hatte sie seinem Schiff nachgesehen, mit tränenfeuchten Augen und zitternden Knien. Sie hatte kaum die Kraft, das wehende, weiße Taschentuch zu halten. Die weißen Buchstaben: „Vorwärts!“ am Bug verschwammen vor ihren Augen. Da wandte der kleine, starkgebaute Eisbrecher ihr das Hinterteil zu und schwamm mit der Ebbe ins Meer hinaus.

Die Zeitungen brachten spaltenlange Artikel über die Nordpolfahrt des kühnen Gelehrten Regenfeldt. Ein neuer, unerhört waghalsiger Plan, aber mit aller Aussicht auf Erfolg. Die Deutschen als Erreicher des Nordpols. Ungeheure Kohlenlager als lockender Gewinn. Eine andere Zeitung schrieb wieder, daß man sich keinerlei materiellen Gewinn von der Erreichung des Pols versprechen dürfe. Nur eine reiche Ausbeute für die Wissenschaft. Das polare Festland — selbstverständlich sei der Pol von Festland umgeben — berge ohne Zweifel die langgesuchten Zwischenglieder zwischen den einzelnen noch unverbundenen Tiergattungen der Paläontologie. Die gegnerische Zeitung aber meinte:

In dem eisfreien Polarmeer — selbstverständlich sei der Pol von einem freien Meere umgeben — dürfe man keineswegs besondere Aufklärungen erwarten. Die Paläontologie müsse ihre ganze Hoffnung auf das Südpolarland setzen. Das ganze Problem sei vielmehr nur ein geographisches. Andere Blätter wieder waren überzeugt, daß man in diesen hohen Breiten endlich die dringende Frage nach der Entstehung des Nordlichts lösen werde. Ein illustriertes Volksblatt tischte sogar das Jules Vernesche Märchen vom feuerspeienden Berg des Kapitäns Hatteras auf . . .

Nur davon schrieb keine dieser Zeitungen, daß Dr. Regenfeldt ein junges, zitterndes Weib zurückließ. Das Tageblatt ihrer Stadt brachte eine kurze Notiz von der Gattin des kühnen Polarreisenden Regenfeldt. Aber das schien dem großen Publikum belanglos. Die Notiz blieb vereinzelt. Ihre Verwandten brachten ihr mit Eifer alle Blätter, in denen ihr Mann gefeiert und besprochen wurde. Ein Neffe aus Berlin, der einmal seine Ferien bei Regenfeldt zugebracht und sich in Frau Gabriele leidenschaftlich verliebt hatte, sendete ihr täglich drei, vier Zeitungen unter Kreuzband. Wie eine ausgeklügelt grausame Quälerei erschien ihr dieses unaufhörliche Erinnern, dieses Daraufstoßen. Sie meinten es alle so gut mit ihr. Sie wollten sie stolz und glücklich machen. Sie wollten ihr zeigen, daß sich alle Welt mit ihrem Manne beschäftigte. Und Gabriele starrte auf all diesen Blättern nur die eine Gewißheit an, daß sie ihn nach zwei Jahren einer glücklichen Ehe verloren hatte.

Sie warf sich der Tante an die Brust und weinte.

„Aber Kind! Was denn . . . was denn? Denk doch an seine Grönlandreise. Quer durch die Eiswüste. Was ist ihm geschehen? Du kannst das ja in seinem Reisewerk lesen. Das Buch steht doch oben in der Bibliothek.“

. . . Dieses gräßliche Buch, in dem sie einmal zu lesen versucht hatte . . . nun zog es sie zu ihm.

Die Wanduhr schlägt an: elf Uhr.

Heute mittag war es gerade fünf Jahre. Sie weiß es noch ganz genau. Ein wunderbarer Wintertag. Weißgraue Eisschollen kamen den Fluß herab. Die schiefstehende Sonne lagerte ihre glänzenden, gezackten Schilde über das breite Wasser. Wie flüssiges Gold schwammen die Lichter stromabwärts. Ihre lange Pelzboa flatterte im frischen Wind. Ein Dackel stand da, krummbeinig, mit lebhaften, glänzenden Augen, und starrte die tanzenden Enden an, als wollte er nach ihnen springen. Und sie mußte an das schlechte Essen in dem Hotel denken und an die teuren Zimmer. Zwischendurch immer das weiße Tuch vom Schiff herüber — kleiner und kleiner. Dann sprang der Dackel wirklich und schnappte den Zipfel der Boa. Und während des Hin- und Herreißens war das Schiff schon weit draußen und nichts mehr als ein dunkler Rumpf mit Masten und einem langen, zerflatternden Rauchstreifen hinten.

Heute mittag hat sie das alles nur stumpf empfunden. Nur so ganz von fern, wie durch Schleier, wie Stimmen aus Abgründen oder wie das Sausen in ihren Ohren, das sie jetzt so häufig überfällt und krank macht. Der Tag drückt sie und macht ihre Seele

tot. Aber bei Nacht lebt sie auf und führt lange und heimliche Gespräche mit dem Wind draußen oder mit dem Zucken der Flamme. Heute mittag fühlte sie nur: Jetzt vor fünf Jahren . . . vor fünf Jahren . . . vor fünf Jahren. Diese Zahl verursachte ihr beinahe ein angenehmes Empfinden. Sie dachte fünf, zehn, zwanzig . . . hundert. Das war alles so weich und rund. Und sie vergaß, was das bedeutete . . . fünf Jahre.

Aber jetzt wußte sie es. Alles stand vor ihr . . . genau und deutlich . . . wie damals. Sie sah das altkluge Gesicht des Hundes vor sich, mit den lächerlichen Falten auf der Stirn. Und sie erinnerte sich, daß die Frau des Heizers, die neben ihr stand und mit einem schmutzigen Tuch winkte, so furchtbar nach Heringen stank. Und die verzerrten, weggeschwemmten Sonnenglitzerlichter . . . und das Schiff . . . wie ein Punkt.

Und dann kam die furchtbare Zeit hier draußen. In diesem einsamen Hause, vor den Toren der Stadt . . . die schreckliche Einsamkeit. Sie begann sich vor der Stille zu fürchten. Und sie spielte Klavier und sang; oder sie ließ die Marie kommen und sprach mit ihr. Aber sie sah bald, es gab nichts Gemeinsames zwischen ihr und der Magd. Die langen Jahre des Dienstes in ihrer Familie hatten sie nicht mit dem Innern der stillen Frau bekannt gemacht. Und Marie war zu schwer und plump für ein Innenleben. Frau Gabriele ging auf dem Hof umher und sah dem tauben Thomas bei der Arbeit zu. Sie fütterte die Hühner selbst. Sie wollte eines der Tiere an sich gewöhnen. Aber

sie gab es bald auf. Die Dummheit dieser Hühner war ja unüberwindlich.

Dann machte sie Besuche bei Verwandten und Bekannten. Überall glaubte man, mit ihr von ihrem Gatten und seiner Reise sprechen zu müssen. Man erwiderte die Besuche und kam zu Frau Gabriele ins Haus. Der Stoff der Gespräche blieb derselbe. Als ob es nichts anderes gäbe. Frau Gabriele begann vom Theater, vom Haushalt, von Toiletten, von der Landwirtschaft. Auf Umwegen kam man immer wieder auf das Wagnis ihres Gatten zurück.

Frau Gabriele reiste nach München zu ihren Eltern. Am Abend des Tages ihrer Ankunft sagte ihr die Mutter: „Ja, siehst du, mein armes Kind, das habe ich dir ja immer gesagt. Ein Gelehrter sollte nicht heiraten. Und wenn er schon eine Frau hat, so darf er nicht mehr reisen. Es war unrecht von deinem Mann . . . Sünde, Verbrechen, dich zu verlassen . . . sei ruhig, er wird doch vielleicht zurückkommen, schlafe wohl!“ Und sie küßte Gabriele auf die Stirn.

Am nächsten Morgen aber fuhr Frau Gabriele trotz aller Bitten wieder in ihr einsames Haus zurück.

Die Wanduhr schlägt an: ein Viertel auf zwölf . . .

Wie war das doch damals gewesen . . . das erstemal . . .? Ein heimliches Schleichen über die Treppen nach oben. Drei Jahre nach der Trennung von ihrem Mann. In einer Winternacht wie heute . . . drei Jahre . . . eine Nachricht . . . In den Zeitungen tauchten hier und da Artikel auf, fragende, besorgte Artikel. Das Schicksal des Doktor Regenfeldt begann

die Öffentlichkeit wieder zu beschäftigen. Die Verwandten schickten ihr diese Zeitungen nicht. Aber nun verlangte Frau Gabriele selbst nach ihnen. Sie bat ihren Neffen in Berlin um Zusendung aller Zeitungsnachrichten. Und allwöchentlich las sie in zwei bis drei Blättern die Bestätigung ihrer Ängste.

Und da war es gewesen . . . in einer Winternacht, daß sie zum ersten Male nach drei Jahren in das obere Stockwerk ihres Hauses ging. Hier lagen die Arbeitsräume ihres Mannes: Studierzimmer, Bibliothek, Kartensammlung. Leise, ganz leise drückte sie die Türklinke, und mit unwilligem Kreischen drehte sich der Flügel in den rostigen Angeln. Dumpf und staubig war es hier oben. Kein Dienstbote hatte diese Zimmer betreten dürfen. Selbst Marie wurde mit Waschlappen und Fußbodenbürste nicht hinaufgelassen. Frau Gabriele leuchtete mit der Klavierlampe umher, deren Reflektor das Licht grell in einen Winkel strahlte, während der übrige Teil des Zimmers im Dunkeln blieb. Das zitternde Weib kam sich in den toten Räumen wie eine Lebendigbegrabene vor. Und einen Augenblick lang gefiel sie sich in dem Gedanken: dieses Haus ist ein großes Grab. Ich bringe das Opfer meiner Liebe. Wie Helges Weib folge ich dem Gatten in das Grab.

Ihr Blick fiel auf die große Wandkarte, die die Lampe eben grell beleuchtete. Das war die wunderbare Karte der Polargegenden, die ihr Mann selbst gezeichnet hatte. Mit aller Sorgfalt der Wissenschaft und aller Kühnheit des wagemutigen Forschers. Die Karte, von der in der Gelehrtenwelt wunderbare

Sagen umgingen. Hier standen sie beide oft, und er erklärte ihr seinen Plan. Aber in der Mitte . . . der große, leere, weiße Fleck: das Unbekannte. Ein kleiner roter Punkt bezeichnete die nördlichste Stelle von Nansens Reise. Und hier ein feiner, grauer, unter der Staubschicht fast unsichtbarer Strich . . . vom Inselgewirr des Franz Josef-Landes bis zum Pol. Hier hatte er spielend mit dem Bleistift eine Linie gezogen. So wollte er den Pol erreichen. Und als sie weinte, hatte er sie beim Kopf genommen und geküßt. Es war ihr, als fühlte sie noch die heiße Feuchtigkeit seiner Lippen. Und sie mußte mit starren Augen immer nur die weiten weißen Flächen ansehen, von denen sie wußte, daß sie Eis, Kälte, Nacht, Hunger und Gefahr bedeuten. Hier, irgendwo in diesen gräßlichen Schrecknissen, war ihr Gatte.

War er noch dort? War er nicht schon tot? Sie erschrak, und in ihrer Hand bebte die Lampe, daß die Lichter und Schatten an den Wänden und der Decke scheu durcheinanderrannten. Aber warum erschrak sie? Sollte sie nicht fünf Jahre lang hoffen? Noch zwei Jahre! Das Eis hielt fest und gab nicht so bald los. Das wußte sie von seiner Grönlandreise.

Das Wort der Tante fiel ihr ein. Das Reisewerk ihres Gatten. Sie schlich in die Bibliothek und suchte nach dem Buch. Gleich bei der Tür vorn, so recht zur Hand, wie für diese zitternden, blassen Frauenhände hingestellt, fand sie es. Und sie nahm es und preßte es an sich und trug es hinunter ins Wohnzimmer. Und schlug es auf und las und las — die ganze Nacht hindurch. Es war ihr, als hörte sie aus

diesen kühlen, unpersönlichen Sätzen die Stimme ihres Gatten. Und es war doch nur ein fremder, verlorener Klang ihrer Seele.

Und seitdem ließ es sie nicht mehr los. Sie wollte alles über die Schrecken des Polareises wissen, alle Abenteuer und Gefahren der Forscher kennen lernen. Sie raffte zusammen, was sie in der Bibliothek ihres Mannes an Reisewerken fand, und las über die Grönlandfahrten der Isländer wie über die neuesten Reisen.

Es war wie eine Verzauberung, ihre Seele schrie auf und empörte sich über die Martern, die sie ihr auferlegte. Oft warf sie das Buch in die Ecke und trat mit Füßen darauf. Einen Band hatte sie einmal in ohnmächtigem Zorn in das Feuer geworfen. Von den vierhundert Seiten des Bandes hatte sie nur noch siebenundzwanzig zu lesen. Am nächsten Tag ging sie in die Stadt und bestellte das Buch bei der Buchhandlung. Sie konnte die siebenundzwanzig Seiten nicht entbehren. Allmählich veränderte sich ihre Lebensweise; sie schlief bei Tage und las bei Nacht. Sie haßte diese Bücher, die verstaubten, dicken Bände; sie haßte die ganze Bibliothek, das Arbeitszimmer, die Kartensammlung. Das obere Stockwerk ihres Hauses war ihr wie ein gefürchtetes Heiligtum, in dem sie schreckliche Qualen erlitt, dessen Anblick sie aber niemandem gestatten wollte. Noch immer durften die Dienstboten diese Räume nicht betreten.

Die Staubkrusten auf den Büchern und Karten wurden immer dichter. Und Frau Gabriele liebte es, manchmal in diese grauen, zarten Decken mit dem

Finger seltsame Zeichen hineinzuschreiben, Zeichen, deren Sinn sie selbst nicht verstand, für die sie keine Deutung wußte. Einmal glaubte sie schon, ihre Bedeutung erfaßt zu haben. Waren das nicht die Furchen auf der Stirn des Dackels damals? Krause, wirre Linien ... Dackelhumor? Aber dann mußte sie auflachen. Wie kam der Dackel ins Polareis?

Wie das wohl wäre, wenn am Nordpol wirklich ein Vulkan ausbräche und mit der Glut seiner Lava das ewige Eis zum Schmelzen brächte? Ein Schauspiel ohnegleichen. Brennendes, flammendes Eis, Zischen und Tosen. Ein Weltuntergang. Und es überkam sie eine Gier, diese weiße Fläche auf der großen Karte da aufflammen zu sehen.

Zu dieser Zeit mehrten sich die Zeitungsartikel, die sich mit der unglücklichen Expedition Regenfeldts beschäftigten. Nun sprach man es schon ganz offen aus, daß Regenfeldt tot sein müsse.

Vier Jahre seit seinem Aufbruch.

Einige bedauernde Nachrufe erschienen. Frau Gabriele las die Artikel und blieb seltsam kalt und unbewegt. Was wußten die Zeitungsschreiber! Fünf Jahre sollte sie hoffen, hatte er ja gesagt.

Eines Tages erschien ein junger Mann in dem einsamen Vorstadtgehöft. Er stellte sich als Mitarbeiter einer großen Berliner Zeitung vor und erkundigte sich höflich, ob es erlaubt wäre, einige Fragen an Frau Gabriele zu stellen.

Frau Gabriele wußte: ein Interview!

Zwei Tage später erschien ein geistreiches Feuilleton über ihr Gespräch mit dem jungen Mann. Und fett

gedruckt fand sie darin den Ausspruch ihres Mannes: Fünf Jahre lang sollte man die Hoffnung nicht verlieren.

Dieser Ausspruch erregte Aufsehen. Die gesamte Presse erörterte ihn und sprach sich dafür und dagegen aus. Frau Gabriele konnte täglich mehrere Zeitungen lesen, in denen irgendein Fachmann aus der ruhigen Sicherheit seines Arbeitszimmers heraus die Gründe für und wider kaltblütig abwog.

Der liebenswürdige Neffe in Berlin tat seine Pflicht nur zu aufmerksam. Frau Gabriele fürchtete die Stunden, in denen der Briefträger zu ihr kam. Und niemals ging er vorüber, ohne ihr eine Zeitung zu bringen. Wieder vom Neffen. Wie sie diese Schlinge an seinem „F" in „Frau" schon haßte.

Tag für Tag eine überraschende Nachricht.

Sibirische Fuchsjäger hatten an der Küste Trümmer eines Schiffes gefunden, die nur vom „Vorwärts" stammen konnten.

Nordamerikanische Eskimos berichteten von einem Hungerlager mit dreizehn Skeletten, das sie irgendwo im Norden gefunden hatten.

Isländische Fischer hatten bei Spitzbergen eine Flasche mit Nachrichten von Regenfeldt aufgefunden.

Im Besitze von Grönlandeskimos fand man Gegenstände: Messer, Tabatieren, die man bestimmt als Eigentum von Europäern erkannte.

Verworrene Nachrichten von weißen Männern tauchten auf, die von den Einwohnern gesehen worden waren.

Diese Nachrichten wurden regelmäßig zwei Tage nach ihrem Erscheinen widerrufen.

Und Frau Gabriele schwankte zwischen Entsetzen und Hoffnung. Sie wurde von einer seltsamen Angst vor der Nacht befallen. Wieder ein Tag vorüber und wieder ein Stück näher zum Ende der Hoffnungsfrist. Sie war nie sehr laut gewesen. Nun sprach sie tagelang kein Wort.

Dann begann die Zeit der Hilfsexpeditionen zur Aufsuchung der Verunglückten. Jede Woche ein anderer Plan. Wenn Frau Gabriele von ihm hörte, so starrte sie kopfschüttelnd den weißen Fleck auf der Wandkarte an. Wie wollten sie in dieser unermeßlichen Wüste die Spur ihres Mannes entdecken?

Und das war auch die Zeit . . . Frau Gabriele fährt zusammen.

Die Wanduhr schlägt an: halb zwölf . . .

Da war jeden Tag ein Einbruch in ihre Einsamkeit. Ein Interviewer nach dem anderen. Nun kam die Zeit, sich mit der unglücklichen Witwe des kühnen Forschers zu beschäftigen. Und sie bohrten mit quälenden Fragen in ihrem Innern, daß sie nur ein seltsamer Weibesstolz, der in dieser Zeit in ihr gewachsen war, aufrechterhielt. Aber immer wieder von neuem dieselben Fragen und bedauernden Gesichter. Frau Gabriele ließ die Besucher abweisen. Aber die Hartnäckigen kamen alle Tage wieder: ob Frau Professor jetzt in der Lage sei . . .?

Sie sah ein, nur die Flucht konnte sie befreien. Sie mußte dieses Haus verlassen. Aber sie vermochte das nicht. Denn die verstaubten Karten und

dicken Bücher hielten sie zurück. Von denen konnte sie nicht los.

Ihre Phantasie war an ihnen gewachsen und fruchtbar geworden. Sie sah und hörte, was sie las. Sie hätte manchmal wie die Witwe Franklins sein wollen, stark, aufrecht und eisern. Sie raffte sich auf und entwarf Aufrufe zur Ausrüstung einer Rettungsexpedition. Dann zerriß sie das Papier und warf es in das Feuer. Ihre Müdigkeit, ihre Willenlosigkeit kam wieder über sie. Sie überließ sich wieder den Einflüssen der entsetzlichen Bücher und Karten, die sie haßte.

Und dann stieg es wieder in ihr auf: los . . . los von ihnen. Sie dachte an die schlaflosen Nächte, in denen sie . . .

Da war es wieder . . . das leise Tappen und Fauchen. Die Eisfüchse schlichen um das Haus. Sie suchten nach Abfällen von der Mahlzeit, nach Menschenleichen.

Vorsichtig ging Frau Gabriele in das Schlafzimmer und nahm den Revolver von der Wand über dem offenen Bett ihres Mannes.

Zitternd strichen ihre Finger über das weiße, kühle Linnen. Abend für Abend mußte Marie beide Betten bereiten. Dann schlich Gabriele ans Fenster und riß mit einem Ruck den hölzernen Fensterladen auf.

Nichts — eine klare, mondhelle Winternacht. Der Hofzaun warf seinen dicken, oben zackigen Schatten bis zur Hausmauer. Dann jenseits das weite, leicht wellige Schneefeld. Ein Fahrweg mitten durch beim Haus vorbei zur Stadt, die sich dort drüben schwarz aus der weißgrünen Fläche erhob.

Nichts — sie wußte es ja. Immer und immer wieder nichts. Die Hand mit dem Revolver sank ihr schwer gegen das Fensterbrett. Es war eine Sinnestäuschung gewesen. Sie war sich klar darüber; aber wenn es über sie kam, so war es doch immer ein unwiderstehlicher Zwang. Und noch etwas quälte sie, und sie fühlte, wie es immer näher kroch. Wenn sie in solchen Nächten am Fenster stand, dann wurde ihr die Schneefläche zur endlosen Wüste, und nackt und schreiend irrte ihre Seele in diesen Schrecknissen umher...

Aber endlich riß sie sich los und wendete sich dem Wohnzimmer zu. Das Lampenlicht wirkte wie Feuerschein nach dem Schimmern des Schnees.

Das Feuer, das Licht war die einzige Rettung vor den Finsternissen des Eises. Ihre Phantasien von dem großen Feuerberg des Nordpols kehrten zurück. Wie das wohl wäre, wenn man das im kleinen mit der Wandkarte versuchte? Vielleicht wäre das so eine Art von Suggestion, Bezwingung des Schicksals. Hatte sie nicht gestern davon gelesen? Mein Gott . . . wie sie der Kopf schmerzte! Sie konnte sich an nichts erinnern.

Es fiel ihr ein . . . heute war ein roter Tag. Wie Flammenzeichen standen die purpurroten Zahlen an der Wand. Gerade ihr gegenüber. Wie auffordernd . . . winkend . . . blutrot. Heute war ja Feiertag. Feiertag — Feuertag . . . Die Wortspielerei wollte ihr nicht aus dem Kopf. Immer wieder: Feuertag — Feiertag.

Sie trat in das Wohnzimmer und schaute verwundert um sich — sie hatte erwartet, es voll Flammen

und Rauch zu finden. Nichts . . . friedlich brannte die Lampe und bestrahlte die Blätter des dicken Buches.

Und dort — von der Wand herüber: Eins und Sieben . . . Siebzehn . . . brandrot . . . Flammenzeichen.

Der ganze Nordpol und sein ewiges Eis . . . ein brandendes . . . brodelndes . . . zischendes Feuermeer. Und die Flammen greifen um sich und erfassen die anderen Länder. Sibirien mit der grünen Grenze und Nordamerika mit dem roten Rand. Und dann die anderen Karten und die Bücher und die Holzgestelle und das ganze Haus . . .

Das . . . ganze . . . Haus . . . Und sie ist dann frei von diesen Karten und dicken Bänden. Und kein Interviewer kommt mehr zu ihr . . . ihr Mann ist tot, und das Haus ist tot, und die Zeitungen schreiben nichts mehr von ihm . . . und sie ist frei und kann wieder leben.

Sie ist ja so jung und soll dieses tote Haus da mit sich tragen! Diesen Steinhaufen, der auf ihr lastet wie eine Grabpyramide.

Ihre Augen flackern auf, und ein Glänzen aus dem Feuerherd ihres Innern ist in ihnen.

Ein Feuer . . . Feiertag . . . Feuertag. Wie liebkosend streicht sie über die Worte. Sie sieht eine Flamme, lang und spitz wie ein Zuckerhut. Aber ganz anders. Ein Zuckerhut ist weiß und tot. Aber eine Flamme lebt von innen heraus und ist rot und warm. Nein — so sieht kein Zuckerhut aus. Mit weichen, glatten, warmen Wänden. Es tut so wohl, wenn man darüberstreicht.

Sie will so eine Flamme haben. Womit macht man Flammen? Sie kann sich im Augenblick nicht besinnen. Ach ja . . . mein Gott . . . mit anderen Flammen. Man entzündet sie an anderen Flammen. Die zwei Flammen da drüben an der Wand will sie mitnehmen. Aber das kann man nur an Feiertagen machen. Nur an Feiertagen. Und heute . . . eben . . . Feiertag — Feuertag. Und dann Petroleum. Warum hat die Marie so schlechtes Petroleum?

Sie hat es ihr doch hundertmal gesagt, daß sie es nicht vom Vorstadtkrämer nehmen soll.

Wo ist denn die Flasche mit dem Petroleum? In der Vorratskammer. Gewiß in der Vorratskammer.

Aber Nordenskjölds Reisewerk läßt sie nicht hier. Alle Bücher müssen in die Flamme. Wenn die schöne, reine, rote Flamme nur von dem staubigen Zeug nicht schmutzig wird!

Und Frau Gabriele reißt das Blatt von dem Wandkalender ab. Vorsichtig, mit spitzen Fingern, damit sie sich nicht verbrennt und damit die Flammen auch nicht auslöschen.

Dann geht sie mit leichten Katzenschritten in den oberen Stock. Wie sie bei der Vorratskammer vorbeikommt, lächelt sie . . . Da drinnen steht die Petroleumflasche. Die Schlüssel . . . die hängen in der Küche. Dort schläft aber die Marie. Macht nichts . . . sie wird schon ganz leise sein. Ah . . . sie kann so leise sein. Schweben . . . wie jetzt. Aufwärts . . . so leicht.

Dann springt die Tür auf und knarrt in den Angeln. Gabriele stellt die Lampe auf den kleinen

Tisch vor der Wandkarte. Daneben legt sie das Buch und die Flammen vorsichtig darüber.

Dann schleicht sie im Dunkeln treppabwärts . . . lächelnd. Sie findet die Schlüssel, ohne daß Marie erwacht, und tappt nach der Petroleumflasche. Sie stößt nichts um und rührt an nichts, sie durchdringt die Finsternis. Nur die Einsiedegläser oben auf dem schwanken Brett klirren ein ganz klein wenig. Ein langer, schmaler Lichtstreif kommt ihr im Flur des ersten Stockwerkes entgegen . . . Sie lächelt wieder. Krampfhaft schließen sich ihre Finger um den Hals der Flasche. Ein starker Geruch verbreitet sich, der ihr wohltut.

Ihre Augen brennen, und sie reißt das Fenster auf. Die kalte Winterluft stürzt ins Zimmer. Aber sie fürchtet die Kälte nicht mehr, denn bald wird sie vor der Flamme weichen, vor der schönen, warmen, weichen Flamme.

Durch die weiße Winternacht kommen aus der Ferne, aus den Häusermassen der Stadt drei zitternde, fröstelnde Schläge:

Dreiviertel auf zwölf.

Frau Gabriele zählt und spricht vor sich hin: dreiviertel auf zwölf. Ist das nicht Wahnsinn, was sie da tun will? Sie ist nicht bei Sinnen. Ruhig, ruhig, ins Bett! drängt etwas in ihr. Aber sie will sich ja befreien von diesen Büchern und Instrumenten und Karten . . . und von diesem Haus . . .

Ah . . . ein furchtbarer, wilder Schrei . . . Und sie stürzt zum Tisch, schlägt mit einem Hieb der Flasche den Hals ab und gießt ihren ganzen Inhalt über die Wandkarte.

Ein dunkler Bach strömt über die Länder und Meere. Der weiße Fleck um den Nordpol verschwindet in der Flut. In perlenden, rieselnden Kaskaden flutet das Petroleum über das wunderbare Werk und bildet auf dem Boden funkelnde, schillernde Lachen. Die flüchtigen, explosiven Gase betäuben das lächelnde Weib.

Sie faßt den Kalenderzettel . . . die Flammen . . . und wirft sie mit schnellem Ruck in die Lachen auf den Boden. Das dünne Papier wird im Augenblick dunkel, und die Flammen bleiben tot.

Sie wartet . . . nichts!

Da erfaßt sie eine furchtbare Wut, und mit einem dumpfen Schrei schleudert sie die Lampe gegen die Wand.

Klirren und Krachen . . . und aus den Trümmern schießt eine dunkelblaue Flamme auf, läuft über die Wandkarte in die Höhe, klettert oben über die Tapeten und leckt mit ihren langen Zungen auf dem Boden hin.

Prasseln und Knistern . . . Die großen Rollen mit Karten platzen mit dumpfen Knallen, die Tapete reißt und löst sich in langen Fetzen von der Wand, die hoch aufflammen. Die Ränder der Karten an den Wänden ringsum biegen sich auf, knattern leise, werden braun und stimmen endlich in den brausenden, heulenden Feuerakkord ein.

Die Flamme . . . die Flamme . . . jauchzt das Weib und sieht, wie das Polareis glühend wird, und vergeht unter dem unwiderstehlichen Sturm der Flammen.

Dann schleudert sie das große Buch in das Feuer und stürzt davon. Sie will das von draußen sehen . . . von draußen . . . spüren, wie es warm wird . . .

Die alte Marie hat den furchtbaren Schrei gehört. Sie fährt in die Höhe . . . War das nicht die Frau? Was denn?

Was ist denn das da vor den Fenstern? Ein roter Schein? Morgen? Feuer?

Feuer?

Feuer!!

Sie springt zum Fenster.

Da draußen . . . eine Gestalt.

Die Frau . . . um Gottes willen!

Draußen tanzt das Weib auf dem knisternden Schnee und reißt sich die Kleider vom Leibe . . . es wird warm, so warm! Ein südlicher Himmel wächst über dem Haus . . . rot . . . immer röter.

Zwischen das Prasseln und Zischen hinein ist es ihr, als ob sie Glockenschläge hörte. In Unterbrechungen zwölf langsame, müde Schläge.

Und mit dem letzten Glockenschlage schießt eine Flamme aus den Fenstern.

Die Marie und der Thomas und die anderen stürzen aus dem Hause, notdürftig bekleidet . . .

Und von fern her ist ein Rasseln und Blasen, das immer näher kommt . . .

Und Frau Gabriele tanzt und lacht und reißt sich die Kleider vom Leib und ruft wirre Worte in den Lärm, die niemand versteht . . .





Maskenscherze.

Mitternacht war vorbei, und, alles Sträubens ungeachtet, zwangen wir unsere Damen mit zärtlicher Gewalt, sich zu demaskieren, während von nebenan der aufreizende Rhythmus eines Walzers durch die schweren, dunkelroten Portieren drang. Zu meinem Entzücken erkannte ich, daß ich die hübsche, blonde Alice, die sentimentale Liebhaberin unseres Stadttheaters, auf meinen Knien hielt, und daß also meine Ahnung das Geheimnis dieses roten Dominos richtig erraten hatte. Den Stadthaltereikonzipisten, den wir wegen seiner vornehmen Allüren „Baron" zu nennen liebten, war in Rolla, der naiven Kollegin Alicens, ein nicht minder hübscher Falter zugeflogen. Und der schweigsame Oberleutnant hatte sich eine blonde Sphinx erobert, deren Name uns ebenso unbekannt war, wie uns ihr Wesen mit seinem verruchten Parfüm von Verderbtheit und Grausamkeit bekannt schien.

„Sehen Sie, Fräulein Alice," sagte ich zu meiner Dame und goß ihr einige Tropfen Champagner in den Halsausschnitt des Ballkleides, „ich hätte meine Wette gegen den Baron gewonnen."

„Sie wollen es erraten haben, daß ich unter dem Domino stecke?“

„Ich wollte mich auf die Wette nicht einlassen, weil ich fürchtete, daß Sie sich mit ihm verschworen haben könnten,“ sagte der Baron.

„O bitte, Diskretion ist für Masken Ehrensache.“ Und Alice lachte mir so drollig gerade ins Gesicht, daß ich ihre ein wenig gepuderte Nase küssen mußte.

„Er behauptet nämlich,“ fuhr der Baron fort, der auf mich wegen einer erst kürzlich vorgefallenen Affäre nicht ganz gut zu sprechen war, „den großen Instinkt für Frauen zu haben.“

Nun lachte die blonde Sphinx des Oberleutnants, laut, ein wenig grell, mit dem Lachen Alices verglichen, wie ein Gong neben dem Geläut eines Spieles von Silberschellen: „Die Männer würden nicht von Instinkt sprechen, wenn sie wüßten, wie komisch das den Frauen klingen muß. Wir wissen, wie es darum bestellt ist. Ihr Instinkt, meine Herren, ist nur eine vom Größenwahn erfundene Lüge. Nichts ist leichter zu täuschen als dieser Instinkt, dem aller Zusammenhang mit der Natur abgeht.“

„O bitte,“ sagte ich, denn es verdroß mich, meinen Instinkt, dem ich soeben einen Sieg zu verdanken hatte, so herabsetzen zu hören, „diese Eigenschaft ist angeboren, wie jeder Instinkt, sie wird durch Übung entwickelt und gestärkt und geht durch Nichtgebrauch verloren. Meine Freunde werden mir bezeugen, daß ich die Übung für mich habe.“ Indem ich versuchte, im Gesicht Alices die Zustimmung zu meinen Worten zu finden, mußte ich bemerken, daß

ein ungewöhnlicher Ernst sie von mir zu entfernen schien.

„Nein, nein," sagte das blonde Mädchen, „alle Männer sind zu täuschen, selbst die Erfahrensten. Durch ein paar Lappen und ein paar Strümpfe, durch das da" . . . und sie raschelte ein wenig mit der gelben Seide ihres Rockes, zog ihn dann etwas empor und zeigte die kleinen weißen Ballschuhe und ein Stückchen der schwarzen, durchbrochenen Strümpfe, durch die ein rötliches Fleisch schimmerte, wie der Morgen durch die Netze der Nacht. „Die häßlichsten Frauen siegen über Ihre großartigen Instinkte, wenn sie sich gut anzuziehen wissen."

Der Baron brachte einiges über die Zuchtwahl vor, das er sich auf dem Umweg über mich angeeignet hatte, und behauptete nun, durch die Opposition widerwillig an meine Seite gedrängt, gleichfalls die Untrüglichkeit unserer Instinkte. Alice aber schlug sich zu unserer Gegnerin: „Ich muß dieser Zweiflerin beistimmen, und ich behaupte sogar, daß es jedem einigermaßen geschickten Mann gelingen wird, sein eigenes Geschlecht zu täuschen; ja, wenn er seiner Maske einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben versteht, die ganze Liebesraserei zu entfesseln, deren Entfachung sonst unser schönes Vorrecht ist."

„Ich habe etwas dergleichen in den Aufzeichnungen des Benvenuto Cellini gelesen," sagte der schweigsame Oberleutnant — dieser Oberleutnant las sonderbarerweise wirklich und war vielleicht darum zu schweigsam — „er führte einer lustigen Gesellschaft seinen jungen Diener als Frau verkleidet vor und hatte das Ver=

gnügen, daß sich alles in den Burschen verliebte. Freilich war dieser Junge auffallend hübsch und zart wie eine Frau."

Alice sah mit jenem Blick, den ich an ihr schon kannte, von uns fort und durch die Schleier der Gegenwart in eine lebendige Vergangenheit. „Aber es muß nicht einmal ein zarter und feiner Junge sein; jedem ihres Geschlechts, wenn er nicht gerade einem Athletenklub angehört oder Opernbassist ist, kann dasselbe gelingen. Ich will Ihnen eine kleine, recht sonderbare und blutige Geschichte erzählen, und wenn sie auch nicht gerade schmeichelhaft für uns Frauen ist, so ist sie doch wahr und überzeugend. Sie vermögen an ihr im Kerne die Richtigkeit unserer Behauptungen zu erkennen. Vielleicht gibt ihr das noch einen weiteren Vorzug, daß sie in meiner eigenen Vergangenheit spielt, und daß ich als Publikum bis zu gewissem Grade an ihr beteiligt war ... Sie wissen, daß meine Theaterlaufbahn recht tief unten begann, von der Pike sozusagen, wenn sich dies von einem so friedfertigen Beruf sagen läßt" — hier wechselte Alice mit Rolla einen Blick lächelnden Einverständnisses — „oder besser und unverblümter, von der Schmiere an. Mein zweites oder drittes Engagement brachte mich ein wenig höher, in eine ungarische Stadt, deren Theater wenigstens einen Direktor besaß, von dem man doch drei- oder viermal in der Saison die Gage erwarten konnte. Ich war gezwungen, mich nach einem einigermaßen soliden Verhältnis umzusehen, und fand es endlich mit dem Sohn eines Fabrikanten, der den Ruf eines Lebemannes mit meinen Toiletten und dem größten Teil

meines Unterhalts zu bezahlen geneigt war. Mit ihm saß ich die halben Nächte stumpfsinnig oder betrunken in dem einzigen Nachtkaffeehaus der Stadt. Und mit ihm besuchte ich auch den Maskenball, von dem ich jenes Erlebnis heimbringen sollte. Der Ball fand in dem großen Saal eines Hotels statt, der noch in seinen Winkeln Reste früherer Festlichkeiten bewahrt zu haben schien, denn hier war die einzige Gelegenheit zu jenen Nachahmungen hauptstädtischer Genüsse, in denen sich die Gesellschaft der Stadt von Zeit zu Zeit gefiel. In dem von drückenden Galerien umrahmten Saal, zwischen den mit grellen ungarischen Nationalfarben geschmückten Wänden, mischte sich alles, was in der Stadt und in ihrer Umgebung Anspruch auf elegante und auffallende Lebensführung machte, zu einem Taumel, dessen Glut und bacchantische Wildheit sich nur der vorstellen kann, der die gehetzte und unbesonnene Art der Ungarn kennt. Dieses durchaus unsympathische Volk, dessen Ritterlichkeit eine der vielen ethnographischen Phrasen ist, an die man in Deutschland blindlings glaubt, geriet mit dem Fortschreiten des Festes in eine Raserei der Sinne, so töricht wie nur der Ausbruch höchst gespannter animalischer Kräfte. Unter den vielen, die sich wie Besessene gebärdeten, fiel mir ein Mann mit einem großen, schon grau gesprenkelten Vollbart auf, über dem der traditionelle magyarische Schnurrbart horizontal wie die Arme einer im Gleichgewicht befindlichen Wage mit fein zugedrehten Spitzen wegstand. Er fiel mir in dem Haufen der toll gewordenen Männer durch seine unerschütterliche Ruhe und durch die vornehme

Art auf, in der er mit seiner Dame, einem großen, schwarzhaarigen Mädchen, verkehrte."

In diesem Augenblick sah ich — meiner alten Gewohnheit folgend, auf den Gesichtern der Zuhörer nach dem Eindruck des Erzählten zu suchen —, daß die blonde Sphinx unseres Oberleutnants mit einem ganz sonderbaren Ausdruck zuhörte. Ihr Gesicht trug die entlegensten Elemente verborgener Gemütsbewegungen zusammen und maskierte sie mit einem Lächeln. Sie sah in diesem Augenblick viel älter aus; als sie merkte, daß ich sie beobachtete, verlor sich dieser Ausdruck von Gespanntheit, von lauernden Raubtierinstinkten hinter vollkommener Gleichgültigkeit.

Alice fuhr fort, indem sie mit ihrer schmalen, roten Zunge nach Katzenart rasch über die Lippen leckte: „Mein Begleiter nannte mir auf meine Frage den Namen des Mannes und fügte hinzu, daß er ein steinreicher Gutsbesitzer aus der Umgebung sei, der durch seine Extravaganzen und seine sardanapalischen Liebesabenteuer in weitem Umkreis berüchtigt war. Sie, meine Freunde, wissen, daß uns Frauen nichts gefährlicher wird als ein Mann, der durch seine verruchten Liebesabenteuer in aller Leute Mund ist, und da mir zudem mein Begleiter nicht genug von dem Reichtum dieses Magnaten erzählen konnte, stiegen allerlei törichte Hoffnungen in mir auf — kurz, ich wußte es durchzusetzen, daß sich mein Freund dem Gutsbesitzer näherte, ihn mir vorstellte, und wir uns vereinigten, um dieses Fest gemeinsam zu verbringen. Ich machte mich sofort daran, den Mann für mich zu gewinnen, und wandte alle meine Künste an. Aber

ich mußte bemerken, daß er allzu sehr an seiner schwarzhaarigen Freundin hing und von ihr mit solchen Kräften gebannt wurde, daß er für mich nicht mehr als die landläufige Galanterie übrig hatte. Meine Anstrengungen blieben umsonst, und da es die Maske verhinderte, die pikanten Reize meines Gesichts — nicht wahr, meine Freunde! — zu Hilfe zu nehmen, mußte ich den Rest meiner Hoffnungen auf die Zeit nach Mitternacht verschieben. Wir hatten gerade wieder einmal das Gewühl durchtanzt und saßen, von der Anstrengung dieses Vergnügens erschöpft, zu Viert in einer der rotgepolsterten Nischen, als vor uns, in dem Getümmel der Masken, eine neue Erscheinung auftauchte. Es war eine als Pariser Chanteuse verkleidete Maske, eine Gestalt, die ihren robusten Bau mit einem solchen Aufwand von Seide und Spitzen zur Eleganz verfeinert hatte, daß sie durch dieses Raffinement unter dem Schwarm der von der Leihanstalt zurechtgemachten Kolleginnen auffiel. Die Aufmerksamkeit eines Teils der erhitzten Männer hatte sich ihr sofort zugewandt und ließ sie ihr durch das Gewühl nachfolgen. Bald war sie von einem ganzen Kreis von Bewunderern umgeben, bald schlug sie sich wieder mit Energie und Geschicklichkeit durch. Sie tauchte auf und verschwand, und plötzlich kam sie aus dem dichtesten Gedränge geradewegs auf unsere Nische zu, setzte sich neben meinen Nachbarn hin und bat ihn mit einer merkwürdig tiefen und klangvollen Stimme, sie von den allzu Zudringlichen zu befreien. Der Magnat erhob sich augenblicks in seiner ganzen imposanten Ruhe und Größe und scheuchte den Schwarm

der Nachdrängenden zurück. Von seiner gebieterischen Handbewegung eingeschüchtert, verzogen sich die Begehrlichen, knurrend und mit hassenden Blicken, wie bissige Hunde, denen die Peitsche droht. Die Chanteuse verließ uns nicht mehr, als ob sie froh wäre, bei uns einen Schutz gegen die stürmischen Leidenschaften gefunden zu haben, und kehrte ihre ganze Liebenswürdigkeit, eine seltsame, spöttische und ein wenig brutale Liebenswürdigkeit ihrem Retter zu. Ich sah zu meinem Erstaunen, wie der würdige Magnat, der so ganz im Bann seiner Freundin schien, sich an diesem Weib erhitzte, wie er seine Begleiterin zu vernachlässigen begann und sich ausschließlich mit dem Schützling unterhielt, der ihm bald zutraulich immer näher rückte. Die beiden verließen uns und rasten in wilden Tänzen durch den Saal, unermüdlich, wie zwei Liebende, die sich nach langer Zeit wieder gefunden haben. Er umgab sie mit tausend erfindungsreichen Galanterien, ließ sie nicht einen Augenblick aus den Augen, und, wenn sie aus dem Saal ging, begleitete er sie und brachte sie wieder zurück, immer in Bereitschaft, die in einiger Entfernung lauernde Verehrerschar wegzujagen. Je ungezogener und spöttischer sie sich benahm, desto heißer wurde er, und desto mehr schien er seine Freundin zu vergessen. Irgend etwas warnte mich vor diesem Wirbel von Leidenschaften. In dem Saal, der die Menschen aneinanderpreßte und sie wie in einem Kessel zum Sieden brachte, bereitete sich etwas vor; meinem durch das Benehmen dieser Chanteuse erwachten Instinkt — denn wir, wir Frauen, haben Instinkte — gesellte sich die gespannteste Aufmerksam-

keit. Diese Knöchel, diese Hüften, dieser Nacken hatten so gar nichts Weibliches an sich, die Spitzenärmel bedeckten eine ausgebildete Muskulatur nur zur Not, die rotblonden Haare unter dem großen Bänderhut schienen lose wie eine Perücke zu sitzen; ich brauchte nur die Freundin des Magnaten anzusehen, um zu wissen, daß sie ebenso wie ich davon überzeugt war, daß diese Fremde ein verkleideter Mann sei. Während ich jedoch die Komik der Situation mit einer ganz deutlichen Genugtuung genoß, sah ich das Mädchen von den Flammen einer qualvollen Beschämung durchrast. Ich konnte noch lachen, als auch mein Begleiter Feuer fing und sich zu der immer wieder zurückgedrängten Schar von Bewunderern gesellte; aber als ich sah, zu welcher Glut des Hasses sich die Beschämung meiner Nachbarin umwandelte, begann ich einen Ausbruch der unbändigen Triebe dieser so unmittelbar empfindenden Menschen zu befürchten. Die Begierden und Leidenschaften lagen gleichsam nackt zutage und zeigten sich in ihrer ganzen schillernden und gefährlichen Pracht. Es war ein beängstigendes Schauspiel, den würdigen Magnaten zu sehen, wie er sich um die falsche Chanteuse bewarb, und wie er sich in nichts mehr von den anderen Männern unterschied. Plötzlich fühlte ich dicht an meinem Ohr den Atem seiner Freundin, so heiß, daß ich zurückfuhr: „O, ich werde mich rächen,“ zischte sie, „ich werde mich rächen.“ Als die große Uhr im Saal ihre Zeiger übereinanderschob und die Masken herabgerissen wurden, suchten wir ein kleines Nebenzimmer auf, in dem wir bei einigen Flaschen Wein unsere Enthüllung feiern wollten. Hier war durch die

Fürsorge des Magnaten eine reiche und prächtige Tafel bereitet, und der Stuhl, auf den er seine neue Freundin niederzwang, war wie ein Thron mit Blumen geschmückt. In seiner Raserei trank der Magnat so rasch, daß ich immer ängstlicher um den Ausgang besorgt wurde. Die Chanteuse weigerte sich noch immer, ihre Maske herabzunehmen, als wir beide uns schon längst demaskiert hatten und stachelte die Leidenschaft des Barons zu einem Grade an, der seinen Leib, wie hochgespannter Dampf die Kesselwände, zittern machte. Nach dem ersten Gang erhob er sich mit dem gefüllten Glase und rief uns zu: „Meine Damen und Herren, ich kann es nicht länger verantworten, meine liebe Freundin hier unter uns hinter einer neidischen Larve sitzen zu lassen, und auf die Gefahr hin, mir ihre Gunst auf eine Viertelstunde zu verscherzen, wage ich es, die Wolke, die ihre Schönheit verhüllt, zu zerreißen.“ Er ließ sein volles Glas plötzlich zu Boden klirren, fiel die Chanteuse wütend an und zerrte ihr die Maske herab. Wir sahen in ein hübsches, verlebtes Männergesicht mit einem kleinen, schwarzen Schnurrbart und hörten, wie er in einem lang verhaltenen Lachen schallend losbrach. Da aber schrie ich auf, denn ich sah, mich von ihm zu dem verhöhnten Verehrer wendend, die furchtbarste Veränderung eines Ausdrucks, die keine noch so groteske Phantasie nachschaffen kann. Der Magnat wurde ganz weiß wie das Tischtuch, dann schienen ihm die Augen aus den Höhlen treten zu wollen; seine Hände fuhren wie im Krampf planlos in der Luft herum, und plötzlich — ehe jemand den Sinn der Bewegung erfaßt hatte — ergriff er ein

spitzes Messer, das neben seinem Teller lag und stieß es, oberhalb des Miederrandes, in die Brust des Mannes. Ein schrecklicher Tumult entstand, die Kellner liefen herbei, man versuchte zu retten, ich muß furchtbar geschrien haben, denn irgend jemand wies mich barsch zur Ruhe. Da wollte ich zu der Freundin des Mörders flüchten, aber ich fand sie nicht, sie war im Getümmel verschwunden. Inzwischen war alles vorbei. Der junge Mann, um dessen entblößten Leib die Chanteusen-kleider in Fetzen hingen, lag auf dem roten Plüsch des Sofas und war tot. Ich hörte, wie mein Be-gleiter dem Mörder zurief: „Fliehen Sie, fliehen Sie rasch, ich will Ihre Angelegenheiten ordnen.“ Aber in dem Augenblick, in dem sich der Baron zur Flucht wandte, traten zwei Polizeibeamte unter die Portieren des Zimmers und nahmen ihn fest. Er hat Zeit be-kommen, über den Instinkt der Männer nachzudenken. Meine Geschichte ist zu Ende.“

Wir schwiegen alle und sahen Alice an, die ihr Glas langsam austrank. „Hören Sie,“ fragte der Baron, „und wer war der Ermordete?“

„Der Sohn des Gutsnachbarn seines Mörders. Er war in Paris gewesen und hatte sich eine Pariserin als Geliebte mitgenommen; ihre Kleider hatten ihm den Tod gebracht.“

„Aber die Freundin des Magnaten,“ fragte die sanfte Rolla, und es war deutlich zu sehen, wie an-genehm ihr das Gruseln war, „sie ist um ihre Rache gekommen?“

„O nein,“ sagte die blonde Sphinx, indem sie ihren Arm von dem Nacken des Oberleutnants löste,

„sie hat ihre Rache gehabt. Denn während die anderen jammerten und hin und her liefen, hat sie die Polizei geholt.“

Alice sah von ihrem Glase auf: „Sie? .. Sie! .. wahrhaftig, Sie sind es. Ja — Sie sind es. Aber, hören Sie, damals waren Sie doch schwarz.“

„Mag sein! Aber wenn ich nicht irre, waren auch Sie damals auf jenem Ball eine Zigeunerin mit offenem schwarzen Haar.“

„Mein Gott! Die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns mit ihnen,“ sagte Alice, und mit einigen philosophischen Bemerkungen über die Mode glitt sie geschickt zu einem anderen Thema hinüber.





Der Triumph der Mechanik.

Die Spielzeugindustrie der Stadt hatte in den letzten Jahren einen gewaltigen Aufschwung genommen. Alle Kulturstaaten verlangten nach den so farbenbunten und exakt arbeitenden mechanischen Spielwaren, den trommelschlagenden Hanswürsten, den unermüdlichen Fechtern, den rasend gewordenen Automobilen und den trotzigen, mit wirklichen Dampfmaschinen ausgestatteten Kriegsschiffen. Und selbst den unkultivierten Staaten, deren Bedürfnisse weniger dringend waren, wurden die Spielwaren mit Nachdruck zugeführt. In den Hinterwäldern der Kolonien und in den Wüsten Afrikas fand man oft Negerjungen mit den Trümmern eines dieser vorzüglichen Fabrikate. Ein bekannter Forscher behauptete sogar, in der Wildnis am Malagarassi durch einen ganz absonderlichen Affen getäuscht worden zu sein, der, in den Zweigen einer Borassuspalme sitzend, schon die Entdeckung einer neuen Spezies zu verheißen schien, bis die Auffindung der heimatlichen Fabrikmarke (D. R. P. Nr. 105 307) alle Hoffnungen vereitelte. Aber die unabhängige Presse wies bald genug diese Geschichte unter die bei Afrikaforschern unerläßlichen Rubrik der phantastischen Exkurse

und verurteilte sie als einen neuen Schachzug der verabscheuenswürdigen Kolonialpolitik.

Am begehrtesten aber waren die automatischen Kaninchen der Firma Stricker & Vorderteil. Diese Tierchen, die der Natur nichts nachgaben, konnten wie ihre lebendigen Vorbilder hüpfen und liefen, wenn die Feder angezogen wurde, fünf- bis sechsmal im Kreis. Ein mechanisches Universalgenie, ein Amerikaner natürlich, dem seine Empfindungen wie vom Himmel zu fallen schienen, hatte die armseligen, leblosen Tiere im Dienst der Fabrik so verbessert. Aber gerade als die Firma auf dem Höhepunkt ihrer Leistungen und ihres Ruhms angelangt schien, folgte der Sturz. Mit der Unverschämtheit des sich unentbehrlich Glaubenden verlangte Mister Hopkins eines Tags die Verdoppelung seines bisherigen Gehalts, die Verkürzung der Arbeitszeit auf die Hälfte, die Einrichtung einer eigenen Versuchswerkstätte und die Erbauung einer Villa als Sommersitz vor der Stadt. Herr Stricker zeigte sich geneigt, nachzugeben. Aber Herr Vorderteil widersprach auf das heftigste: „Man darf das schon aus Prinzip nicht tun. In einem halben Jahre hätte Hopkins neue Schmerzen.“ Das sah Herr Stricker auch ein.

Der Amerikaner nahm den Entschluß der Chefs lächelnd hin und erwiderte ihn durch seine Kündigung. Ein wenig Bestürzung und Verdruß wurde bald durch die Erwägung überwunden, daß man doch die wichtigsten Fabrikationsgeheimnisse kannte, und daß also eine Störung des Betriebs nicht zu befürchten war.

„Wie aber,“ sagte der zaghafte Herr Stricker, „wenn jetzt Hopkins selbst eine Konkurrenzfabrik aufmacht?“

„Lassen Sie mich dafür sorgen," beruhigte ihn Herr Vorderteil, der auf irgendeinem unterirdischen Weg mit dem Bürgermeister der Stadt verbunden war, „daß er für so was nicht die Konzession erhält."

Inzwischen versah Mister Hopkins seinen Dienst wie bisher, bereicherte die Erzeugnisse der Fabrik durch einige kleine Verbesserungen, als ob er für immer im Dienst von Stricker & Vorderteil zu bleiben beabsichtigte, und als ob er seine Erfindungen nur so aus dem Ärmel zu schütteln brauchte. Gerade in diesen letzten Wochen gingen ungeheure Bestellungen von Kaninchen ein, und die Fabrik sah sich genötigt, ihren Betrieb zu vergrößern, um alle diese Legionen von Tierchen zu erzeugen. Lächelnd wie immer nahm Hopkins am Ende seiner vertragsmäßigen Kündigungsfrist Abstand, zog seinen tadellosen Zylinder tief vor den bisherigen Chefs und ging davon, indem er sich in einer fast beunruhigenden Weise über seine weiteren Absichten ausschwieg.

Was Herr Stricker angstvoll geahnt hatte, sollte sich bald als richtig erweisen. Auf seinen unterirdischen Wegen bekam Herr Vorderteil aus der Bürgermeisterkanzlei die Nachricht, daß Mister Hopkins einen Bauplatz gekauft habe und um die Erlaubnis zur Erbauung einer Fabrik eingeschritten sei.

„Denken Sie," schrie er seinen Kompagnon an, „denken Sie, was er machen will." „Keine Ahnung," sagte Herr Stricker, und er hatte diesmal wirklich keine Ahnung.

„Spielwaren aus gefärbtem Luftglas will er machen. Gefärbtes Luftglas, haben Sie schon so etwas gehört?"

Herr Stricker hatte so etwas noch nicht gehört, aber er traute Hopkins alles zu, auch gefärbtes Luftglas, und darum erblaßte er, schüttelte den Kopf, zuckte die Achseln und wurde um drei Zentimeter kleiner.

„Gefärbtes Luftglas. So ein Unsinn.“

„Beruhigen Sie sich. Vielleicht ist es ein Druckfehler, und Hopkins meint Luftgas. Davon habe ich schon gehört.“

Aber Herr Vorderteil schlug auf den Tisch, daß der große Shannonregistrator über seinem Kopf zu schwanken begann, und schrie: „Wir brauchen unsere ganze Besonnenheit, machen Sie keine Witze am Rand des Abgrunds. Wenn Hopkins Luftglas sagt, so meint er auch Luftglas, und wie ich höre, hat er auch einen kurzen Abriß seines Betriebsplans gegeben, aus dem so viel zu verstehen ist, daß er eine Methode erfunden hat, die Luft so fest zu machen, daß sie auch höhere Temperaturen verträgt und alle Eigenschaften des Glases zeigt, ohne zerbrechlich zu sein.“

„Das wäre ja eine Umwälzung der gesamten Industrie, und es ist liebenswürdig genug, daß er sich vorläufig noch auf Spielwaren beschränkt.“

„Sehr liebenswürdig, freilich. Aber denken Sie nur, wenn die Kinder jetzt Würfel, Kegel, Hampelmänner und Lokomotiven aus farbigem Glas bekommen, das unzerbrechlich und daher ungefährlich ist. Vielleicht macht er auch automatische Kaninchen. O!“ Und Herr Vorderteil lehnte sich so heftig zurück, daß ihm der Shannonregistrator nun doch auf den Kopf fiel. Während die Papiere noch um ihn flatterten, sprang er auf: „Aber das darf nicht sein, und wenn

Sie, Herr Stricker, in Ihrer unbegreiflichen Indolenz verharren, so danke ich Gott, daß ich Beziehungen habe, mit deren Hilfe ich seinen Plan vereiteln kann."

Auf den unterirdischen Wegen zwischen dem Bürgermeister und Herrn Vorderteil gab es in den nächsten Wochen viel Verkehr, und die „Beziehungen" bewährten sich in einer beharrlichen Abweisung aller Eingaben, Rekurse und Beschwerden des Mister Hopkins, so daß Herr Stricker unter den steten Triumphen seines Kompagnons täglich um etwa zwei Zentimeter kleiner zu werden gezwungen war.

Als die siebzehnte Eingabe des Mister Hopkins abschlägig beschieden worden war, entstand eines Tags vor der Tür des Bürgermeisteramts ein sonderbares Getöse, und der Amerikaner betrat, von zwei ungeheuren Doggen gefolgt, das von Aktenschränken, allerlei pietätvoll bewahrtem Gerümpel und Bauplanrollen verengte Vorzimmer. Die Kanzlisten und Schreiber sprangen sofort in Nebenräume, deren Türen unter dem Druck der gegen sie gestemmten Körper zu ächzen begannen. Hopkins konnte mit seinen beiden Ungeheuern, deren Köpfe fast bis zu seinen Schultern ragten, ungehindert das Zimmer des Bürgermeisters betreten. Während er mit abgezogenem Zylinder vor dem Bürgermeister stand und die Doggen nach unverfälschter Hundeart an den Schränken zu schnuppern begannen, den Waschkrug umstießen und die Abdrücke ihrer Pfoten unbekümmert in das Muster des Teppichs setzten, rang der Bürgermeister nach Worten.

„Wissen Sie nicht," schrie er endlich, „daß Hunde draußen zu lassen sind?"

„O, jawohl,“ sagte Hopkins und lächelte, „Hunde sind draußen zu lassen.“

„Wie können Sie sich also unterstehen, Ihre Köter mit hereinzubringen?“

„Das da, das sind überhaupt keine Hunde.“

„So, was denn?“

„Maschinen, Herr Bürgermeister,“ und Hopkins rief einen der Hunde zu sich, schraubte ihm den Kopf ab, daß man das Räderwerk im Innern sehen konnte, erklärte dann den Mechanismus der Laufbewegungen, des Schnupperns und den besonders sinnreichen Apparat des Schweifwedelns.

„Wozu zeigen Sie mir das?“ rief der Bürgermeister fast flehend, als die Räder, Pendel, Federn und elektrischen Batterien kein Ende nehmen wollten. Mister Hopkins setzte seine Hunde außer Tätigkeit und antwortete mit einer Frage: „Warum wollen Sie mir nicht gestatten, meine Fabrik zu bauen?“

„Da müssen Sie das Stadtbauamt fragen, welche Bauvorschriften dagegen sind.“

„Beim Stadtbauamt war ich schon. Dort hat man mich zum Polizeiamt geschickt.“

„Nun und?“

„Dort hat man mich zum Stadtphysikat geschickt.“

„Nun und?“

„Dort wollte man mich wieder zum Bauamt schicken. Aber ich zog es vor, gleich zu Ihnen selbst zu gehen.“

Der Bürgermeister sah sich von seinen Hilfstruppen verlassen und ergab sich darin, selbst zu antworten: „Nun gut,“ sagte er, „man hat Sie ab-

gewiesen, weil die gesetzlichen Bedingungen nicht vorhanden sind."

„Sie sind vorhanden, und wenn Sie es mir nicht glauben wollen, so werde ich Sie zur Anerkennung zu zwingen wissen."

Unter den leblosen, unbewegten Augen der beiden Doggen, die ebenso gefährlich zu drohen schienen wie die ihres Herrn, wagte der Bürgermeister weder ohne Angabe von Gründen aufzubrausen, noch mit Gründen zu widersprechen. (Diese drei Körper, die ihn in ein magisches Dreieck einschlossen, waren wie die Behälter aufgespeicherter Kräfte, die nur auf die Auslösung des Mechanismus warteten.) Ziemlich kleinlaut brachte er seine Frage vor: „Nun . . . und . . . was wollen Sie denn tun?"

„O, ich habe die Auswahl unter einigen hundert Mitteln. Sagen wir zum Beispiel . . . die Kaninchen."

„Ka . . . Kaninchen?"

„Ja . . . ich lasse eine Milliarde automatischer Kaninchen über die Stadt aus."

Nun konnte sich der Bürgermeister durch ein herzliches Lachen befreien: „Eine Milliarde automatischer . . . ha . . . ha."

„Sie haben offenbar keinen Begriff von einer Milliarde und noch weniger von der Vervollkommnung der Mechanik und von der Wirkung lebloser Gegenstände, denen Bewegung gegeben ist."

Aber der Bürgermeister konnte sich vor Lachen nicht fassen und wiederholte immer nur: „Auto — automatische Kaninchen."

„Sie lassen es also darauf ankommen?"

„Jawohl, jawohl . . .!“

„Gut,“ sagte Mister Hopkins, schwenkte seinen tadellosen Zylinder zum Abschied, drückte auf den Auslösehebel des Bewegungsmechanismus seiner Hunde und schritt, von ihnen gefolgt, freundlich lächelnd zur Tür hinaus.

Der Bürgermeister konnte sich noch zwei Stunden lang nicht erholen, und erst als alle Vorstände sämtlicher Abteilungen in seinem Bureau pflichtschuldigst ihren Lachkrampfanfall überstanden hatten, begab er sich, von seiner ungewohnten Tätigkeit erschöpft, schmunzelnd nach Hause, um auch seiner Frau diesen köstlichen Spaß zu erzählen. Vor seinem Hause sah er, im Winkel neben der Tür, schüchtern an die Mauer gepreßt, armselig und mit ruppigem Fell ein allerliebstes weißes Kaninchen von jener Art, die als Erzeugnis der Firma Stricker & Vorderteil wohl bekannt war. Er streckte, von dem Gedanken belustigt, daß ihm Hopkins nun gleich ein Kaninchen vor seine Tür gesetzt hatte, die Hand nach dem kleinen Tier aus, aber das Kaninchen begann zu hüpfen und entzog sich ihm durch eine ziemlich rasche Flucht. Mit Befriedigung sah er, als er noch mit dem Gedanken umging, ihm nachzulaufen, daß es weiter unten von einigen Gassenjungen eingefangen wurde.

Der Frau Bürgermeisterin machte der Bericht ihres Mannes ungemeines Vergnügen, und ihre Sparsamkeit sah sofort in der angedrohten Überschwemmung eine willkommene Versorgung mit billigem Kinderspielzeug. Als die kleine Hedwig mit einem weißen Kaninchen hereinkam, das sie draußen auf der

Bodenstiege gefunden hatte, lachte sie herzlich und hörte nicht auf zu lachen, als auch Richard ein Kaninchen brachte, das unter dem Küchentisch gesessen hatte, und als Fritz und Anna mit je einem aus dem Dunkel der Kellerräume hervorgeholten Karnickel anrückten. Die sinnlos durcheinanderhüpfenden Tiere mit den stumpfen Glasaugen wurden in einen Winkel gesteckt, aus dem sie jedoch unter dem Hallo der Kinder immer wieder ausbrachen. Als aber die Köchin mit blassem Gesicht berichtete, daß ein Kaninchen blindlings in einen großen Topf mit Marmelade gesprungen sei, gewann die Aufregung der Hausfrau über das Lachen der Mutter den Sieg. Im Lauf des Nachmittags vermehrten sich die Kaninchen auf peinliche Weise, sie schienen in allen Ecken zu lauern, aus den Ritzen des Bodens herauszuwachsen, saßen auf allen Gesimsen und Borden, hüpften überall blind herum, bis das Lachen aufhörte und ein etwas ärgerliches Brummen an seine Stelle trat. Der Bürgermeister entlief seiner Plage und suchte durch eine mit hüpfenden weißen Tupfen gesprenkelte Dämmerung seinen Leseklub auf. Aber seine Klubgenossen waren ebenso ratlos wie er und saßen in dem Allerheiligsten des Stillschweigens zu einem Palaver versammelt, während eine stetig wachsende Anzahl von Kaninchen, die auf irgendeine geheimnisvolle Art eingedrungen war, ihre Denkfunktionen störte. Josef, der Klubdiener, fegte die Tiere von Zeit zu Zeit mit einem Besen aus dem Zimmer, aber einen Augenblick später schienen sie wieder aus allen Fugen hervorzuquellen, um blind und planlos mit glotzenden roten Glasaugen durch=

einander zu hüpfen. Plötzlich waren einige auf dem Lesetisch und brachten die geheiligte Ordnung der Zeitungen auseinander. Die Herren sahen einander an, bedrohten sich mit zornigen Blicken, außer sich vor Nervosität über diese Störungen, und gingen endlich davon, als sie sich überzeugt hatten, daß Josef mit dem Besen machtlos sei, und daß ihr Palaver keinen Erfolg haben werde.

Abends fühlte der Bürgermeister unter dem Leintuch seines Bettes einen harten Gegenstand, und als er ahnungsvoll nachsuchte, zog er ein blödsinnig aus Glasaugen glotzendes Kaninchen hervor. Mit einem Fluch warf er es zu Boden, aber das Tier gab nur einen quiekenden Ton von sich wie ein hart angestoßenes Instrument und hüpfte weiter. Dieser Beweis von Solidität brachte den Bürgermeister außer sich und reichte mit seinen Wirkungen noch in die von Kaninchen wimmelnden Träume. Um ein mit Riesenlettern bis zum Himmel ragendes Wort, das furchtbare Wort „unzerbrechlich", hüpften unabsehbare Scharen von Kaninchen, kletterten mit märchenhaft gesteigerten Fähigkeiten wie Katzen an den Buchstaben auf und ab und glotzten mit leblosen roten Glasaugen alle nach einem Punkt, auf dem der Bürgermeister sich selbst im Bett liegend und von einem schweren Traum festgehalten fühlte.

Als er sich den Schweiß dieser bösen Nacht abwaschen wollte, sah er die Marmorplatte seines Waschtisches mit weißen Kaninchen bedeckt, und eins der Tiere lag trübselig mit ruppigem Fell auf dem Grund des Waschwassers. Mit einer köstlich genußvollen

Schadenfreude schleuderte er das Tier zu Boden und wollte schon freudig seine Vernichtung feststellen, als es sich langsam aufrichtete und mit unverminderter Munterkeit zu hüpfen begann.

Auf der Straße stolperte jeder Schritt über eins der kleinen Ungeheuer, die alle grausamen Quälereien der Straßenjungen, alle Fußtritte, selbst die Zermalmung durch die schwersten Lastwagen mit unbegreiflicher Zähigkeit überstanden. Kaninchen saßen auf den Treppen des Rathauses, Kaninchen begegneten ihm auf den Gängen, Kaninchen guckten stumpfsinnig von den höchsten Aktenschränken herab. Der Bürgermeister schritt durch sein verstörtes, von Kaninchen bedrängtes Kanzleipersonal und betrat mit allem Aufwand von Heroismus sein Bureau. Auf dem großen Schreibtisch saßen dreizehn Kaninchen und hüpften nach allen Richtungen durcheinander, daß die in genialischer Verwirrung ausgebreiteten Papiere unter ihren rastlosen Hinterbeinen raschelten.

Vor diesem Schauspiel sank der Bürgermeister auf seinen bequemen Stuhl und wünschte alle Wonnen der Vernichtung herbei. Er erwachte aus seiner Versunkenheit mit einem Schrei, als seine müde herabgleitenden Hände auf seinem Schoß das weiche Fell eines Kaninchens berührten. Nun schien es ihm, daß die Tiere um ihr kleines, lebloses Maul einen Zug hatten, der fast ein Lächeln hätte heißen können. Es war das starre Lächeln lebloser Dinge, aber in dieser schrecklichen Vervielfältigung schien es sich zu steigern und Bedeutung zu gewinnen, und endlich glaubte er das Lächeln des Mister Hopkins von den kleinen,

fürchterlichen Bestien hunderttausendfach wiederholt zu sehen.

Mit einem gewaltigen Aufgebot seiner Kraft rief er Herrn Vorderteil zu sich. Die beiden saßen einander eine Zeitlang verstört gegenüber, bis sich der Bürgermeister seiner Würde entsann.

„Dieser Mister Hopkins . . .“ sagte er.

„Jawohl, dieser Mister Hopkins . . .“ sagte Herr Vorderteil.

„Eine Milliarde automatischer Kaninchen . . .“

„Unzerbrechlich . . . unzerbrechlich . . .“ bestätigte Herr Vorderteil.

„Furchtbar . . . eine Milliarde auto . . .“ Der Bürgermeister mußte ein Kaninchen abwehren, das plötzlich auf seiner Schulter saß und durchaus seinen Kopf besteigen wollte. „Ihr verfluchtes Fabrikat . . .“ schrie er zornig und wollte vor Wut anfangen zu weinen.

„Jawohl . . . jawohl . . . Aber ich verstehe nicht . . .“

„Was verstehen Sie nicht?“

„So viel Kaninchen hat die Fabrik während ihres ganzen Bestandes noch nicht erzeugt.“

„Woher kommen die Tiere dann?“

Herr Vorderteil konnte nicht antworten, denn er war von einem Strom roter Tinte überflutet, der aus einem eben von einem Kaninchen umgestoßenen Tintenfaß kam. Die schöne, neue, schwarze Hose war unrettbar verloren. Und der Bürgermeister lachte dazu, krampfhaft, fast heulend, bis sich Herr Vorderteil so weit erholt hatte, daß er antworten konnte: „Ich

glaube, daß dieser Hopkins selbst alle letzten großen Bestellungen aufgekauft hat. Dieser Mensch ist ein Teufel . . . und daß er nun alles gegen uns losläßt. Aber . . .“ und er neigte sich trotz des zwischen ihnen noch immer rieselnden roten Stroms zum Bürgermeister . . . „ich glaube noch etwas anderes . . . Entsetzlicheres.“

„Was denn?“ Dem Stadtoberhaupt sträubte sich der schmale Haarkranz im Nacken empor.

„Haben Sie noch nicht bemerkt, Herr Bürgermeister, daß zwei Arten, gewissermaßen zwei Generationen von Kaninchen in Tätigkeit sind?“

Wahrhaftig! Wahrhaftig! Unter den dreiundzwanzig Kaninchen, die auf dem Schreibtisch des Bürgermeisters wimmelten, waren einige, die kleiner, zarter und jünger schienen als die anderen, deren Fell weicher und geschmeidiger aussah, und die sich noch mit einer gewissen jugendlichen Unbeholfenheit bewegten. Sonst trugen sie alle Merkmale, die dieses Heer von kleinen Ungeheuern verbanden, die roten, glotzenden Glasaugen, die bei allen Sprüngen leblos im Kopf standen, und die kleinen, gemalten Schnauzen mit den Spuren eines gräßlichen Lächelns.

„Sehen Sie, und das ist eben das Allerschrecklichste. Denn ich muß Ihnen sagen, daß Mister Hopkins, als er noch bei uns war, einiges von einer umwälzenden Entdeckung sprach, von einer Vermehrung der mechanischen Kaninchen auf ungeschlechtlichem Wege. Wir lachten ihn damals aus. Aber nun hat er seine Entdeckung doch gemacht und dazu verwertet . . . offenbar, ganz offenbar . . . um uns zu terrorisieren.

Seine Kaninchen sind wunderbare Abbilder des Lebens, sie gebären, und heute abend werden wir die dritte, morgen früh die fünfte Generation haben, und übermorgen steuern wir in die zweite Milliarde hinein."

Diese Unterredung fand einen überraschenden und sehr schnellen Abschluß, von dem an man den Abbruch der unterirdischen Beziehungen zwischen dem Bürgermeister und Herrn Vorderteil zu rechnen pflegt. Von einem ganz natürlichen Bestreben geleitet, seinen Verstand zu bewahren, und vielleicht auch von einer augenblicklichen Verwirrung, einem Fieber des Hasses und der Verzweiflung gefaßt, packte der Bürgermeister den Anstifter dieser Plage, drehte ihn einigemal um seine Achse und warf ihn endlich zur Tür hinaus.

Aber mit dieser Gewalttat war keine Hilfe gegen die Kaninchen geschaffen. Die Stadt hatte zum Auftauchen der Kaninchen gelächelt, dann war ein Gemurmel des Zorns durch sie hindurchgegangen, dem Zorn folgte Bestürzung, der Bestürzung Verzweiflung. Und nun hatten sich Grauen und Ekel festgesetzt. Man konnte sich nicht zu Tisch setzen, ohne daß diese weißen Bestien zwischen den Schüsseln blind hindurchhüpften, und wenn jemand in einem Ausbruch von Raserei die Tiere zu Boden warf, mußte er sich immer nur von ihrer Unzerbrechlichkeit überzeugen. Sie wichen nur der Holzhacke oder dem Feuer, und mit Bewilligung des Magistrats wurden in allen Gassen und auf allen Plätzen Holzstöße errichtet und entzündet, denen man in Eimern, Schürzen und Butten Kaninchen zutrug. Aber trotz dieser Maßregeln nahm die Zahl der Kaninchen stündlich zu, und endlich gab man, vom

Ekel überwältigt, den Kampf auf. Die Feuer brannten nieder und verpesteten mit dem Gestank versengter Haare die Luft. Die Kaninchen zerstörten unbehindert das Geschäftsleben, den Verkehr, wimmelten durch alle Funktionen des öffentlichen Lebens und drängten sich selbst in die geheimen Genüsse der Liebe.

Als aber auf der Neugasse ein totes Kind geboren wurde, das infolge des Schreckens, der seine Mutter vor der Zeit hinwarf, ein rotes Mal in Gestalt eines Kaninchens über das ganze Gesicht trug, entstand eine Empörung, und wenig fehlte, so wäre man mit allen Attributen der Revolution vor das Rathaus gezogen. In diesem entscheidenden und gefährlichen Augenblick erinnerte sich der Bürgermeister an Napoleon den Dritten, der es verstanden hatte, sein über das häusliche Elend murrendes Volk durch den Glanz von Festen zu beruhigen. Eine äußere Aktion gegen die innerliche Beunruhigung als Gegengewicht zu setzen, schien ihm um so mehr geboten, als er mit Schrecken bei sich schon fünf aufeinanderfolgende Generationen von Kaninchen feststellen zu können glaubte. Er ordnete also an, daß die für morgen angesetzte Schillerfeier in ihrem ganzen Umfang stattzufinden habe.

Wie ein Kapitän vom Mast seines sinkenden Schiffes noch einmal Umschau hält, bevor ihn das Meer verschlingt, so betrachtete der Bürgermeister am folgenden Tag vom Rathausturm seine Stadt. Obzwar man erst im September war, schienen die Straßen, die Dächer und die öffentlichen Anlagen unter einer Schneedecke zu verschwinden. Aber die Decke wimmelte, bewegte sich, zerriß und schloß sich wieder;

es war nichts anderes als die versprochene Milliarde automatischer Kaninchen. Ein alter Mann, stieg der Bürgermeister vom Turm, glitt über die weichen Rücken einiger tausend Kaninchen hinab und nahm unten den Bericht der gegen Mister Hopkins ausgesendeten Polizisten entgegen. Sie hatten ihn nirgends finden können, und der Bürgermeister freute sich fast darüber, weil er es selbstverständlich so vorausgesehen hatte. Genau so . . . genau so . . .

Die Bürgerschaft fand sich abends zur Schillerfeier ein, nach hartem Kampf mit den die Straßen erfüllenden Kaninchen, die in geschlossenen Schwärmen herumzogen. An den Straßenkreuzungen wurde es besonders schwierig, durchzudringen, denn hier schoben sich die einander begegnenden Scharen doppelt und dreifach übereinander und türmten mehrere Schichten von hüpfenden, krabbelnden Kaninchen auf. Auch in dem Saal wurde es schwierig, sich zu behaupten. Man mußte es hinnehmen, daß Kaninchen zwischen den Füßen der Gäste hüpften, auf den Stühlen den Platz besetzten und auf der Brüstung der Galerien hintereinander herliefen wie auf dem Relief eines tollgewordenen Bildhauers.

Ein um das geistige Leben der Stadt sehr verdienter Professor hielt die Festrede, und als er mitten in der prächtigsten Reklame für die idealen Güter der Nation aus seiner Fracktasche ein Kaninchen hervorzog und es mit einer Gebärde des Abscheus zu den anderen schleuderte, nahm man das fast schon als selbstverständlich hin. Unangenehmer wirkte es, als während der folgenden Ouvertüre die Blasinstrumente jeden

Augenblick ein sonderbares Gequieke hervorbrachten, weil sich Kaninchen in ihre Röhren verkrochen hatten. Nun aber betrat Fräulein Beate Vogl, die jugendlich dramatische Sängerin des Stadttheaters, das Podium, um einige Kompositionen zu Schillerschen Liedern vorzutragen. Ihr Busen und ihr schöner Hals erhoben sich schon sehr tief unten aus einem wunderbaren reichen Kleid, und die Zartheit ihrer Haut wetteiferte erfolgreich mit der Zartheit ihres Vortrags. Alles schien gespannt und richtete seine Aufmerksamkeit auf das Podium, so daß man selbst das Gewimmel der Kaninchen weniger fühlte. Aber plötzlich brach eine silberne Leiter von Tönen mitten entzwei, und ein Schrei, ein gräßlicher Schrei zerriß die Spannung des Publikums. Mit schreckhaft herausgewälzten Augen schien Fräulein Beate Vogl von einem Grausen erstarrt, dann senkten sich die Augen in den Ausschnitt des Kleides, das Notenblatt flatterte aus ihren Händen, und nun zog sie . . . zog mit einem jämmerlichen Geheul ein Kaninchen aus ihrem Busen, an dem neun andere, ganz kleine Kaninchen hingen, als ob sie eben auf die Welt gekommen wären.

Die Aufregung und der Ekel des Publikums brandeten in ein Getöse, in dem Stühle umgeworfen, Schleppen abgetreten wurden, und eine panikartige Flucht nach den Ausgangstüren entstand, bis eine klare und energische Stimme vom Podium her Halt gebot. Mister Hopkins stand dort oben, neben der ohnmächtig hingesunkenen Sängerin, schwenkte seinen tadellosen Zylinder und verneigte sich vor dem Publikum.

„Meine Damen und Herren," begann er, „schenken Sie mir für einige Worte Gehör. Die peinliche Aufregung der letzten Tage wäre Ihnen allen erspart geblieben, wenn man maßgebenden Orts den Begriff einer Milliarde genauer gekannt und vor den Errungenschaften der modernen Technik mehr Respekt gehabt hätte. Aber ich will Ihnen keinerlei Vorwürfe machen und wünsche nichts sehnlicher, als diesen unserer Stadt unwürdigen Zustand zu beenden. Die Kaninchen werden in dem Augenblick verschwinden, in dem ich die Bewilligung meines Gesuchs in der Hand halte. Sollten Sie aber wider Erwarten meine Wünsche nicht berücksichtigen, so müßte ich — so sehr es mir leid tut — Ihr Unbehagen noch um einige Grade vermehren."

Lächelnd zog Mister Hopkins ein zappelndes Kaninchen an den Ohren aus seiner Tasche, setzte es sich auf den Arm und fuhr fort, indem er das Tier sanft streichelte: „Bis jetzt haben Sie nur die harmlosere Art meiner Kaninchen kennen gelernt. Sie waren in Ihren Gewohnheiten, in Ihrem Behagen nur gestört, aber nun wird sogar Ihr Besitz bedroht. Von morgen mittag an, meine Damen und Herren, werden solche Kaninchen erscheinen, die auch fressen können."

Dabei hielt er dem Tier auf seinem Arm ein Büschelchen Klee hin, und ein ganzer, schweigender, von Menschen erfüllter Saal sah mit Entsetzen, daß sich das mausartige Maul des Tieres verschob und mit stumpfem Vergnügen die Kleeblätter hineinzog.

Sie sahen es, und wer es nicht sah, glaubte es

seinem Nachbarn, daß dieser es gesehen habe, bis er endlich davon überzeugt war, es selbst gesehen zu haben. Eine Milliarde unerreichbarer, automatischer, fressender Kaninchen! Der Schrecken lag so schwer auf den Leuten, daß sie weder schreien konnten, noch zu schimpfen wagten und sich aus dem Saal entfernten, als ob dort ein Prophet des jüngsten Tags vor ihnen gesprochen hätte.

Noch in dieser Nacht wurde eine außerordentliche Sitzung des Gemeinderats einberufen, und gleich am nächsten Morgen suchte ein Gemeindediener den Amerikaner auf, um ihn zum Bürgermeister zu bescheiden. Diesmal ließ sich Mister Hopkins finden.

Als er vor dem Bürgermeister stand und den Bescheid entgegennahm, der ihm die Errichtung seiner Fabrik gestattete, wußte er, daß er auf eine Frage zu antworten haben werde. Er wartete sie ab.

Der Bürgermeister saß müde und nachdenklich in seinem Stuhl, und seine verschleierten Augen starrten in ein Land von Unbegreiflichkeiten. „Sagen Sie,“ begann er endlich und strich über den Kopf, wie um einen quälenden Druck zu entfernen, „sagen Sie . . . alle Ihre Künste verstehe ich einigermaßen, wenn ich auch nicht so toll bin wie andere, das Unmögliche zu glauben. Aber dieses eine wird mir immer unerfindlich bleiben, daß Sie das Lebensprinzip durch mechanische Künste so weit bezwingen konnten, um den automatischen Kaninchen auch das Fressen beizubringen; das Kaninchen, das Sie uns zeigten . . .“

Da lächelte Mister Hopkins noch weit verbindlicher als sonst und schwenkte den tadellosen Zylinder. „Alles kommt auf die Introduktion an,“ sagte er, „dieses Kaninchen, Herr Bürgermeister, dieses Kaninchen war ausnahmsweise ein lebendiges.“





Die Repulsion des Willens.

Ein langer, grauer Vollbart war das Ehrwürdige an unserem Freund Eleagabal Kuperus. Er floß von seinem Gesicht wie der Zorn vom Antlitz Jehovas. Zwei dreikantige, spitze, gelbe Eberhauer in den Ecken des Mundes waren das Sonderbare an ihm. Wenn er lachte, krochen sie über den grauen Patriarchenbart, wie Drachen über Waldgestrüpp. Und wenn er lachte, sah man, daß er sonst im ganzen Munde keinen anderen Zahn hatte, als jene beiden oberen Eckzähne, die in wulstigen, roten Kiefern saßen. Das Ehrwürdige und Sonderbare aber traf sich in seinen Augen und mischte ein grünschillerndes Grau. Wasser schillern so, die lange stehen und deren klare Unbefangenheit von schmutzigen Fabrikabfällen zu Ehren irgendeiner unentbehrlichen Industrie verunreinigt wurde. Oder Himmel, über deren glückliche Offenheit plötzlich ein Rätselspiel von Schatten und Lichtern gleitet.

Mit Eleagabal Kuperus allein zu sein, war Lust und Grauen. Wir waren mit ihm allein, sehr allein, mindestens tausend Meter über allen anderen Einsamkeiten.

Neben uns platzte eine Rakete, und Kuperus griff

in den Regen von kleinen, künstlichen Blitzen, daß sich die Feuerschlangen um seine beschwörende Hand wandten. Dann war wieder alles finster, nur schwach brodelnder Schimmer kochte aus der Tiefe, auf dem die Gondel leise zu schwimmen schien. Über uns blähte sich der ungeheure Leib des Ballons, wie der Bauch eines schwebenden Riesentiers. Wir standen in der Nacht, im Raum fixiert, in einem Zustand vollkommenen Gleichgewichts zwischen dem Zug nach oben und den haltenden Kräften der Erde.

„Hier wäre der Ort, um von jenen Dingen zu reden, die wir da unten nicht verstehen können," sagte Kuperus und schnitzelte mit dem Messer an seinen blauschwarzen Fingernägeln, die durch weiße Halbmonde an den Nagelwurzeln gehoben wurden. Sie lagen wie stählerne Kapseln über besonders fein empfindlichen, schutzbedürftigen Nervenenden.

„Sollten diese wenigen hundert Meter Höhe die Kapazität unseres Geistes so verändern?" sagte Richard Löwenherz. Der mutige Freund stellte diese Frage als Abwehr vor sich, aber ich, der ich entschlossen war, die Seltsamkeiten dieser Stunde in mich aufzunehmen, empfand beschämt, daß er sich retten wollte. Kuperus sah ihn an und lächelte dann, daß sich die Enden der Zähne wie Dolchspitzen in gefährlicher Neugierde zeigten: „Junger Mann, Sie führen den Ehrennamen Löwenherz nicht mit Unrecht. Denn allem, was da unten mit Maul und Klauen, mit Erz oder Sprengstoffen an Sie heran will, setzen Sie Ihre eherne Besonnenheit entgegen. Sie sind ein würdiger Spätling des großen Jahrhunderts der Aufklärung, eine im Feuer

reinen Materialismus geglühte Seele, und manchmal will es mir scheinen, als hätten Sie damals bei Holbach zu Tische gesessen oder zum mindesten in den Druckereien die Artikel Diderots für die Enzyklopädie gesetzt. Aber nun, da wir zwischen Himmel und Erde schweben, sollten Sie nicht vergessen, daß es mehr Dinge gibt ..."

„Ich glaube nicht daran," sagte Löwenherz kurz, als wollte er mit einem Keulenschlag alles zertrümmern, was er nicht näher zu besehen wagte.

„Der Glaube ist eine Krücke, zu deren Benützung wir festen Boden unter uns haben müssen. Er gehört zu den Requisiten der Erde und liegt da unten zwischen den Holz- und Stuckpalästen der Ausstellungsstadt, der wir glücklich entronnen sind. Die Gesetze des Geistes ändern sich rasch, je weiter wir uns von dort, wo man sie kodifiziert zu haben glaubt, entfernen — in einem Verhältnis, dessen graphische Darstellung ich den Psychophysikern zu finden überlasse."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Nichts weiter, als daß wir hier empfindlicher sind für alle feinen Kräfte, die da unten gezwungen werden, unter der Eisdecke des Bewußtseins zu fließen. Vielleicht würden wir ganz sonderbare Phänomene zeigen, wenn es gelänge, uns in den luftleeren Raum zu verpflanzen, nicht anders, als das Licht der Geißlerschen Röhren, das seine wunderbaren Blüten in das Vakuum treibt."

„Sie vergleichen physikalische Experimente mit Geistigem."

Kuperus ließ die Hand mit dem Taschenmesser über den Rand der Gondel hängen, daß der Schimmer

der Ausstellungsstadt über die Klinge flirrte. Aus der klaffenden Mundhöhle krochen die großen, gelben Dolchzähne in einem unhörbaren Lachen.

„Nun retten Sie sich in den Dualismus und sollten doch als konsequenter Monist von der Übereinstimmung zwischen den Gesetzen der Körperlichkeit und denen der Seele überzeugt sein. Ich will Sie nicht verwirren und bitte Sie, dies mit den Geißlerschen Röhren bloß als Bild zu nehmen.“

Das italienische Fest der hölzernen Stadt da unten, über der unser Fesselballon in der Nacht hing, entsandte zugleich zwei feurige Sonnen, die nicht weit unter uns ihre Drehung begannen. Sie wirbelten knatternd um unsichere Achsen, und ein Widerschein ihres sprühenden Lebens schien in die ehrwürdigen und seltsamen Augen unseres Freundes Kuperus zu tauchen. Die Klinge des Taschenmessers glimmte rot wie die Spitze eines glühenden Eisens.

„Ich will Ihnen eine Kleinigkeit, ein leicht ausführbares Experiment zeigen. In dem Zustand des Gleichgewichts, in dem wir uns befinden, muß jede körperliche Bewegung ein Schwanken dieser Gondel hervorrufen, nicht wahr. Das wünschen Sie nun natürlich nicht, denn es ist nicht angenehm, hier oben die Eindrücke eines Seesturmes aufzunehmen. Denken Sie recht fest daran, wie peinlich es wäre, wenn die Gondel nun ins Pendeln geriete, und versuchen Sie es, sich möglichst ruhig zu halten.“

Richard Löwenherz schwieg unter den Augen unseres Freundes, und ich sah ihm an, daß es ihm wirklich darum zu tun war, die Gondel ruhig zu

halten. Das Korbgeflecht schwamm leise auf einem See des Schweigens zwischen Himmel und Erde, und nur die Sonnen knatterten langsamer und müde gedreht unter uns, so daß die Einsamkeit noch schwerer und ungeheuerer wurde. So fällt die Öde eines verschlossenen Zimmers über das Gesumme sterbender Fliegen her, die, durch irgendeinen mörderischen Zufall in dieses Grab geraten, sich vergebens an staubigen Glasscheiben zu Tode stoßen.

Ich begriff nun plötzlich, warum wir hier oben saßen, warum Eleagabal diesen nächtlichen Aufstieg mit allen Überredungskünsten, die auf uns, und den bedeutenden Bestechungssummen, die auf die Beamten der englischen Ballongesellschaft aufgewendet werden mußten, erkauft hatte. Ich hörte alle Einwände. Herr, nein, nein, das geht gegen unsere Instruktionen. Es ist auch polizeilich verboten. Und es könnte wirklich etwas geschehen. Und unseres Freundes Gegengründe, zuletzt diesen, mit Lächeln aufgenommenen: Herr, ich war dabei, als die ersten Luftschiffer abstürzten, und es geschah mir nichts, als daß ich mir die vorderen Zähne einschlug.

Und dabei fühlte ich den Himmel über mir, wie eine weiche Welle, und das Licht der Milchstraße, das wie ein Schleier auf mich niederfloß.

Plötzlich schrie Richard Löwenherz: „Hören Sie auf, hören Sie auf.“ Seine Hände griffen nach den Rändern der Gondel und klammerten mit von Furcht hakig gekrümmten Fingern in das Korbgeflecht. Das Gesicht war von Entsetzen und Atemnot verzogen, und die Augen starrten blutig, wie die eines Gepeitschten.

Der Patriarchenbart Eleagabals zitterte in seinen beiden Spitzen: „Es geht vorbei.“

„Zauberer, Taschenspieler,“ sagte Richard Löwenherz, und seine Erschöpfung machte ihn ganz schlaff, wie einen zusammenschlurrenden Kinderballon. Er lehnte sich zurück und atmete schwer.

„Sie haben den Sturm und das Schwanken ganz allein erlebt. Uns beiden blieb die Gondel fest, nicht wahr?“

„Diese Kunststückchen kann man heute auf jedem besseren Jahrmarkt finden.“

„Sie irren, wenn Sie dies für eine Art von Suggestion halten. Ich war ganz passiv und ließ sie allein arbeiten. Hier haben Sie ein hübsches kleines Experiment für die Rückschlagskraft des Willens.“

„Sie verwirren mich nicht mehr mit Ihren mystischen Worten.“

„Ich kann nicht mehr tun, als Ihnen eine Erklärung als Gebrauchsanweisung zu schenken. Seit Jahrhunderten befindet sich unsere so überlegene westliche Kultur in dem durch seine Dimensionen grausigen Irrtum, den Willen für eine segenbringende Macht zu halten. Der Willenlose gilt als Unglücklicher, der mit einem kranken Willen Behaftete heißt in den Kultursprachen Verbrecher. Wille ist gleich Kraft, und alle Dramatiker aller Zeiten haben in ihren Werken nichts anderes verherrlicht als den Willen. Dabei übersah man eines, daß jede wirkende Kraft einen Rückschlag ausübt. In der physischen Welt hat man das erkannt und hat die Repulsion der Geschütze und der Raketen berechnet. Aber man hat vor lauter

Stolz über die Fernwirkungen des Willens nicht bemerkt, welche Verheerungen er in der Nähe anrichtet. Das heißt, man bemerkte nicht, daß beides aus einem und demselben Urgrunde entspringe. Die Dramatiker trösteten sich über diese unberechenbaren Wirkungen durch die Konstruktion eines mystischen Schicksals, und die Metaphysiker, blinde Maulwürfe im Boden der Wirklichkeiten, tappten in verschlungenen Gängen seiner Erkenntnis nach. Die Repulsion Ihres ganz auf Gleichgewicht und Ruhe gerichteten Willens hat die Gondel für Sie in Bewegung gesetzt. Es fehlte nur, daß auch ich und unser Freund denselben Willen der Richtung des Ihren verstärkend beigefügt hätten, um den Sturm zur Realität werden zu lassen. Aus dem Willen und der Repulsion der Massen, durchkreuzt von den gleichen Kräften der einzelnen, setzt sich die Weltgeschichte zusammen."

„Sie sind geistreich, Eleagabal Kuperus, aber die Sonne will aufgehen, und ihre Worte frieren zu klingendem Eis."

Die Ausstellungsstadt ging zur Ruhe und löschte ihre Lichter aus. In der erblassenden Nacht hingen die königlichen Sternbilder mit dem wehmütigen Glanz des Scheidens. Eleagabals Kopf lag mit umschatteter Würde vor einem Vorhang aus grünlichem Damast, vom hohen Rand der Gondel vom Körper abgetrennt, wie das Haupt Johannes des Täufers auf einer dunkeln Schüssel.

„Wollen Sie noch mehr Beispiele, damit Sie mich ganz verstehen? Kennen Sie das Geheimnis der unendlichen Melodie? Ich meine nicht das musikalische

Prinzip Glucks, den sie jetzt Wagner nennen, und das darin besteht, daß die Führung der Melodie, alle natürlichen Abschlüsse überwindend, den Horizonten zuwächst, sondern jene kleinen Folgen von wenigen Takten, die schlechthin vollkommen, so in sich geschlossen sind, daß sie unzählige Male wiederholt werden könnten. Ein Ring von Tönen, der klingend weiterrollt und in jeder Umdrehung immer nur wieder sich selber gibt. Mozart holte solche Melodien in sonnigen Stunden aus sich und angesichts des beschneiten Untersberges aus der Vollkommenheit der Schöpfung. Wenn unser Ohr diese Melodien erst einmal erfaßt hat, dann wirkt jeder Versuch des Willens, von ihnen loszukommen, nur als neuer Antrieb, sich in klingendem Weiterrollen zu wiederholen. Der ‚normale' Mensch ist dadurch leicht zu bestimmen, daß die Repulsionskraft kleiner ist, als die positive Kraft des Willens. Der Künstler trägt den Ausgleich beider Kräfte in sich und wird wie wir zwischen Himmel und Erde schwebend festgehalten. Und der Wahnsinn tritt ein, wenn die Größe des Rückschlags die des Vorwärtstriebes übersteigt."

Eleagabals Hand, die das Taschenmesser hielt, diese furchtbare, welke Hand, zwischen deren Sehnen schmale Gruben die Schatten fingen, glitt spielend am Rand der Gondel hin und her.

„Wir müssen alle die Gewißheit ins Auge fassen, daß wir, solange der Wille in uns lebendig ist, auch dem Wahnsinn nahe sind. Denn nach welchem Gesetze das Verhältnis zwischen Kraft und Repulsion im Geistigen geregelt ist, dürfen wir nicht nach physikalischen

Formeln zu beurteilen wagen. In uns liegen die zu Gespenstern gewordenen Vermächtnisse vieler Ahnen. Noch eins will ich Ihnen von mir erzählen, das Ihnen vielleicht manches beleuchten wird. Es war in einer der reichen Galerien Hollands. Aus meiner Müdigkeit und dem Ekel vor dem Geschwirr der Menschen um mich stieg mir der Wunsch, die Schätze, die ich in einer Wallung von Habgier als mein Eigentum zu betrachten anfing, in jener ungestörten Einsamkeit zu genießen, die ihre feinsten, geheimsten Stimmen erst reden macht. Als die Aufseher mit ihrer von dem Dünkel der Verständnislosigkeit gehobenen Wichtigtuerei durch die Säle schritten, um die Besucher auf den Schluß der Besichtigungszeit zu weisen, versteckte ich mich hinter einer Portiere, die gerade im dunkelsten Winkel einige Bürsten, Besen und Kübel von der Öffentlichkeit ausschloß. Ich sah zwischen den roten, verstaubten Fransen einen langen Kerl mit einem Schifferbart die Flucht der Zimmer herabkommen, von dort her, wo als Abschluß und Altar die ‚Nachtwache‘ Rembrandts stand. Er klingelte mit seinem Schlüsselbunde die letzten Besucher vor sich her, strich gleichgültig mit dem Ärmel dicht bei den Werken einer satten und unbedenklichen Zeit vorbei und spuckte in jeden zweiten Napf, den er auf seinem Wege fand, als ob dies zu seinen Pflichten gehörte. Er ging mit gespitztem Munde an meinem Versteck vorbei. Dann hörte ich andere Aufseher aus anderen Richtungen kommen, hörte ihre Gespräche auf dem Vorsaal, und endlich sprang das dreimalige Knacken des Schlüssels der Haupteingangstür an den Schluß dieser wider=

wärtigen Kette von Geräuschen. Ich war allein und kam aus meinem Versteck hervor, an das Ufer eines Sees von Schweigen, der von meinen Füßen in die Unendlichkeit des Horizontes fortstrebte. Hier ging ich unter feinen und erlesenen Geistern demütig und meiner Niedrigkeit bewußt und doch von ihnen in ihr schwebendes Leben aufgenommen. Die pompösen Prunkstücke der öffentlichen Stunden verloren ihre erdrückende Majestät, und die unbeachteten kleineren Meister, die mit dem Brandmal der Vernachlässigung behaftet scheinen, sprachen zur verwandten Dämmerung. Ich blieb vor einem jener ungemein anmutigen Bildchen stehen, die in das Kunstleben jener versunkenen Niederlande führen, von denen sich nichts mehr in das Holland von heute gerettet zu haben scheint, als die Lust am Essen und Trinken. Eines jener Galeriebilder, die den Laden eines Kunsthändlers darstellen, dessen Wände mit Bildern behängt sind, dessen Staffeleien wichtige Leinwanden tragen und der in absichtlicher Unordnung kaleidoskopische Reize zur Einheit eines Akkordes bindet. Man liebte es damals, seinen Reichtum zu zeigen, und vereinigte auf diesen Bildern verkleinerte Kopien aller irgendwie bedeutsamen Werke von Zeitgenossen oder Vorfahren, so daß manche von ihnen wie ein illustriertes Handbuch holländischer Kunstgeschichte anzusehen sind. Die kleinen Meister dieser Werke gaben hier eine Auslese dessen, was sie in bescheidener Liebhaberei als kostbarstes Gut ihrer Zeit in sich aufgenommen hatten. Und zwischen den Gemälden stehen Gruppen von Menschen, so vertraut diesen Dingen der Kunst gegen=

über, frei von Befangenheit und auch von kritischer Überlegenheit, wie wir Heutigen es kaum den Dingen der Natur gegenüber zu sein imstande sind. Man plaudert, lacht, und alle Gebärden und Blicke scheinen auf diese Bilder bezogen oder aus ihnen hergeholt. Es war gerade hell genug, zu sehen, daß sich der Meister des Gemäldes, vor dem ich stand, einen kleinen Scherz gestattet hatte. Unter den berühmten Bildern der Hauptwand in dem ungemein bunten Kunsthändlerladen, zwischen den Rubens, Rembrandt, Van de Velde, Vermeer van Delft, Frans Hals und Jan Steen hing auch dieses selbe Galeriebild und wiederholte noch einmal alle Damen und Herren, alle Rubens, Rembrandt, alle die anderen und — sich selbst. Ich wollte lachen, aber die Dämmerung schien so drückend und schwer, daß mein Lachen lautlos verflog. Und plötzlich schien es, als ob die Falten der Dunkelheit sich bewegten, um jemand hindurchzulassen. Eine Stimme sprach neben mir: ‚Der Scherz des Meisters gefällt Euch, Mynheer? Oh, man liebte damals die Scherze und pflanzte sie neben den tiefsten Ernst‘. Neben mir stand ein kleiner, dicker Mann, dessen auf den Rücken gelegte Arme einen ansehnlichen Bauch hervortrieben und dessen rotes, gesundes Gesicht von jenem so ungemein fröhlichen Schützenmahl des Frans Hals in der Haarlemer Galerie Zufriedenheit herzukommen schien. Er war koloristisch vornehm auf ein schwarzes Wams mit weißem Kragen gestimmt und seine Nase funkelte die edle Patina von Lukas Bols, gegründet 1575. Meine Überraschung war der Schemel, den er mit selbstverständlicher Sicherheit

betrat. Er wies auf das Bild und legte den Finger an die Stelle, wo in der Wiederholung des Gemäldes das Galeriebild zum dritten Male erschien: ‚Hier scheint das Ende einer Reihe durch die Unmöglichkeit weiteren Vordringens in das Reich des Kleinen bedingt. Ich sage Euch, Mynheer, man irrt. Es gab nichts, was man damals nicht gewagt hätte. Ihr habt durch Eure Kühnheit, Euch hier einschließen zu lassen, Eifer und Liebe bewiesen, ich will Euch wohl noch ein Stückchen weiterführen.‘ Und nun zog er ein Brennglas aus der Tasche des Wamses, hauchte darauf und putzte es mit einem seidenen Tuch. Als das in den weiten Sälen verstreute Licht in schmalen Strahlen sich in diesem Glase zu sammeln schien und die sinkende Nacht hier von einem hellen, flirrenden Geleucht unterbrochen wurde, rief ich die Besonnenheit an. Ich weiß, daß ich mich an eine eherne Säule, die in allen Urgründen der Logik verankert war, anzuklammern suchte. In raschen, kreisenden Folgen baute es sich mir auf: es gibt technische Grenzen der Malerei, über die hinauszudringen einfach unmöglich ist. Feiner als Canalettos kleinste Ornamentik, die Stickerei auf den Gewändern seiner Priester und die Edelsteine seiner Monstranzen kann die Stichelarbeit des unverzagtesten Pinsels nicht sein. Und mit einer gewissen Zuversicht auf den Entschluß meines Willens, mich nicht verblüffen zu lassen, nahm ich das Vergrößerungsglas. Zuerst sah ich nichts als ungeheure Klexe, Berge von Farbe, die auf die weiten Maschen eines Gitters aufgeklebt, Wirbel von Rot und Blau, die in einer wahnsinnigen Drehung plötzlich festgehalten schienen, etwa

so wie der Spiralnebel zwischen den Sternen des Jagdhundes schimmert. Die bohrenden, fegenden Kräfte unberechenbarer Zufälligkeiten rissen Wolken von Farben durcheinander, türmten sie hier zu derben Riffen und ließen sie dort zu dem Abgrund der Gittermaschen sinken. Dann aber sah ich, wie von den Gipfeln eines Hochgebirges das flache Land eines Bildes vor mir. Und ich wußte, dies war diejenige Wiederholung der Galerie, die sich zu dieser Vergrößerung verhielt, wie das ursprüngliche Bild zum normalen Auge. Nun senkte ich die Blende: genug! Dies war ein kleines Wunder, eine jener Unbegreiflichkeiten, mit denen uns alte Zeiten so gerne überraschen, wenn wir uns über sie erheben wollen. Aber eine Neugierde, ein Zwang fast körperlicher Art, den ich als einen Druck im Nacken empfand, zog die Blende auf. Ich mußte hinsehen — und erschrak. Mein Entsetzen war etwa von der Art, wie es sich über uns stürzt, wenn wir ein Stück unserer Haut unter starker Vergrößerung sehen. Dieses runzlige, von tiefen Furchen zerschnittene Stück einer weichen, gallertartigen Substanz, mit den Trichteröffnungen der Poren und den fettglänzenden Aussonderungen der Schweißdrüsen, mit den glatten, blonden, wie schleimigen Haaren ist wie das Reliefbild einer Landschaft auf einem Planeten, dessen Regent der Ekel ist. Jedes Versinken unter die Grenzen des Kleinsten scheint diesen Brechreiz zu erregen, der den Gegenpol jenes Aufschwungs hält, wie ihn das Aufblicken zur Höhe schenkt. Wir messen uns am Überdimensionalen und erstarren vor den Dingen unter dem Nullpunkt des uns gesetzten Proportio=

nalismus. Als ich diese Kette von Erkenntnissen durch mich hindurchrasseln fühlte, griff ich schwankend nach der verankerten Säule meines Willens, um mich daran anzuklammern. Aber da geschah etwas Furchtbares. Die Säule, nach der ich griff, stieß mich zurück, oder war es, daß meine Hände von ihrer Glätte losgerissen wurden — ich weiß es nicht: es war die Empfindung eines rein körperlichen Schlages oder Stoßes, der mich auf eine schiefe Ebene warf. Und abwärts gleitend sah ich die immer enger werdenden Verkleinerungen des Galeriebildes hintereinander. Sie folgten dicht hintereinander wie die Kulissen eines Theaters, auf dem die Gestalten eines bösen Traumes eine gräßliche Komödie der Angst aufführen. Die ganze Welt war nichts weiter als ein immer enger werdender eckiger Schlauch, in dem es nur ein Vorwärts, kein Zurück gab. Man hatte mich hineingepreßt und wartete nun ab, bis ich die Form einer Pyramide angenommen haben würde. An den Wänden dieses Kerkers hingen Bilder, Bilder, Bilder in endlosen Reihen, immer kleiner werdend, bis sie zu rein mathematischen Größen herabsanken; und trotzdem machten sie noch immer auf eine unerklärliche Weise den Eindruck, als ob sie Bilder darstellten, die an bunten Wänden Reihen von Bildern zeigen, von denen eins das Bild dieses Bildes wiederholt. Die lächelnden Kavaliere und knixenden Damen, die Gruppen einer fröhlichen Betrachtung kehrten in derselben Folge in fast unmerklichen Verkleinerungen wieder, immer dasselbe Lächeln und dieselben Knixe in die Unendlichkeit hinein. Der Wahnwitz, die vollständige Sinnlosigkeit dieser in

das Jenseits aller räumlichen Begriffe fortgesetzten Wiederholungen flackerte wie ein Irrlicht der Angst in mir. Ich fühlte alle Gesetzmäßigkeiten und Harmonien zusammenstürzen, und während es in meinen Ohren sauste, krachte mein in diesen scheußlichen Schlauch gepreßter Leib. Mein Kopf spitzte sich zu und bohrte in die Finsternis der Bewußtlosigkeit . . . Die Aufseher, die mich in ihrer Galerie am Boden liegend fanden, waren erstaunt und entrüstet und brachten mich vor den Direktor. Als es mir nach großer Mühe gelang, ihm mein seltsames Abenteuer zur Vorstellung zu bringen, prägte er kopfschüttelnd den neuen Begriff der ‚Galeriekrankheit‘ und gab drei holländischen Professoren vom besten Ruf Gelegenheit, sich um dieses unerhörte Phänomen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu beschäftigen.“

Während dieser Erzählung war es ganz hell geworden. Die Sonne blühte in einem Wolkenspalt auf. Das Gesicht unseres Freundes war wie eine antike Komödienmaske; zwischen den zahnlosen Kiefern klaffte die dunkle Mundhöhle, und die Hauer hingen weit über den grauen Patriarchenbart. Ich habe einmal in einer illustrierten Kriegsgeschichte das Bild eines französischen Gardisten gesehen, dem, während er abseits sitzend seine Trinkschale zum Mund führt, der Kopf von einer Granate abgerissen wurde. In seiner vollständigen Erstarrung, die alle Lebensfunktionen in einem Augenblick unterbrach, glich Richard Löwenherz diesem toten Soldaten. Und noch etwas sah ich in diesem jungen, fahlen, vom Blutgeriesel der Sonne überschwemmten Morgen. Die

Hand mit dem Taschenmesser, diese furchtbare Hand, die auf dem Rand der Gondel ein scheinbar harmloses Spiel trieb, hatte während der Fesselung unserer Aufmerksamkeit das Seil, mit dem unser Fesselballon an der Erde hing, fast vollständig zerschnitten. Leise knackend sprang ein Faden des Hanfes nach dem anderen auf, drehte sich aus seiner Gebundenheit, und nur eine schmale Seele leitete noch zur Sicherheit des Bodens.

In diesem Augenblick mußte auch Richard Löwenherz die Gefahr bemerkt haben, denn seine Erstarrung zerbrach in einer plötzlichen Explosion. Er stürzte sich auf Kuperus und wollte seine Kehle fassen. Aber Eleagabal warf ihn mit einer kurzen Handbewegung an seinen Platz und gab dann, immer noch mit gebleckten Hauern lautlos lachend, auf der elektrischen Klingel das Zeichen zum Einziehen des Ballons.

Diese langsame Niederfahrt geschah in völligem Schweigen. Die Spannung war auf jenen Höhepunkt gelangt, wo sie die Ruhe des Gleichmuts grimassiert. Wir mußten erwarten, daß das Seil zerreißen und ein plötzlicher Ruck des Ballons uns in die unvorbedachten Abenteuer einer Todesfahrt schleudern würde. Ein Jahr lang sanken wir in die Leere, und das einzige, was in diesem endlosen Zeitraum vorging, war das langsame und unaufhaltsame Aufrollen des Seiles am Rande der Gondel. Als eine Turmspitze von unten in die Einsamkeit unserer Angst stach, erzitterten wir. Die Turmspitze verbreiterte sich, schweifte in die Rundheit einer Kuppel aus und glitt in einen schlanken Schaft hinüber. Gotisches Blättergeranke kam

vorbei . . . andere Türme. Dann die gläsernen Dächer der Ausstellungspaläste und endlich der ganze Spuk eines im kalten Morgenlicht erstarrten Traumes von üppiger Pracht. Wir zitterten immer heftiger, und als Baumwipfel neben uns schwammen, wollte sich Richard Löwenherz aus der Gondel stürzen. Unser Ringen mit ihm warf ein Stoß durcheinander. Die Erde ließ uns ihre köstliche Grobheit fühlen. Wir stiegen unter die Arbeiter und Beamten, die ihre mürrische Verschlafenheit vor Erstaunen über unsere Verstörtheit vergaßen. Wie aus dem Weltraum kamen wir herab, fast weinend vor Verwunderung über unsere Rettung, und begrüßten das kostbare Gefühl der Festigkeit. Richard Löwenherz holte tief Atem, und seine erloschenen Augen belebten sich in einem Feuer des Hasses.

Eleagabal Kuperus aber lachte lautlos, und seine Hauer hingen über dem grauen Patriarchenbart: „Besonnenheit, meine Freunde, Besonnenheit! Glaubten Sie denn, daß diese höchst ehrenwerte und vorsichtige Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die Eigentümerin dieses Ballons, sich auf ein einfaches Hanfseil verlassen würde? Soweit sind wir noch nicht amerikanisiert, und die alten Kontinente sind doch auch im glücklichen Besitze einer Sicherheitspolizei. Sehen Sie dieses dicke Drahtkabel unter den aufgerollten Hanfenden. Man weiß vollständige Sicherheit mit pikantem Reiz zu umkleiden, damit ehrbare Familienväter erzählen können, sie hätten eine nicht ungefährliche Ballonfahrt mitgemacht.“

Solche Scherze liebte Eleagabal Kuperus.





Mein Abenteuer mit Jonas Barg.

„Meine Herren," begann ich, „das Leben! Das Leben! ‚Das Leben ist der Güter höchstes nicht,' sagt der Dichter, aber er hat unrecht. Es ist nicht bloß das höchste, es ist sogar unser einziges Gut. Was wir an Glück, an Freude, an dionysischem Rausch, an geruhigem Behagen empfinden, sind Projektionen des Lebens auf unsere Seelen. Und unsere Seelen? Was sind sie anders als Schwingungen des einen unendlichen Lebens, Schnittpunkte der zwei großen Möglichkeiten des Seienden, von Zeit und Raum, sphärisches Bewußtsein und überhaupt das Leben, meine Herren, hurra! . . ."

Ich hätte noch lange in dieser Weise unter dem Beifallsgemurmel und den aufmunternden Zurufen meiner Klubgenossen, von der ausgezeichneten Bowle angefeuert, weitergesprochen, wenn nicht die verhaßte Stimme dazwischen gerufen hätte. Indem ich noch einige Sätze weiterspann, um sie niederzuzwingen, ertappte ich mich dabei, daß ich auf die Worte meines Gegners mehr Aufmerksamkeit als auf meine eigenen verwandte. Meine Hymne brach mitten entzwei.

„Sehen Sie, liebe Freunde," sagte er, „Sie sind

alle von einem chemischen Größenwahn erfaßt, belebte Präparate, die sich als Herren einer Schöpfung vorkommen, die nichts ist als die grüne Decke über einem Sumpf voll Fäulnis und Unrat. Das Leben ist ein Verbrennungsprozeß, eine Oxydation, oder, wenn Sie wollen, ein Stoffwechsel, sofern Sie an den Götzen Stoff glauben. Das Leben ist ein dunkler Vorgang in dem Gangliensystem eines ungeheuren Scheusals, dessen Namen ich Ihnen lieber verschweige, blähende Gase in seinen Eingeweiden, und sein Leuchten, meine Herren, ist das Leuchten des Moders."

Je nach dem Grade unserer Berauschtheit wirkten diese Worte. Die einigermaßen Nüchternen wurden ernst und verdrießlich, sahen in ihre Gläser und warfen zornige Blicke auf den Feind des Lebens, die stark Angeheiterten begannen ihm lärmend mit schwankenden Gründen Widerstand zu leisten, und die ganz Betrunkenen fielen ihm weinend um den Hals, versuchten ihn zu küssen und baten ihn schluchzend um Verzeihung, daß das Leben ein so großes Übel sei.

Jonas Barg stand in ihrer Mitte, unbewegt wie ein Pfahl, und sah mit Augen, die von glühenden Nachtwachen brannten, nach mir, als ob er meine Antwort erwartete. „Kinder," sagte ich, „Kinder, was nutzt alles Räsonieren. Das Leben hat uns und hält uns, schenkt uns jeden Tag neue Wunder und besiegt von Morgen bis Abend unaufhörlich seinen Widersacher."

Ich glaube etwas recht Belangloses gesagt zu haben, eine Notausrede, eine Ausflucht, aber Jonas Barg schrie auf, wie von einem glühenden Eisen

versengt, schleuderte sein Glas von sich und fiel auf seinen Stuhl. Die Betrunkenen weinten um ihn her, stützten sich gegenseitig und durchnäßten die Schultern ihrer Röcke, während die anderen, über seine taktlose Störung einer lodernden Laune erzürnt, sich von ihm zurückzogen und um mich versammelten.

„Lassen Sie ihn," sagte der Ingenieur Munk, „er wird sich wieder beruhigen."

Als ich von meiner früheren Station in diese Stadt versetzt worden war, hatte ich hier im „Klub der Unbesonnenen" Anschluß und gleichgestimmte Gefährten gefunden. Wir alle gingen andächtig durch die Tempel des Lebens, verschmähten es aber auch nicht, in kleinen, verborgenen Gelassen dieser Tempel seine Mysterien durch rauschende Orgien zu feiern. Meine Vorgesetzten, die mich von meinem früheren Dienstorte wegen meiner tollen Streiche entfernt hatten, verhalfen mir so in eine Umgebung, die mir noch besser entsprach, indem sie auf noch tollere Vorschläge einging. Ich fühlte mich im „Klub der Unbesonnenen" wohl, nur wußte ich vom ersten Augenblick an, daß ein Haß auf mich ausstrahlte, daß eine Gewalt mir entgegenwirkte, die mich zu vernichten strebte. In den sonderbar leeren, wie am Ende einer langen Röhre festsitzenden Augen meines Klubgenossen Jonas Barg drohte mir etwas Gefährliches. Die Freundlichkeit, mit der er sich mir zu nähern suchte, machte mich nur noch mißtrauischer und gab mir, der ich sonst rasch und offen meine Neigung verschenkte, tausend Bedenken und Vorsichten gegen ihn. Meine Klubgenossen empfanden Ähnliches, nur weit weniger klar. Als ich bat,

mir das Sonderbare aufzuklären, wie dieser verschlossene und unheimliche Mensch, von dessen bürgerlichem Leben niemand etwas wußte, in ihre Gesellschaft aufgenommen worden war, schwiegen sie alle bestürzt. Es hatte eigentlich noch niemand danach gefragt. In einer schweren Trunkenheit, am Ende eines langen und von Übermut gehetzten Festes, hatte man ihm die Aufnahme in den Klub versprochen, in jenen Sympathien der Berauschtheit, die auch jetzt noch merkwürdigerweise immer zu ihm hinzogen. Als man am nächsten Tage über seine Aufnahme zu entscheiden hatte, mochte niemand dagegen sein. Eine uneingestandene Furcht hielt allen Widerspruch zurück. So wurde er also Klubgenosse, obzwar ihn die anderen fürchteten und haßten. Alles das war wie unter einer geheimen Verabredung verborgen gehalten worden, bis es durch meine Fragen befreit worden war. Nun erst begann man sich darüber zu verwundern, daß man durch seine Gegenwart immer wieder die schönsten Feste stören ließ, und erwog alle Möglichkeiten, ihn aus unseren Kreisen zu entfernen. Inzwischen aber schlossen sich alle enger an mich an, als ob man bei mir gegen irgendeinen unbekannten Widersacher Schutz suchte.

An diesem Abend, an dem Jonas Barg mit seinem Haß gegen das Leben meines Hymnus so derb unterbrach, prägte sich dies Verhältnis besonders deutlich aus. Aber Jonas Barg machte sich von den weinenden Freunden los und kam auf mich zu. Er reichte mir die Hand. Es war eine Hand, deren Haut so kalt und leblos schien wie Leder, und deren Finger sich um die meinen legten wie ein Schloß, das einschnappt.

„Prinzipielle Gegnerschaft,“ sagte er, „soll uns nicht entzweien. Sie sind ein Freund des Lebens, ich finde es weder groß, noch schön, noch gut. Unter diesen gegensätzlichen Auffassungen soll aber unser persönliches Verhältnis nicht leiden.“

„Hören Sie,“ sagte der Ingenieur Munk, „es ist nicht die Gesinnung, sondern die Tonart . . .“ In meiner Nähe richtete sich immer der Mut auf: „Sie haben nicht gesprochen wie ein Gegner der Sache, sondern wie einer, den der Zorn verrückt macht.“

Es war nicht möglich, dieses Gespräch weiter fortzusetzen, denn das Gelage kehrte in sein Bett zurück und brauste unwiderstehlich mit allen Widerständen davon. Barg setzte sich neben mich und warf eine kalte Liebenswürdigkeit auf mich, deren Glieder ich wie Netzmaschen an meinem Gesicht und meinem Halse fühlte. Vor unserer Trunkenheit blühten große, rote, phantastische Blüten, deren Anblick uns toll machte und alle niedrigen Instinkte der Zerstörung weckte. Alle Schmuckgegenstände wurden auf einen Haufen getragen und in einem Mörser zerstampft; vom metallischen Brei nahm jeder ein Stück in sein Glas, streute ein wenig von den Lorbeerkränzen hinein, die an der Wand hingen, und trank nun mit dem Champagner zugleich Gold und Ruhm. Einige nahmen Nadeln und stachen sie durch das Fleisch der entblößten Arme und Schenkel, andere sengten ihren Leib mit Kerzen an und schienen die Qualen der Flamme in ihrem schweren Rausch nicht zu fühlen. Die Wände begannen sich langsam im Kreise zu drehen, neigten sich endlich schief einander zu, und indem sich

alle Ecken ausglichen, wölbte sich eine Kuppel über unseren Köpfen, die in rasendem Lauf um irgendeine schief gestellte Achse wirbelte.

Je weiter die Nacht vorschritt, desto toller wurde die Trunkenheit und desto freundschaftlicher gesellten sich die Klubgenossen zu Jonas Barg, der unbewegt wie ein Pfahl in unserer Mitte saß; aus den großen Gefäßen, die wir mit Champagner gefüllt herumreichten, trank er unermeßliche Mengen Wein. Der Ingenieur Munk hatte sich auf seine andere Seite gesetzt und wurde in seiner Freundschaft immer zärtlicher und dringlicher. Das wollte mir alles so sonderbar vorkommen, und plötzlich sah ich mit unangenehmer Deutlichkeit ein, daß wir alle um Barg herumsaßen und ihn als Mittelpunkt empfanden. Ich stand auf und ging hinaus, um mich durch kaltes Wasser zu ernüchtern. Aus dem großen Löwenkopf über dem Becken aus schwarzem Marmor sprudelte ein breiter Strahl über meinen Kopf und half meiner Willenskraft bei der Wiederherstellung einer ganz programmwidrigen Nüchternheit. Als ich mich aufrichtete, fühlte ich Jonas Barg hinter mir. Er sah mich mit seinen leeren Augen wie aus weiter Ferne an, und der Haß verdunkelte seine Stimme, als er sagte: „Sie sind ein schlechter Klubgenosse. Ist dies die gelobte Unbesonnenheit? Unterbrechen Sie den Schwung dieses wunderbaren Festes durch eine Wasserkur?“

Ich nahm mich zusammen wie im Ringen mit einem starken Gegner: „Das Leben verlangt Grenzen des Wahnsinns. Und überdies, wo ist die Unbesonnen-

heit, die auch Sie als Klubgenosse gelobten? Ich sah sie noch niemals im Taumel der Freude."

Wie von einem Schlag getroffen, sank ihm der Kopf zwischen die Schultern. Er ließ mich an sich vorbei in den Saal. Hier hatte der Rausch die meisten Genossen hingerafft und sie leblos in den verächtlichsten Stellungen übereinander geworfen. Mit schäumendem Mund saßen die übrigen da und geiferten wirre Worte. „Das Gastmahl des Plato von Sophokles," schrie der Ingenieur Munk, „als aber der Morgen anging und die anderen unter dem Tische lagen, saßen sie noch ... mein Plato." Er redete weinend in den wirren Bart des Jonas Barg und schluckte vor Rührung.

„Gehen wir," sagte Barg und bot mir seinen Arm, „nehmen Sie, wir wollen mit vereinten Kräften heimkehren."

„Ich danke Ihnen, meine Kraft allein genügt dazu. Wenn Sie sich Verdienste erwerben wollen, so stützen Sie Ihren Freund Munk."

Nichts war mir an diesem seltsamen Menschen so schrecklich, als seine Blicke, die weit weniger als sein Mund von seinem gefährlichen Willen gebändigt schienen. Stillschweigend faßte er den Schwer-berauschten unter den Arm und, als wir von den gleichfalls betrunkenen Dienern angekleidet waren, folgte er uns über die Treppe, von deren Wänden höhnische Masken grinsten.

Der Morgen war feucht und neblig, und in der frühen Dämmerung begann die Stadt die Geschäfte ihrer Verdauung zu besorgen. In der Nacht waren ungeheure Massen von Schnee gefallen, lasteten auf

allen Dächern und zwangen die Straßenkehrer zu angestrengter Arbeit, um die Wege des Verkehrs zu bahnen. Wir waren kaum einige Schritte gegangen, als hinter uns ein starker Schlag geschah, und im selben Augenblick ein heftiges Schneetreiben um uns stäubte. Wie im Wirbel riß es uns nach dem Gefährten herum. Da stand Jonas Barg neben einem Haufen von Schnee, unbeweglich wie ein Pfahl, und seine Augen glommen durch die Dämmerung.

„Wo ist Munk? Munk!“

Barg deutete auf den Schneeberg, der sich noch leise rieselnd bewegte, ein Tier, das nach gelungenem Sprunge sich zu träger Ruhe zurechtrückt. Wir warfen uns über den die halbe Straße verschüttenden Berg und begannen mit Händen und Stöcken zu arbeiten. Die Straßenkehrer beteiligten sich nach gründlicher Erwägung des Falles an den Bemühungen zur Rettung des Verunglückten; einige Bäckerjungen stellen ihre Semmelkörbe hin und gruben sich bis zum halben Leib in den Schnee. Die frühen Bummler der Straße, halberfrorene Trunkenbolde scharten sich schaulustig um uns und ließen sich grinsend von einigen Wachleuten auseinandertreiben, die eifrig den Ursachen des Unfalles nachforschten und die Nummer des Hauses, von dessen steilem Dach die Lawine abgerutscht war, in ihre dicken Notizbücher eintrugen.

Als wir nach einer halben Stunde den Freund befreiten, lag er tot vor uns. Mit gebrochenem Genick, erstickt oder vom Herzschlag getroffen, ich weiß es nicht.

Wir fragten nicht danach, denn es war das oberste Gesetz des „Klubs der Unbesonnenen“, nicht vom Tod

oder von den Toten zu sprechen. Wenn einer aus unserem Kreise starb, so war es für uns, als ob er bloß fortgegangen wäre, und kein Wort der Anteilnahme durfte seinem Gedenken folgen. Ein Jahr hindurch stand an seinem Platze bei jedem Feste ein Glas. Das war alles, was unsere Satzungen als stillschweigendes Gedächtnis gestatteten.

Es war mir schwer, mit meinem Schmerz und meinem Entsetzen in mir allein fertig zu werden. Oft war ich nahe daran, mein Grauen auf meine Freunde zu übertragen; aber das war alles so unbestimmt, so voll von bloß vermuteten Scheußlichkeiten, daß ich es kaum vor mir selber klarzumachen wagte. Es war mir in dem Augenblick, der uns Jonas Barg hochaufgerichtet und wunderbar verschont neben dem wie ein weißes Riesengrab aufgetürmten Schneehügel zeigte, gewesen, als ob seine Gebärde noch wie von einem Befehle zurücksänke und seine peinlich schmalen Lippen ein bestialisches Lächeln versteckten. Sobald ich einmal von diesem Gedanken besessen war, spann ich ihn durch ein Labyrinth von Fragen hindurch. Und wenn ich an Munks Stelle mit Barg gegangen wäre? Wäre ich von der Lawine getötet worden? Hatte er mir vielleicht darum seinen Arm angeboten?

Daß auch meine Freunde unter ähnlichen Gedanken litten, war mir unzweifelhaft, aber dennoch schwiegen wir gegeneinander und unterdrückten unsere Furcht in heroischen Kämpfen. Wir hielten unsere Grundsätze fest und, wie es in solchen Fällen etwas krampfhafter Heiterkeit zu gehen pflegt, entzündeten wir uns aneinander zu noch tolleren Streichen, rissen

uns zu wilden Tänzen hoch über dem Parkett der Gesellschaft hin. Ich muß gestehen, daß die tollsten Geschichten von mir ausgingen, und daß auch ich es war, der die Sache mit den Akrobatenstücken anzettelte. Von einem unauslöschlichen Durst nach dem Absonderlichen gepeinigt, verfiel ich auf den Gedanken, unseren ganzen Klub in eine Bande von Artisten umzuwandeln, alle ruhigen, gutbürgerlichen Genüsse auf den Kopf zu stellen oder durch Hindernisse einzuschließen und zu unseren alten Gelüsten die seltsamen und neuen Sensationen der Gefahr oder doch der Beschwerlichkeit hinzuzufügen. Da wir alle unseren Statuten nach zu Leibesübungen verpflichtet, und die meisten von uns vorzügliche Turner, viele auch Schwimmer, Ruderer, Fechter und Reiter waren, gelang es uns bald, die einfachen Kunststückchen, wie das Springen durch Reifen, Balancieren, die Abstürze vom Trapez zu vollführen. In dem Maße, als wir von leichteren zu schwereren Übungen vorschritten, wuchs unser Vergnügen an diesen Dingen, und wir waren kaum mehr imstande, unsere Mahlzeiten anders einzunehmen, als mit dem Kopf nach unten an Schaukeln hängend, die Bratenschüsseln auf einer Gabel herumwirbelnd oder auf einem gespannten Seil hockend, das uns ins Fleisch schnitt. Ja, auch die Seiltänzerei hatten wir in unser Programm aufgenommen, und vor allen anderen zeichneten sich auf diesem Gebiete mein liebster Freund Dittrich, der an Munks Stelle gerückt war, und ich selbst aus. Wir konnten es mit so vielen herumziehenden Artisten aufnehmen, die vor erstaunten Bauern ihr Stückchen zum besten geben,

und taten uns nicht wenig auf einen so starken Willen zugute, der zu ersetzen vermochte, was bei den Berufskünstlern nur jahrelanger Übung erreichbar schien. Unsere Klubräume verwandelten sich in einen Zirkus, ihre überfeinerten Parfüms wichen dem Schweißgeruch und dem Dunst überhitzter Körper. In dieser Anspannung aller Kräfte fühlten wir uns wohl und vergaßen auch, was wir uns ohnehin zu verschweigen verpflichtet waren. Nur Jonas Barg schien mit der Wandlung der Dinge nicht einverstanden. Er, der in unserer Zerschmetterung zu blühen schien und sich im Beobachten unserer krampfhaften Fröhlichkeit gleichsam aufblies, empfand unseren neuen Eifer mit Unbehagen und schrumpfte ein, indem er noch höhnischer und knöcherner wurde. Wenn man ihn aufforderte, sich an unseren Stücken zu beteiligen, so tat er es den Besten unter uns gleich, ohne daß man ihn jemals ernsthaft üben sah. Aber seine Art hatte etwas spinnenhaft Eckiges, eine Gelenkigkeit ohne Gelenke, die äußerst unangenehm, wie ein Mangel an menschlichen Bedingungen seiner Kunst wirkte.

Aber die tollste Idee in diesem Abschnitt unseres Klublebens ging doch nicht von mir aus.

„Wißt ihr, Kinder,“ sagte mein Freund Dittrich eines Abends, „wißt ihr, daß morgen die Vorstellungen in Barnums Zirkus beginnen?“ Er saß über dem Tisch mit untergeschlagenen Beinen auf dem Drahtseil, schlug einer Champagnerflasche den Kopf ab und trank daraus, während wir zu ihm hinauflachten.

„Natürlich, natürlich! Nun, und was weiter?“

„Was weiter? Meine Herren! Kinder! Was

weiter? Das Selbstverständliche wird doch niemals gefunden. Wir gehen nach der Vorstellung hin und begrüßen seine Künstler und Künstlerinnen als Kollegen."

Der Vorschlag war gerade absonderlich genug, um unsere Zustimmung zu finden. Ich war unter den begeistertsten Anhängern dieses Gedankens, bis mich Jonas Bargs warmes Interesse mißtrauisch machte. Er näherte sich mit seiner widerlichen Freundlichkeit, die mich unaufhörlich verfolgte und sagte: „Dieser Einfall ist so gut, daß er von Ihnen sein könnte."

„Ich danke Ihnen."

„Nun können wir unsere Kunststücke doch vor einem Publikum zeigen, das sie zu würdigen weiß. Nur wer die Bedingungen einer Kunst genau kennt, wird die Meisterschaft in ihrer Ausübung richtig schätzen."

„Gewiß, gewiß!" Ich ließ ihn stehen, weil ich das Glotzen seiner Augen nicht ertragen konnte. Aber ich fühlte ihren Blick in meinem Rücken.

Barnum zog am nächsten Tage mit seinem ungeheueren Apparat in unserer Stadt ein, stellte seinen Riesenbau in einigen Stunden auf und konnte bereits abends die erste Vorstellung stattfinden lassen. Wir besahen seine abscheulichen Abnormitäten und verfolgten dann in der großen Manege die Arbeiten seiner Künstler mit sachverständiger Kritik. In der Garderobe hielten die Diener unsere Trikots bereit. Nach der Vorstellung verständigten wir einen der Direktoren von unserem Vorhaben, besiegten seine Bedenken durch die Aussicht auf eine lustige und üppige Nacht und brachten ihn endlich dazu, die hervorragendsten seiner

Mitglieder durch allerlei geheimnisvolle Andeutungen zurückzuhalten. Eine seltsame Versammlung erwartete uns, als wir in unserer Verwandlung nach kurzer Zeit wieder in die Manege einmarschierten. Zuerst besahen wir uns wie zwei feindliche Heerhaufen, als aber die rasch hergerichteten Tische unter der Last der Schüsseln miteinander schwankten, wurden wir vertraut.

Der mißtrauische Direktor hatte zuerst nur die schmalen Lichter seiner Benzinbrenner geopfert, so daß der ungeheuere Raum sein Dunkel mauerhoch um eine unheimliche Gruppe zog. Nach den ersten Gängen der von der besten Restauration der Stadt besorgten Tafel stieg die Stimmung, und der Direktor erhob sich, um in gebrochenem Deutsch eine Rede auf die unerwartete Gastfreundschaft der liebenswürdigen Amateure zu halten. Einer von uns erwiderte in noch gebrochenerem Englisch, und nun flackerten die Bogenlampen zu festlicher Beleuchtung auf. Man fand sich nach den Eingebungen einer grotesken Laune zusammen. Das Moosmädchen saß auf dem Schoß eines Finanzrates, die Riesendame hielt einen Oberleutnant wie ein Baby in den Armen, legte ihn quer über ihre ungeheuerlichen Brüste, und das Affenweib ließ sich von einem Tuchfabrikanten im Pelz krauen. Zwei Gerichtssekretäre und ein Professor studierten auf dem Leibe der tätowierten Malayin die Karte von Borneo. Auch die männlichen Besonderheiten hatten ihre Freunde gefunden. Der Skelettmensch unterhielt sich mit einem Arzt über medizinische Fragen, der größte Mann der Welt saß, vielleicht von den sonderbaren Sympathien der Gegensätze angezogen, neben einem

zierlich gebauten Rechtsanwalt, und der kleinste Mensch der Welt, ein Zwergenkönig aus alten Märchen, hatte seinen hohen Stuhl neben einen riesenhaften Apotheker gezogen, von dem die Sage ging, daß er seine porzellanenen Reibschalen im Zorn mit einer Hand zerquetschen könne. Die anderen Klubgenossen waren bescheidener und zogen die eigentlichen Künstler und Künstlerinnen, die Parterreakrobaten, japanischen Jongleure und die Luftspringer zu einer bunten Reihe zwischen sich. Neben der schönen Seiltänzerin, Miß Ellida, die wie eine Schlange glitzerte, entfaltete mein Freund Dittrich seine stupende Wissenschaft vom Seiltanzen wie einen großen Strauß. Ich sah, daß er sich vor Vergnügen aufblies, während ich selbst mit der arabischen Tierbändigerin Fatme im heimatlichen Wiener Dialekt ein vertrauliches Gespräch über die Dressur wilder Tiere bestand. Bestand, sage ich, denn Fatme hatte die Liebenswürdigkeit, mir gewisse derbe Griffe ihrer Praxis an meinem eigenen Körper zu zeigen.

Unsere Fröhlichkeit wurde so laut und lärmend, daß aus den Käfigen der Menagerie ringsum die Bestien mit Brüllen antworteten und wir wie in einem von höllischen Dämonen umheulten Kreise saßen. Immer brennender wurden die Beweise der neuen Freundschaften, diese Zärtlichkeiten, die in abseitigen Winkeln bis zur Explosion erhitzt waren. Ich fühlte, daß sich irgend etwas vorbereitete, das mich zwang, alle Vorsicht anzuwenden. In das heiße Geflüster Fatmes, die mir mit festen Fäusten eben wieder einen Griff zeigte, hörte ich plötzlich die Stimme des Jonas

Barg, der inmitten der allgemeinen Verbrüderung dasaß, unbewegt wie ein Pfahl.

„Wir sitzen da, feiern uns und Sie als Kollegen, aber außer unseren Trikots haben wir noch keine Legitimation nachgewiesen. Wir sollten doch zeigen, was wir können.“

Die anderen besannen sich nicht lange, sprangen in den Sand der Manege und begannen ihre Künste zu zeigen, denen die Artisten Barnums mit einiger Verwunderung über so viel unvermutete Geschicklichkeit zusahen. Aber Jonas Barg schien mit diesem Triumph nicht zufrieden zu sein und machte den Vorschlag, daß Dittrich und ich uns auf dem Seile zeigen sollten. „Nur dort oben entscheidet sich, ob man Kraft, Mut und Ausdauer besitzt,“ und er wies nach dem Zeltdach des Rundbaues, unter dem sich noch von der Vorstellung her das Seil der Miß Ellida hinzog.

Ich halte es für meine Pflicht, hier zu bekennen, daß mich in diesem Augenblick ein solches Entsetzen, eine so fürchterliche Todesangst erfaßte, als ob ich, an den Rand eines Abgrundes geschleppt, den unabwendbaren Richterspruch vernähme, hineinzuspringen. Aber Dittrich sah der schönen Ellida in die spöttischen Augen und stimmte, von ihrem glitzernden Schlangenleib erhitzt, so unbedingt zu, daß ich kaum zu widersprechen wagte. Alle Einwände des Direktors wurden niedergeschlagen, und schon hielten einige dienstbeflissene Artisten das Tau, an dem wir zu dem hohen Drahtseil hinaufklettern sollten. Mein Geist raste in unmeßbar kurzen Zeiten an allen Möglichkeiten der Rettung vorbei, von einer Furcht gehetzt, wie sie nur

im Wahnsinn der Verfolgung noch vorkommen mag. Ich fand nichts, ich fand nichts . . . ich schrie nur hinaus: „Aber das Netz, es ist kein Netz da . . .“

„Mit dem Netz ist's nichts Unbesonnenes,“ sagte Jonas Barg wie ein Henker. „Mit dem Netz ist's Brotarbeit,“ sagte die schöne Ellida und lachte.

„Komm doch, komm,“ schrie Dittrich und faßte das niederhängende Tau. Unter dem rosigen Trikot sah ich seine Armmuskeln anschwellen und hätte ihn von dort fortzerren mögen, denn ich sah Jonas Bargs Augen wie glühende Eisen in Erdhöhlen. Es blieb mir nichts übrig, als ihm zu folgen. Zögernd machte ich zwei Schritte, stolperte über eine im Sand der Manege halbvergrabene Flasche — es durchzuckte mich, ich schrie auf und knickte zusammen. Man sprang zu mir und hob mich auf, fand heraus, daß ich mir den Fuß vertreten hatte, und setzte mich auf einen Stuhl. Nun war es mit meinen Seilkünsten vorbei, und mein leises Wimmern regte die schöne Fatme zu solchem Mitleid an, daß ihre derben Fäuste ganz sanft und zärtlich wurden. Dittrich aber griff zornig und ohne sich um mich zu kümmern hoch an dem Tau hinauf, zog sich empor und kletterte über unseren Köpfen weiter, während mir die Tränen schwer und heiß aus den Augen kamen, daß Fatme, von meinen Schmerzen weich gemacht, leise mitschluchzte. Nun tauchte Dittrich in die Regionen des Daches, ergriff das Seil und begann mit der rasch nachgezogenen Balancierstange seinen Gang. Vorsichtig schob sich ein Fuß vor den anderen, bis er festeren Schritt gefunden hatte und, gellende Schreie ausstoßend, immer rascher vorrückte.

Ringsum antwortete das Bellen, Grunzen und Brüllen der Tiere, die Laute knäulten sich zusammen, schoben sich über den Boden hin und schienen wie Dämpfe meine Lungen zu belegen. Ich wagte kaum zu atmen, denn ich fühlte Jonas Barg neben mir, und eben, als sich Dittrich oben in der Mitte des Seiles zu kurzer Rast niederließ, sagte er nahe bei meinem Ohr: „Sie sind zu vorsichtig, mein lieber Freund, für ein Mitglied des Klubs der Unbesonnenen. Verlangen Sie auch von mir, daß ich daran glauben soll, Sie hätten sich den Fuß vertreten?"

Er wußte es . . . er wußte es, daß ich eine Komödie spielte, bei Gott, eine erbärmliche Komödie, um nicht auf das Seil hinauf zu müssen, daß ich meinen Freund feige im Stich ließ, weil ich mich vor dem Tode fürchtete, weil ich ihn, Jonas Barg, fürchtete. Da lachte er neben mir, und ohne daß ich hinsah, glaubte ich zu fühlen, daß er mich verließ. Neben der schmeichelnden Fatme hingestreckt, suchte ich den Freund hoch oben mit meinen Blicken zu stützen und zuckte in unwillkürlichem Mitgehen die Füße. Plötzlich sah ich einen Schatten, einen langgestreckten Schatten mit eckigen Rucken, einer organlosen Gelenkigkeit gleichsam, das niederhängende Tau hinaufklettern. Dieser Schatten . . . dieser gräßliche spinnenbeinige Schatten — er war es. Es sah ihn niemand. Niemand schrie. Auch ich schrie nicht. Ich konnte nur mit den Armen um mich schlagen und aufspringen, während ich sah, daß der Schatten das Seil erreichte, sich aufrichtete und in der Helligkeit des elektrischen Lichtes deutlich wie eine Nebelsäule weiterglitt. Dittrich war fast

am Ende des Seils und begann sich eben zum Umkehren vorzubereiten, als der Schatten ihn erreichte. Ich sehe es noch immer vor mir, wie die Enden der Balancierstange in starke Schaukelbewegung kamen, wie Dittrich, das Gleichgewicht suchend, stillstand. In diesem Augenblick sprang der Schatten meinem Freund auf den Rücken und über dem bleichen, mit jähem Herumreißen uns zugewandten Gesicht Dittrichs glaubte ich einen Herzschlag lang das Grinsen des Jonas Barg zu sehen. Dittrich schrie auf, ganz anders als vorhin, nicht jauchzend, sondern in Todesangst, ließ die Balancierstange fallen und fuhr mit den Händen nach dem Halse, als ob er sich von würgenden Fäusten befreien wollte. Dann war nur noch ein ganz kurzer Kampf dort oben, ein Ringen mit der unerbittlichen Kraft der Erde, und nun riß es den Körper weit hinaus und schleuderte ihn mit verknäuelten Gliedern hinab. Er fiel so knapp vor den Füßen der Miß Ellida nieder, daß ihr glitzernder Schlangenleib jäh zurückfuhr.

Ich drängte mich nicht zu dem Zerschmetterten durch, ich hatte diesem Ereignis gegenüber keinen anderen Gedanken, als Jonas Barg zu suchen. Als ich mich wandte, stand er neben mir, und seine Augen, die wie glühendes Eisen in grauen Erdhöhlen lagen, hielten mich, der ich mich über ihn werfen wollte, schmachvoll zurück. Noch hatte ich keine Gewalt über ihn, noch mußte ich das Wort suchen, das mich von ihm befreite.

Das Schweigen nach dem Tode Dittrichs war unerträglicher als ein körperlicher Schmerz, am un-

erträglichsten für mich, der ich etwas so Seltsames gesehen zu haben meinte, daß mich die strenge Klausur fast vernichtete. Es drängte mich, die Gesetze des Klubs zu brechen, und oft, wenn sich in Abenddämmerungen unsere mühsame Heiterkeit matt verlor, war ich nahe daran, das auszusprechen, woran alle dachten. Die Abneigung der Klubgenossen gegen Jonas Barg war immer größer und ganz offenkundig geworden, als wüßten sie von jenem Verdachte, der mich beklommen machte, ohne daß ich ihm einen Namen fand. Nur Jonas Barg selbst schien nichts davon zu bemerken, er kam und ging wie früher, ohne daß es einem von uns gelang, das Geheimnis seines bürgerlichen Lebens zu ergründen. Trotz meiner Bemühungen kam auch ich zu keinem Ergebnis; nur so viel wurde mir klar, daß er nicht in der Stadt wohnte. Er war absolut, beziehungslos wie eine Naturkraft.

An Stelle unseres Artistentums wollte sich in den ersten Wochen kein neues Spiel einstellen. Der Professor Hannak, der in den Pausen zwischen unseren Gelagen historische Studien betrieb, brachte uns den Gedanken geschichtlicher Maskeraden nahe, in denen wir uns, von aller Gegenwart entfernt, dem Geiste vergangener Zeiten ergaben. In unserem Bestreben, rasch etwas Neues zu erfassen und die beiden Freunde zu vergessen, zu deren Gedächtnis die leeren Gläser vor ihren Plätzen aufforderten, wandten wir uns vor allem jenen Zeiten zu, deren Fröhlichkeit, von grausamer Hast aufgepeitscht, wie ein furchtbarer Wirbel schien. Die Verschwendung, mit der wir unsere Orgien im Stile der persischen Könige, der römischen Verfalls-

zeit, des französischen Rokoko ausstatteten, erreichte in kleinerem Maßstabe fast den Luxus jener Zeiten selbst. In der ganzen Stadt, deren Gemurmel wir in unserer streng geschlossenen Gemeinschaft zu verachten gelernt hatten, sprach man von unserem Treiben. Man betrachtete uns als Verlorene, und je häufiger die Prophezeiungen unseres schlimmen Endes trotz aller Vorsichten zu uns drangen, desto lauter lachten wir und desto maßloser wurden unsere größenwahnsinnigen Unternehmungen.

Irgend etwas trieb uns vorwärts, dem wir zu entfliehen suchten, weil wir es haßten, und es schien mir, als ob zwischen diesem Antrieb und Jonas Barg, der unbeweglich wie ein Pfahl alles mitmachte, irgendein Zusammenhang bestände. Es waren nicht mehr die gesteigerten Süchte des Lebens, sondern ein anderes, vielleicht sein gerades Widerspiel, wie ich mir in den grauen Tagen nach unseren wütenden Nächten eingestand. Das war keine Unbesonnenheit mehr, sondern Wahnsinn, der uns durch alle Labyrinthe des Genusses zerrte, und keiner von uns war einen Augenblick im Zweifel darüber, daß nur durch einen Zufall die Polizei noch nicht gegen uns eingeschritten war.

Eines Tages erhob sich Jonas Barg in unserer Mitte und, seine Augen starr auf mich gerichtet, lud er uns zu einem Feste bei sich ein.

„Ich sehe Sie sehr erstaunt, meine Herren," sagte er, „daß ich Sie zu mir bitte, weil ich bis jetzt noch keinen von Ihnen bei mir eingeführt habe. Aber meine, mir oft sehr lästige Zurückhaltung war stärker als der Wunsch, Sie bei mir zu sehen. Nun aber,

da Sie mit Ihren Interessen mein eigenes Gebiet berühren, wage ich Ihnen meine Bitte vorzubringen. Ich bin nämlich auch Historiker, Amateur selbstverständlich bloß, und bewohne in diesen schönen Herbsttagen seit Jahren einige Wochen hindurch die Räume der Burg Neufels."

„Neufels ist eine Ruine," rief der Oberleutnant.

„Eben darum liebe ich die Burg so sehr, denn wie Sie wissen, suche ich den Verfall. Übrigens kann ich Sie darüber beruhigen, daß Sie bei mir alles so finden werden, wie es Ihre starken Lebensinstinkte" — die leeren Augen brannten — „erfordern. Lassen Sie es meine Sorge sein, den Aufenthalt bei mir so amüsant zu machen, daß Ihnen alle Wünsche vergehen, aus meinem Bereiche zu entkommen. Sie sollen nichts vermissen oder, besser gesagt, Sie sollen nichts von dem begehren, was Sie jetzt für unentbehrlich halten."

Trotzdem Jonas Barg das Knarren und Kreischen seiner Stimme in ein liebenswürdiges Säuseln umzuwandeln suchte, fand meine Unruhe versteckte Drohungen, den Sinn heimlicher Bosheiten in seinen Worten. Und den anderen ging es ebenso, denn ihre Zustimmung verdeckte kaum einen maßlosen Haß gegen diesen Mann, der ihre Entschlüsse nach seinem Willen hervorzurufen schien. Wir alle knurrten wie wilde Bestien gegen den Bändiger, und vergebens strebte ich mich aus den Erschütterungen zu befreien, um jene Sicherheit wiederzugewinnen, die mich gegen Jonas Barg stark und siegesgewiß gemacht hatte. Es war ein Ringen um ein Ich, dessen besserer Teil,

dessen Mut und Zuversicht durch eine Verzauberung gebannt schien.

In solchen Zuständen pflegen die wichtigsten Veränderungen auf eine fast unerklärliche Art, ohne Kontrolle des Bewußtseins vor sich zu gehen. Irgendein unmerklicher Anlaß, die Färbung der Luft, ein verlorenes und wiedergefundenes Wort, das Bruchstück einer Melodie von ferne her, ein Vogelruf, das Glucksen der Wellen an den Stämmen des Ufers wirkt wie ein heftiger Schlag, löst eine ganze Fülle von Beziehungen aus, ein plötzlicher Taumel rennt alle Gesetze der Psychologie und Logik nieder, schwingt sich über alle Möglichkeiten hinaus und bewirkt die wunderbarsten Verwandlungen. Von dem Sonderbaren, das ich noch zu erzählen habe, ist das Sonderbarste, was ich am Abend vor dem Feste erlebte. Ich stand auf der Brücke über dem Fluß, sah das schmutzige Wasser, in dem die Abfälle der Fabriken schwammen und fühlte, wie ich leise der Richtung des Stromes entgegenglitt. Die Signalpfeifen und Nebelhörner der Fabriken ringsum heulten das Ende der Arbeit aus. Zwei Mädchen gingen hinter mir vorüber und lachten. Irgend jemand stieß mich an. Drüben stand ein Polizist bei dem Mann mit türkischem Honig und verzuckerten Feigen und spann die Fäden einer friedlichen Unterhaltung.

In diesem Augenblick sprach ich ganz ruhig und halblaut vor mich hin: „Wenn man den Namen Barg umgekehrt liest . . . B . . . a . . . r . . . g . . . so lautet er Grab.“ Ich erschrak und zitterte am ganzen Leibe, daß ich das Brückengeländer anfassen mußte.

Da aber fühlte ich mit der Rückkehr meiner ganzen Kraft einen ungeheuren Jubel, denn ich wußte, daß ich das Wort der Macht über den Feind gefunden hatte.

Nach dem Vorschlag des Professors Hannak hatten wir für das Fest die Zeit des Velasquez in Spanien heraufbeschworen und verwandelten uns am nächsten Abend in einem kleinen Bahnwächterhäuschen am Fuße der Ruine in spanische Granden, Mönche, Maler und Soldaten. Unser Zug versetzte einige Bauern, die uns auf dem steilen Pfad von der Ruine herab entgegenkamen, in grenzenlose Bestürzung, denn wir hielten durch einen beklommenen Ernst alle Gedanken an Maskenscherze von uns ab. Ich ging als letzter von allen, mit vollem Bewußtsein einem furchtbaren Erlebnis entgegensehend und entschlossen, uns mit allen Mitteln zu verteidigen.

Auf dem Burghof, zwischen verfallenen Stiegen, hockte Jonas Barg im Gewand eines Narren auf einem Stein und tanzte, nach einer kurzen Begrüßung, als Führer vor uns her. Die rissigen Mauern schlossen uns von allen Seiten ein und preßten uns in einen engen Gang, dessen Wände in gewissen Abständen Azetylenlampen trugen. Wie blühende Tulpen sprangen sie aus den feuchten Mauern und beleuchteten einen Weg, auf dem Jonas Barg unter den seltsamsten Verrenkungen vor uns hersprang. Von Zeit zu Zeit wandte er uns sein bleiches Gesicht zu, um sich zu überzeugen, daß wir ihm alle folgten. Endlos war dieser Gang, von dessen Helligkeit Seitengänge ins Dunkel fortkrochen, und es schien mir, als ob uns Barg absichtlich im Kreise führte. Der riesen=

hafte Apotheker war unerschrocken genug, sogar hier noch Scherze zu wagen, während die anderen alle von einer Lähmung überwältigt waren. Seine mühsamen Ermunterungen wurden von niemandem aufgenommen, und erst als man in dem großen Gewölbe des Banketts stand, fanden die anderen den Mut zu Worten. Hier hatte der Gastgeber den Sinn jener fanatischen und verschlossenen Zeit glücklich getroffen. Ein Luxus, dem eine beispiellose Grausamkeit zu Diensten verpflichtet war, eine Frömmigkeit, die sich ohne Scham mit der Wollust verbündete, schien dieses Fest veranstaltet zu haben. In diesem Gewölbe unter den Trümmern einer alten Burg waren alle Kostbarkeiten eines indischen Fürstenhofes zur Schau gestellt und mit einem düsteren Gepränge angeordnet, wie es allein der verruchten und vom Geist der religiösen Ekstase noch mehr aufgestachelten Überfeinerung Spaniens gelingen konnte.

Neben Geräten, die mit schamloser Kunst ihre Motive aus den abgelegensten Gebieten der Unzucht holten, standen Becher, die in erhabener Arbeit mit nicht minderer Meisterschaft das Leiden Christi zeigten. Mit ruchlosem Hohn waren dem Brote, das auf den Tellern lag, wie zur Weihe die heiligen Buchstaben I. N. R. I. eingeprägt, und die Handtücher zeigten auf feinstem Gewebe die Nachbildung des Schweißtuches der Veronika. Als Untersetzer waren die feinen Felle silbergrauer Kaninchen verwendet worden, aber die Tiere, denen man die Felle bei lebendigem Leibe abgezogen hatte, lagen blutüberströmt und noch immer zuckend unter einem Glassturz vor dem Teller eines jeden Teilnehmers an dieser Mahlzeit. Und in der

Mitte der Tafel erhob sich ein Kreuz mit einem marmornen Christus in Menschengröße, dessen Augen von innen heraus erhellt, den ganzen Tisch beleuchteten. Nebst diesem Lichte hatte jeder Gast an seinem Platz noch besondere kleine Leuchter, in denen sonderbare Kerzen brannten. Sie sahen aus wie getrocknetes Fleisch und dufteten nach Spezereien und Harz.

Rings um die Tafel, an der wir mit Widerwillen und Grauen saßen, zeigten kostbare Wandteppiche in reicher Arbeit Szenen aus dem Leben des Hofes, Monatsbilder und Landschaften aus den ungeheuren Gebieten des weltbeherrschenden Spanien. Unsere Diener holten die Gerichte aus einem Nebenraum, wo sie in verschlossenen Behältnissen bereit standen und trugen sie mit schlotternden Gliedern auf, während Jonas Barg zwischen den Leuten hin und her sprang, sie mit seiner Peitsche schlug und sie wegen ihrer Ungeschicklichkeit und Langsamkeit ausschalt.

Zwischen dem Professor, dessen langer Knebelbart wie ein Horn von seinem Kinn wegstand, und dem Rechtsanwalt, der die Glieder fröstelnd in seine Mönchskutte schlug, saß ich und konnte von dem zuckenden Tiere nicht wegsehen, das vor mir unter seinem Glassturz verendete. Ich war entschlossen, nichts von diesen Speisen zu genießen und nichts aus diesen Pokalen zu trinken, deren Form einen unflätigen Witz in Gold prägte. Jonas Barg war ganz anders als sonst, seine Unbeweglichkeit schien wie eine Maske von ihm gefallen, aber das närrische Wesen, mit dem er die Pflichten des Gastgebers erfüllte, machte ihn noch scheußlicher. Seine Augen glühten, und plötzlich fand

ich den Vergleich in mir, nach dem ich schon so lange vergebens gesucht hatte: wie das Feuer der Hölle zwischen den Spalten einer zerklüfteten Erdkruste sichtbar wird. Von einem zum anderen hüpfend, nötigte er uns zum Essen und Trinken und blieb auch mit den gleichen Zeremonien vor den leeren Plätzen stehen, wo wie immer zwei Gläser an unsere toten Freunde erinnerten.

So schritt die Nacht bis zu ihrer Mitte fort, und eine Art von Tobsucht bemächtigte sich meiner Freunde, die aus dem gleichen Instinkte entsprang, aus dem sich Verbrecher zu betäuben wünschen, ehe sie zum Tode geführt werden. Die peinvolle Lustbarkeit unter den glühenden Augen des Christusbildes wurde im Anblick der verendeten, blutigen Kadaver unter den Glasglocken, beim Geruche dieser Räucherkerzchen aus gedorrtem Fleisch für mich, den einzigen, der sich in der Erwartung einer Gefahr seine Nüchternheit bewahrte, so widerwärtig, daß mich ein zorniger Ekel zu überwältigen drohte. Am widerwärtigsten wurde es, als um Mitternacht einige in der Stadt zur Genüge bekannte Dirnen hereinsprangen, um in unzüchtigen Tänzen ihre Geschicklichkeit zu zeigen und sich auf dem großen Teppich unter dem Gewieher der Zuschauer zu wälzen. Nachdem Jonas Barg sie mit der Peitsche wieder hinausgejagt hatte, erhob sich der ungeheuere Apotheker schwankend von seinem Sitz und begann lallend ein Lob des Gastgebers, dem er reichlich spanische Flüche beimengte, wie er sie einmal auf einem Sommeraufenthalt in den Pyrenäen gelernt hatte. Jonas Barg erhob sich zur Erwiderung, die Augen lauernd auf mich gerichtet, und sprach, indem er die Worte

wie Steine in seinem Munde zu wälzen schien: „Oh, meine Freunde, wie freue ich mich, daß mein Gastmahl euren Beifall findet. Habe ich doch lange gezögert, euch in mein Reich zu führen, weil ich besorgt war, daß euer Lebensmut und -übermut es hier etwas zu düster finden werde. Aber nun muß ich zu meiner freudigen Verwunderung erfahren, daß gerade unter den Schatten dessen, den auszusprechen unsere Satzungen verbieten, das Leben um so greller und lauter blüht. Hier, von den Sinnbildern seiner Macht umgeben, von den mannigfachsten Verwandlungen eines und desselben — wie soll ich sagen — umzingelt, springt eure Lustigkeit noch ganz anders als auf der gleichgültigen Oberfläche der Dinge. Und: geben Sie acht, meine Herren, es soll noch viel lustiger werden.“ Er befahl, daß Wein eingeschenkt werde und hob seinen Becher mit der schweren, dickflüssigen, dunkelroten Flut, nachdem er sich überzeugt hatte, daß auch die kostbaren Glaspokale vor den leeren Plätzen der toten Freunde gefüllt worden waren. „Nun, meine Herren, dieser Wein, der beste aus der spanischen Abteilung meiner Kellereien bekomme Ihnen wohl. Auf eine fröhliche Fortsetzung unseres Festes. Wenn ich auch, wie Sie wissen, ihre überschwengliche Liebe keineswegs teile, so kenne ich doch die Pflichten des Gastgebers und fordere Sie also auf, Ihren Tyrannen, das Leben zu grüßen, so wie die zum Tode schreitenden Gladiatoren noch einmal ihrem Cäsar zujauchzten.“

Während die anderen alle auf den seltsamen Toast anstießen, goß ich meinen Wein unbeachtet auf die Erde zu dem Inhalt unzähliger anderer Gläser, von

denen ich mich auf die gleiche Weise befreit hatte. Dabei sah ich mit dem Wunsche nach scheinbarer Unbefangenheit nach den Plätzen der toten Freunde, vor denen die vollen Glaspokale standen und sah . . . wie der dunkelrote Inhalt der Gläser langsam schwand, ohne daß sie von jemandes Hand emporgehoben und von jemandes Lippen berührt worden wären.

Da wußte ich, daß der Augenblick des Kampfes gekommen war.

Jonas Barg sah mit widerlichem Grinsen die ganze Runde der Zecher entlang, die längst den Sinn ihrer Vermummung vergessen hatten, stierte jedem einzelnen ins Gesicht und sprach, indem er mit der Peitsche in die hohle Handfläche schlug: „Nun, Kinder, wollen wir einen Spaziergang machen. Zwischen den zwei Abschnitten eines Festes pflegte der Hof sich in dem ungeheuren Park des Escurial zu ergehen. Wir wollen die alte, gute Sitte befolgen, und ich bitte euch, mit mir in meinen Park zu kommen.“ Seine Hand streckte sich gebieterisch nach einem der großen Wandteppiche, auf dessen farbenbunter Fläche die Baumgruppen und Wiesen eines Parkes in erhabener Stickerei dargestellt waren. Indem ich seiner Hand folgte, sah ich die Bäume und Gebüsche immer deutlicher hervortreten, sich plastisch abheben, zu großen Massen vereinigt rauschende Wipfel aneinanderdrängen. Zwischen den Gruppen dehnten sich die Rasenflächen mit gewundenen Wegen weit hinaus und leiteten in eine freie Landschaft hinüber. Bis jetzt war alles nur wie ein Modell geblieben, aber nun wuchsen die Bäume aus Spielzeuggröße zu den Verhältnissen

der Wirklichkeit an, bogen sich im Nachtwind und verhüllten die freien Flächen zwischen ihren Stämmen mit feuchten Schatten. Das verdunkelte Bild wurde tief und so gefährlich schön, daß ich, der ich auf alles bereit war, erbebte.

Ein mächtiger, geheimnisvoller Park lag vor uns.

„Nun, Kinderchen, nehmt Fackeln mit, die unseren Weg erleuchten. Die hübschen Mumienkerzchen aus Fingern und Zehen, aus Schenkelknochen und Schlüsselbeinen sollen uns Licht geben.“ Im Taumel des Sieges achtete Jonas Barg nicht auf mich, faßte seinen Leuchter und alle — alle ergriffen schweigend die Kerzen neben ihren Tellern, ordneten sich zu einem langen Zug, und alle — alle schickten sich an, ihm zu folgen. Jonas Barg schritt hüpfend voran und war im Begriff, in den Schatten der ersten Baumgruppe einzutreten, als ich, außer mir vor Angst und Entsetzen, losbrach.

„Jonas Barg,“ schrie ich, „Jonas Barg! Gib dem Grab wieder, was aus dem Grab gekommen ist!“

Da war es, als ob ein plötzlicher Erdstoß die Umrisse aller Gegenstände vor mir verwischte. Die Bäume und Gebüsche, der ganze nachtdunkle Park schwand in die Ferne eines nebelhaften Hintergrundes, vor dem sich ein fratzenhaftes Schauspiel zutrug. Vor diesem Hintergrund, der wie eine Dekoration jede Gebärde hervorhob, stand Jonas Barg, von furchtbaren Krämpfen gerüttelt, die ihn herumrissen und seinen Körper jetzt auftrieben und jetzt zusammenzogen. Er versuchte sich aufzubäumen und griff mit langem Arm nach mir. Aber die Hand sank herab, sein Gesicht

starrte grausig wie eine Totenmaske, und plötzlich verschwand er mit einem furchtbaren Schrei in einer jähen Finsternis.

Wie lange diese Finsternis auf uns lag, vermag ich nicht zu sagen; es dauerte wohl kaum länger als einige Minuten, aber wenn das Leben so in die Abgründe des Raumes stürzt, scheint es auch die Zeit mitgerissen zu haben. Beklommene Atemzüge brachten meinem erwachenden Bewußtsein die ersten Eindrücke. Es waren meine eigenen, aber nun konnte ich auch bald andere in meiner Nähe unterscheiden, und durch Tasten und zaghaftes Geflüster überzeugten wir uns, daß wir noch alle lebten. Wir wagten noch kaum den Gedanken an Rettung auszusprechen und bemühten uns, einander die in den Statuten vorgeschriebene Gelassenheit im Unglück zu beweisen, als Lichter und Stimmen vom äußersten Ufer unseres Meeres, von Schweigen und Finsternis her, uns in die Welt zurückriefen.

Durch die engen Gänge wand sich die Schar unserer Retter zu uns. Die Bauern, die unserem seltsamen Zug verwundert begegnet waren, schlugen Lärm, als wir nach drei Tagen aus der Ruine noch nicht zurückgekommen waren, und die Hilfsexpedition fand uns nach langem Suchen und gefährlichen Wanderungen durch halbverschüttete und den Einsturz drohende Stollen. Die Fackeln zackten in diesem unterirdischen Gemach unsere Schatten wie Ungeheuer der Urwelt an die Wand. Wo die Tafel gestanden hatte, lag ein wüster Schutthaufen, die Wände waren nackt und glitzerten von rieselnder Nässe. An der Stelle

des Wandteppichs aber, dessen gestickte Parklandschaft sich in den Schein der Wirklichkeit verwandelt hatte, an dieser Stelle, wo Jonas Barg mit einem furchtbaren Schrei verschwunden war, klaffte zwischen den Quadern der Grundmauern ein schwarzes Loch, hinter dem unsere Untersuchung einen jähen Absturz fand. Dorthin war der Weg des Jonas Barg und dorthin war die Richtung des Zuges, den er anführte.

Ich ließ nicht nach, bis man mit Hilfe von zusammengebundenen Leitern, von Seilen und von Fackeln den Abstieg wagte und zog alle meine Freunde hinter mir her, denn ich sagte mir, daß die Last des Unerklärlichen wenigstens zum Teil von uns genommen werden müßte, wenn wir wieder dem Leben in die Augen sehen wollten. In Brunnentiefe ging es hinab, in mehr als Brunnentiefe, in eine jener Mördergruben, die in alten Burgen zur Aufbewahrung blutiger Geheimnisse dienten. Als wir endlich auf dem Grunde angelangt waren, fanden wir neben einem Spalt, der noch weit tiefer hinabführte und in dessen Dunkel unten, ganz unten ein Wasser rauschte, ein Skelett; die Arme waren auf den Rücken geschnürt, die Beine übers Kreuz gefesselt, und zwischen den blanken Zähnen des Totenkopfes stak ein Tuch, das wohl jetzt vermodert und morsch war, aber selbst noch in diesem Zustand den Krampf der Windungen ganz deutlich bewahrte, sowie man es gewaltsam in diesen nun schon lange stummen Mund gepreßt hatte.

Obzwar kein Zeichen darauf hindeutete, daß dieses Skelett zu unserem verschwundenen Gastgeber irgend welche Beziehungen habe, wußten wir alle, daß hier

die Reste des Jonas Barg vor uns lagen. Und es war, als ob meine Freunde sich in plötzlichen Explosionen von ihrem lange angesammelten und unterdrückten Haß befreiten. Sie knirschten mit den Zähnen, begannen zu brüllen wie die rasenden Tiere und wollten sich mit Fäusten und Messern über das Gerippe werfen. Da kam das Mitleid in mich, das sich dunkel gemeldet hatte, als ich ihn in den grausamen Zuckungen vor dem Hintergrund der nächtigen Parklandschaft schwanken sah; es kam groß und strahlend, scheuchte meine Freunde zurück und gab mir die Worte: „Meine Freunde, bewahrt euch die Großmut der Lebendigen auch gegen den Tod. Wie muß dieser das Leben geliebt und genossen haben, daß er es noch immer aufzusuchen gezwungen ist, obzwar er es haßt und vernichten möchte."

Mit einer Gebärde des Schauers ließen die Freunde von dem Skelett ab, senkten die Köpfe und folgten mir aus dem Brunnen und aus der alten Burg, hinaus, wo das Leben mit einem strahlenden Herbsttag auf uns wartete.

Nachschrift.

„Sehr geehrter Herr Doktor! Ich habe für den Bericht, um den Sie mich baten, an Stelle einer trockenen Relation die Form einer Novelle gewählt, weil meine Kritiker versichern, daß sich in den Arbeiten dieser Art mein Talent am besten bewährt. Auch ein anderer Grund war für mich bestimmend. Ich konnte Ihnen so am besten zeigen, wie alles innerlich zusammenhängt, wie eins meiner Erlebnisse aus dem anderen

fließt und wie jene Sprunghaftigkeit des Denkens, die mir meine Feinde andichten möchten, durchaus nur in ihrer boshaften Phantasie existiert. Ich bitte Sie sogar, diese Erzählung genauestens zu prüfen und mir mitzuteilen, ob Sie jene Stelle zu finden imstande sind, von der an — wie diese Menschen behaupten, die meine Verlobung mit Fräulein Margarete Steinbrecher hintertreiben möchten — ein Irrewerden meiner Erinnerung zu bemerken ist. Daß meine ehemaligen Klubgenossen dem Abtrünnigen wenig hold sind, möchte ich noch begreiflich finden. Daß sie aber so wenig Ehrfurcht vor der Wahrheit haben, den Tod des Ingenieurs Munk und meines Freundes Dittrich nebst allen Umständen zuzugeben und alles Weitere für eine Erfindung meines angeblich kranken Hirnes zu erklären, nur um auf diese wenig vornehme Weise, meinen zukünftigen Schwiegervater an mir irre zu machen — das finde ich über alle Gesetze der Ehrlichkeit und des Anstandes hinausgehend. Ich erwarte von Ihnen eine unparteiische Prüfung aller Begebenheiten und meiner Art sie vorzutragen und hoffe, daß Sie das Resultat Ihrer Untersuchung meinem Schwiegervater und Fräulein Margarete Steinbrecher in geeigneter Weise zur Kenntnis bringen werden."





Laertes.

Der Direktor telephonierte es dem Theatersekretär, der eben alle Greuel der Wolfsschlucht hinnehmen mußte, der Theatersekretär ließ die ungeheure Neuigkeit sofort auf den Regisseur überströmen, der Regisseur leitete sie auf Samiel, Agathe und Kaspar weiter, die Agathe sagte es dem Kollegen vom Schauspiele, der sie im Dunkel der Kulissen bewunderte, und wie ein Wasserfall von der Höhe stürzt, rauschte die Nachricht aus den hellen Höhen; verästelnd, sich erbreiternd, alle Hindernisse überspringend, funkelnd und betäubend bis zu den untersten Dunkelheiten der Theaterarbeiter. Zwischen Versenkung zwei und drei, zwischen „Abenddämmerung" und „Mondschein" auf dem Schnürboden, unter der Brücke, auf der Agathes Geist erscheint, hinter dem borstigen Rücken des Wildschweines und neben der großen Trommel des Wassersturzes flüsterte man davon. Dann quoll die Nachricht in die Stadt hinaus und brachte die Welt, deren Mittelpunkt die Raritäten des Theaters sind, in Aufregung. Der Kellner im Café Stadttheater servierte mit der Melange diskret dieses neueste Bühnenereignis und berechnete aus dem überraschten Aufschauen des Gastes den

Tageskurs seines Trinkgeldes. Alle Freunde der Kunst schüttelten die Köpfe und die ältesten unter ihnen konnten gar nicht wieder aufhören, als wären sie durch den Schrecken in Pagoden verwandelt. Aus dieser Nachricht rüttelten sich eine Menge von Gesprächsstoffen, von Vermutungen, von Aphorismen, von guten und schlechten Witzen, wie die Bänder, Sträuße, Bonbonnieren, Kaninchen aus dem Zylinder eines Magiers.

Vormittags um elf hatte Josef Prinz dem Direktor mitgeteilt, daß er bereit sei, den Hamlet zu spielen, und als er nachmittags um drei nach Hause kam, erwartete ihn seine Wirtin mit festlich verdoppelten Schminkschichten und vor Erregung etwas mißratenen Augenbrauen.

Ihre Fußspitzen quälten sich mit Schweben ab und ihre Arme klappten auf und nieder, wie die Flügel einer verlassenen Windmühle: „Ich höre, ich höre . . . oh, ich bin außer mir. Ist es möglich, Herr Prinz! Oh, Sie wollen uns wieder, ich fasse es nicht . . . Sie wollen uns wieder Ihren Hamlet schenken. Oh . . . dieser Monolog! Wie Sie diesen Monolog gesprochen haben . . .!“

Prinz drängte an den Windmühlflügeln vorbei und kämpfte sich gegen die Türe seiner Wohnung zu. Zwischen zwei Drehungen und drei Ausrufen entschlüpfte er der Gefahr, nahm auf der Schwelle seiner Tür die Pose eines Cäsars an, der einen Weltteil verschenkt und rief: „Sie sollen eine Freikarte haben.“ Dann schützte er sich durch einen starken, einbruchsicheren Riegel. Aber um vier mußte er dem Theater-

diener öffnen, der ihm die Rolle und einen Strauß taktloser Fragen und Andeutungen brachte. Um fünf übergab ihm der Briefträger dreiundzwanzig Briefchen in zarten Farben von Lila bis Rosa, mit allen Gerüchen von Moschus bis Heliotrop mit den glühendsten Ausdrücken innigster Verehrung und heißer Sehnsucht nach dem Wiedersehen des göttlichen Hamlet.

Um halb sechs kam mit der Dämmerung sein Freund Gustav Rietschl. Er fand Hamlet in Grau gehüllt, mit zwei roten Blutflecken des sinkenden Abends auf Brust und Schultern und den Degen sinnend vor sich, daß die schmale Klinge im Halbkreis vom Korb zum Fußboden sprang. Der Spiegel wiederholte dies alles noch einmal, fahler, grauer und leblos starrer als die Wirklichkeit.

„Ich höre, daß du wieder den Hamlet spielen willst.“

„Ich habe mich dazu entschlossen. Der Direktor hat mir stark zugesetzt, um den Shakespeare-Zyklus zu ermöglichen und ich . . . warum sollte ich nicht wieder einmal den Hamlet spielen. Meine beste Rolle . . . lächerlich!“

„Wenn du selbst das von damals überwunden hast, warum solltest du ihn nicht spielen? Gewiß.“

„Ich . . . ich habe es überwunden.“ Prinz ließ die Klinge aufspringen, daß sie leise im Korbe klirrte. Die blutigen Flecken auf Brust und Schultern breiteten sich im Grau aus, verschwammen und zitterten ins Dunkel hinüber.

Der Freund sah den schmalen, schwarzen Streifen der Klinge von der Hand Hamlets ausgehen, wie

einen ins Ungewisse gerichteten Willen. „Wie lange ist das doch schon her?“

„Du bist glücklich, daß du nicht die Jahre zählen mußtest. Fünf Jahre Verbannung von dem Besten und Höchsten meiner Kraft.“

„Ich kann es mir denken, daß dir jede Wiederholung auch alles Entsetzen von damals hätte furchtbar zurückbringen müssen.“

„Eine Laune, mein Lieber, eine Laune. Oder glaubst du vielleicht, mein Gewissen . . . Willst du vielleicht sagen, daß mehr als ein unglücklicher Zufall . . .“

„Aber . . . aber, Prinz! Du scheinst noch immer nicht ganz überwunden zu haben. Deine Aufregung damals hat deine Nerven stark mitgenommen.“

„Ja, es war furchtbar, als er so vor mir lag. Blut auf seinem Wams und mein Degen voll Blut. Kein Theatertod, von dem man sich erhebt, um sich dem Beifall des Publikums lächelnd zu verbeugen, sondern der wirkliche Tod. Noch ein paar Zuckungen und Krämpfe und dann taub für das Klatschen. Dieses Klatschen war furchtbar. Sie wußten nichts und glaubten an einen Triumph der Schauspielkunst. Fontinbras mußte die Worte finden, die uns anderen erstarrt waren.“

Die Wirtin brachte die Lampe, froh, einen Vorwand gefunden zu haben, um zu Prinz vorzudringen. Aber ihre Liebenswürdigkeiten und die erhöhte Farbigkeit ihres Gesichtes gewannen sich keine Beachtung. Als sie schmollend gegangen war, legte Hamlet den Degen auf den Tisch. „Ein Zufall, Freund, ein unglücklicher

Zufall. Ein Versehen des Requisiteurs und der Tod stand unter uns. Ich schwöre dir, ein Zufall."

„Es zweifelt niemand daran."

„Seitdem trage ich meine eigenen Waffen, von denen ich weiß, daß sie stumpf und unschädlich sind." Er bohrte die Spitze des Degens gegen die Handfläche, als wollte er einen Richter von seiner Unschuld überzeugen. „Und doch . . . wenn sich auf der Bühne die Klingen kreuzen, so zittere ich und meine Fechterkünste sind nicht besser als die irgendeines Statisten."

„Ich habe es bemerkt."

„Hast du es bemerkt? Nicht wahr! Vielleicht hat es auch das Publikum bemerkt. Und überhaupt, weißt du, ich fühle mich seitdem nicht mehr voll. Die Kritik schont mich nur. Aber ich will kein Almosen des Beifalls. Wenn ich den Hamlet wieder gespielt habe, bin ich frei. Ich muß wieder einem Laertes gegenübertreten, ich muß ihn sich erheben und lächeln sehen, weißt du, dann habe ich dieses greuliche Gespenst besiegt."

Er wuchs zu voller Schlankheit empor und fiel aus einer raschen Fechterstellung mit einigen Stößen aus, die einen körperlosen Feind durchbohrten. Dann sank der Degen wie in Verzweiflung am Sieg. „Du warst . . . nicht wahr, du warst doch damals meist um mich? Als ich im Nervenfieber lag. Was habe ich in meinen Delirien gesprochen? Ich meine, woraus setzten sich meine Phantasien zusammen?"

„Bruchstücke aus Hamlet zumeist. Von Ophelia kam viel vor und auch von Laertes. Du nanntest sie mit ihren bürgerlichen Namen und warfst die Be=

ziehungen durcheinander. Ein wenig Wirklichkeit war auch dabei, denn ich denke, das Gerücht von deinem Verhältnis mit der Witte hatte doch recht."

„Unsinn!"

„Also nicht? Ich dachte, weil sie doch gleich nachher mit Pönale aus dem Engagement ging. Man sprach davon, und einige wollten wissen, daß es zwischen euch wegen des Laertes-Tiefenbach einen großen Krach gab."

„Unsinn! Unsinn!"

„Es scheint dich aber doch beunruhigt zu haben. Du sprachst . . . freilich waren das Fieberideen."

„Nichts als Fieberideen. Mein Gehirn nahm auf, was es davon fand und mengte alles durcheinander. Ich danke dir . . . aber du sprichst nicht davon, überhaupt ist es am besten, wenn wir nicht mehr davon sprechen. Komm, Geist meines Vaters, wir wollen gehen und Dämon Alkohol beschwören."

Sie rüsteten sich, gingen an der feierlich bemalten Wirtin vorbei, großartig wie Könige und verschlossen wie Verschwörer und zitierten im Hinterzimmer der „Blauen Affengattin" den Dämon Alkohol.

Die Proben zu „Hamlet" wurden diesmal sehr gründlich genommen. Prinz, der mit zusammengebissenen Lippen, bleich und entschlossen auf der Bühne stand, wehrte sich gegen jeden Schlendrian und alles zitterte davor, einen zweiten solchen Ausbruch zu erleben, wie bei der ersten Probe. Er hatte einen nachlässigen Statisten gepackt und mit zwei Ohrfeigen in die Kulissen geworfen, daß er winselnd zu den Füßen des Polonius niederstürzte. Der Statist hatte

nun den rauhen Hamlet geklagt, aber die anderen hüteten sich doch, durch die Unarten der Proben seinen Zorn aufzurufen. Fast unheimlich, regungslos wie der steinerne Gast stand Prinz unter den in ihrer Stimmung sehr gedrückten Kollegen, und die leichten Witze schlichen gebunden in den dunkeln Winkeln umher. Vor seinem unerbittlichen Gesicht zerbrachen die immer bereiten Scherze in armselige Worte voller Bescheidenheit und Angst, als ob hier etwas vor ihnen stünde, dessen Bedeutsamkeit weit über allem Schein der Bühne wäre.

„Wie einer, der seine eigenen Totenspiele inszeniert," flüsterte König Claudius dem Gustav Rietschl zu, der den Geist von Hamlets Vater zu mimen hatte. Der junge Darsteller des Laertes, der erst zwei Jahre im Engagement war, wagte die gefährliche Frage nach dem Unfall seines Vorgängers. An Rietschls Schweigsamkeit prallte seine Neugierde ab und er mußte sich mit dem begnügen, was ihm König Claudius nachmittags beim Tarockspiel an unzusammenhängenden Gerüchtfragmenten, barocken Bruchstücken, gewagten Vermutungen und boshaften Anspielungen mitteilen konnte. Was er da hörte, regte ihn auf, und er empfand prickelnd die lüsterne Sensation, an eine Stelle zu treten, die vom Tod verflucht und geweiht war. Prinz kleidete sich für seine Phantasie in den Panzer des Sonderbaren und Geheimnisvollen, und aus dem einen geflüsterten Wort stiegen ihm die köstlichen Wonnen furchtsamen Abscheues auf. Zwischen zwei Runden hatte sich König Claudius weit vorgeneigt, damit es Güldenstern, der Kiebitz, nicht hören könne:

„Man spricht, aber du wirst davon den Mund halten, daß das damals nicht Zufall war, sondern . . . na also Absicht, weil der Tiefenbach mit der damaligen Ophelia . . .“ Ein kräftig angesagter Pagatultimo brachte König Claudius auf andere Geleise, und der junge Laertes mußte sich selbst in den Zauberwald der Möglichkeiten auf die Suche begeben. Sein Eifer und seine nervöse Anspannung stieg, je wunderbarer ihm das Erlebnis erschien, mit einem Mörder die Klingen kreuzen zu sollen. Diese Vorstellung lockte ihn an wie ein Abgrund, und er kam sich so interessant vor, wie der Bändiger einer ungeheuren Gefahr, die unfaßbar und deshalb um so größer und schöner ist. Er war darum ganz außer sich und zweifelte an der göttlichen Gerechtigkeit, als er am Tage vor der Aufführung die Anzeichen einer schweren Influenza fühlte. Trotzdem er einen Teil seiner Monatsgage in Kognak anlegte, zwang ihn das Fieber nachmittags ins Bett, und der Arzt nahm ihm alle Aussicht auf das große Erlebnis des morgigen Abends.

Der Direktor und der Theatersekretär waren nicht weniger verzweifelt, fluchten auf das schlechte Wetter, das den Spielplan gar nicht beachte und griffen gleichfalls zum Kognak. Beim fünften Glas machte der Sekretär den Vorschlag, den Laertes durch einen minderen Darsteller zu besetzen. Aber der Direktor fuchtelte ihm seine Gegengründe vor das Gesicht: nie . . . nie . . . nie würde Prinz eine Besetzung durch eine minderwertige Kraft zugeben. „Er will sich doch gewissermaßen rehabilitieren. Glänzend einführen und alles zeigen, was er kann. Das ist einfach unmöglich.“

Beim siebenten Glas endlich erstrahlte der Ausweg in wunderbarer Helle. „Hildemann aus Prag als Aushilfe," schrie der Sekretär und erhob sich halb von seinem Samtfauteuil, und „Hildemann aus Prag," donnerte der Direktor.

Sie brachten ihren Vorschlag vor Prinz, und er nickte mit der düsteren Miene Hamlets Gewährung.

„Hildemann aus Prag ist gut," sagte Gustav Rietschl und beschwichtigte den Freund, den der Wechsel doch unruhig machte. „Mit Hildemann brauchst du keine Probe, der ist fest und hat schon mit den besten Leuten gespielt, verlaß dich auf ihn." Hildemann sagte zu und versprach zur rechten Zeit, noch kurz vor der Vorstellung — früher war es ihm unmöglich — einzutreffen. Für Prinz war der Tag der Aufführung voll kochender Unruhe.

„Ich hätte doch gerne noch mit ihm geprobt," sagte er abends zum Garderobier, als er den Degen umhängte. Dann schritt er auf der dunkeln Bühne auf und ab und sah in das leere Haus, immer wieder zu dem in die Schleier des Geistes gehüllten Freund zurückkehrend. „Ich bin sehr aufgeregt, ich bitte dich, verlaß mich nicht."

„Kein Wunder, wenn du heute Lampenfieber hast . . ."

„Lampenfieber? . . . Fast möchte ich sagen Angst . . . Weiß der Teufel . . . ist Hildemann schon hier?"

„Ich weiß es nicht. Aber er ist gewiß schon hier."

Und Prinz wanderte weiter auf der noch mit allem Grauen des Unlebendigen erfüllten Bühne, vom Vorhang zum Rande der Schloßterrasse von

Helsingör und wieder zurück, als ob er mit seinen Schritten die Qual der Einsamkeit zerreißen wollte. Die Wachen zogen auf und lehnten die Hellebarden an die gemalten Türme, um sich noch die Stiefel hochzuziehen, die Halskrausen zurechtmachen, und Hamlet erschauerte vor ihren Schatten, als ob sie aus einer fremden, unbegriffenen Welt über die Bühne kröchen. Aus dem lebhaften, gefüllten Haus, aus dem mit Erwartungen versammelten Publikum kam ihm diesmal keine Zuversicht, und er wagte nicht einer Unruhe nachzufragen, die hinter den Kulissen jemanden zu vermissen schien.

Das Zeichen zum Beginn riß ihn empor, und mit einem plötzlichen Erschrecken begann er das nun Unwiderrufliche zu bedauern. Die Frage, warum er sich auf dieses grausame Spiel voll unbehaglicher Erinnerungen, voll blutiger Gestalten eingelassen habe, bestürmte ihn, und er hoffte nun, den Sinn des verzweifelten Hin und Her im Hintergrunde der Bühne im Ausbleiben Hildemanns zu finden. Dann war die Aufführung unmöglich, mußte im letzten Augenblick abgesagt werden, und aus allen Ängsten führte für ihn ein Weg der Rettung. Aber nach seiner ersten Szene erwartete ihn ein Schatten und trat auf ihn zu.

„Herr Hildemann?“

„Herr Prinz?“

Hamlets Vater scherzte über die Verspätung.

„Oh, ich bin zuverlässig. Wenn ich zugesagt habe, so komme ich sicher.“ „Wollen wir nicht rasch die letzte Szene probieren?“

„Das Gefecht? Es ist nicht nötig. Sie fechten

gut, und Sie sollen sehen, daß ich ein tüchtiger Gegner bin. Wir wollen es schon machen . . ."

Laertes nahm Abschied von Polonius und Ophelia. Seine Warnung vor Hamlet war trocken und geschäftsmäßig und doch seltsam erregend. Dann verschwand er, und als ihn Hamlet, der von einer schreckhaften Unruhe umhergetrieben wurde, suchen wollte, war er nicht zu finden, als wäre er wirklich jenseits eines unüberbrückbaren Meeres. Zitternd lag seine Seele in der Szene mit dem Geist seines Vaters auf den Knien. Das Unerklärliche und Gespenstige des so vertrauten Vorganges wirkte wie Gift auf sein Blut, bis er mit Flimmern in den Augen und Sausen vor den Ohren am Ende fast zusammenbrach.

Im Publikum antworteten Schauer der Ahnung auf die in die Grenzen der Kunst gezwungene Angst Hamlets. Man fühlte sich vor der Offenbarung mystischer Ereignisse, vor einer seltsamen Symbiose von Schauspiel und Wirklichkeit und schrieb alle Erregung der unvergleichlichen Künstlerschaft des Darstellers zu.

Hamlet erschien an der Rampe und verneigte sich, totenblaß und mit zuckenden Händen vor dem begeisterten Haus. Dann jagte er wieder Hildemann nach, ohne ihn finden zu können. Rietschl hatte die Schleier des Geistes zurückgestreift und sah aus wie ein Beduinenhäuptling. Er wollte dem Freund durch seinen Händedruck von den kühlen Schätzen seiner Ruhe geben. Aber Prinz faßte ihn und riß ihn fast um: „Hörst du, hörst du, das ist gar nicht Hildemann . . ."

„Na, erlaube, wer sollte das denn sein . . .“

„Hildemann ist's nicht. Ich kenne ihn nach den Bildern . . .“

„Und ich kenne ihn persönlich und sage dir, es ist Hildemann . . .“

„Merkst du denn nicht, Mensch, um Gottes willen, wie sich unter seinem Gesicht ein zweites immer vorschieben will. Es ist, als ob er zwei Schichten übereinander hätte. Es kämpft mit dem anderen und drängt es zurück . . . aber es wird ausbrechen . . .“

„Hast du vielleicht aus Angst vor der Influenza zu viel Kognak . . .“

„Um Gottes willen! Sieht das niemand? . . . sieht denn das niemand, daß er mich haßt. In der Szene mit Ophelia . . . wie er mit den Zähnen knirschte und mit den Augen rollte, als er von Hamlet sprach. Das ist nicht Spiel, das ist echter Haß . . . jenseits aller Maske . . . Und wo ist er, wo steckt er? Ich will ihn zur Rede stellen.“

„Willem, fall nit von's Jerüst.“

„Mach keine Späße. Ich bitte dich, verlaß mich nicht . . . bleib in meiner Nähe. Immer in meiner Nähe. Ich will dir etwas Schreckliches sagen . . . ich . . . ich fürchte mich.“

Rietschl begann zu besorgen, daß die Vorstellung mit einer Absage endigen werde und verstärkte alle suggestiven Kräfte seiner Freundschaft. Zwischen stumpfsinnigem Brüten, einer verlorenen Gleichgültigkeit, einem hastigen Aufzucken und einer unsteten Reizbarkeit ging die Darstellung des Hamlet weiter. Er gab das Schauspiel eines Verurteilten, der sich vor der

Vernichtung in sich verkriecht und dann wieder mit den Fäusten gegen die Wände schlägt. Der Monolog über Sein oder Nichtsein schwankte zwischen melancholischer Teilnahmslosigkeit und furchtbaren Ausbrüchen; die letzten Sätze kamen mühsam und undeutlich hervor, während die Zähne die Lippen zerbissen, daß nach den letzten Worten zwei dünne Blutstrahlen über das nackte Kinn rieselten. So grausam hatte noch nie jemand gelacht, so klirrend und spitz war noch nie der Hohn der Bühne gewesen, eine ganze Sammlung von fein ausgeklügelten Folterinstrumenten, und das Publikum jubelte und konnte sich vor Entzücken nicht fassen. Es fühlte sich mitgerissen, selbst daran beteiligt und empfand die Qualen dieses Gehirns wollüstig an sich, wie das Knirschen der Säge in den Operationssälen angenehm durch die eigenen Knochen geht.

Der Theaterarzt kam im Zwischenakt auf die Bühne und fing Hamlet in einer Ecke ein: „Sie reiben sich auf. Was treiben Sie heute?“ Aber Prinz lachte, stieß den Arzt grob von sich und rannte, von seinem verzweifelten Freund begleitet, fort, um Hildemann zu suchen. Seine Angst wirkte auf die übrigen Darsteller, und die Vorstellung begann sich über den Schein der Bühne zur Ahnung gräßlicher Bedeutsamkeit zu erheben. In alle Tiefen durchwühlt, zitterte die Dichtung, und die Schauspieler sahen sich in den Zwischenakten an, als ob sie nun den eigentlichen Sinn aller dieser Vorgänge erfahren müßten.

„Suchen Sie, suchen Sie,“ schrie Hamlet dem Inspizienten, dem Regisseur, den Garderobieren zu, und alle suchten den verschwundenen Laertes.

Als die Szene seiner Rückkehr im vierten Akte kam, war er plötzlich da, betrat die Bühne und fügte sich kalt und steinern in das Spiel, als ob er nicht bemerkte, daß die übrigen sich fürchteten, nahe bei ihm zu stehen. Er besprach mit König Claudius den Mord Hamlets und blieb ruhig und sicher, nur wie von einer heimlichen Freude belebt, als ob sich etwas lang Ersehntes nun endlich unabwendbar erfüllen müßte. Hamlet hörte hinter der Szene, schwer auf den Freund gestützt, alle Heimlichkeiten des Anschlages gespannt an, und es schien, daß er sie wie neue und unerwartete Nachrichten in sich überwinden müsse. Seine Unruhe wurde von einer großen Schwere erdrückt und erstarrte von einem trägen, drohenden Koloß, der aus kleinen, grausamen Augen blinzelt. Aber die Handlung strömte unaufhaltsam weiter und riß über alle Verzögerungen hinweg, die Hamlet im Zwischenakte zu erfinden suchte. Man verlängerte die Pause, und er genoß sie wie eine Gnadenfrist, stumm mit dem Freunde zwischen den Gräbern auf und ab wandernd, die man für die nächste Szene aufwarf.

Auf dem Friedhofe, am Grabe der Ophelia stießen Hamlet und Laertes aufeinander. Es war ein Anprall, der das Publikum erschütterte, und grauenvoll ernst entspann sich das Ringen in dem offenen Grabe, ein Kampf, dem Hamlet mit leeren Augen und wankenden Knien entkam.

Den Beifall des Hauses drückte die Angst, und nur Laertes erschien auf der Bühne, mit langen, seltsam schlenkernden Armen und einem Lächeln, das so durchaus unpassend und verwirrend schien, während

Hamlet hinter der Szene den Freund umklammert hielt.

„Das ist der Tod“ — er keuchte — „das ist der Tod.“

„Unsinn; halt aus, dann ist's zu Ende.“

„Es ist zu Ende . . . ja, denn das ist der Tod. Er hatte mich gefaßt und ließ mich noch einmal los. Hast du nicht gesehen, wie sein anderes Gesicht auftauchte, und als er mich preßte, spürte ich . . . ich spürte . . . er atmet nicht. Er atmet nicht, Mensch!

„Du mußt nachher gleich ins Bett. Du hast Fieber. Es hat dich zu sehr angegriffen. Die Erinnerung ist noch zu stark . . .“

„Sie ist wieder lebendig geworden, sie bringt mich um. Dieser Laertes wird mich töten. Ich will nicht mehr hinaus . . .“

Der Direktor und der Regisseur bekämpften seinen Widerstand, zerbrachen ihn und jagten Hamlet hinaus.

„Herr Prinz!“ rief der Inspizient.

„Gleich.“ Er packte den Freund bei der Schulter und riß sein Gesicht zu sich. „Ich muß dir's sagen, bevor ich gehe. Einer muß es wissen. Du! das damals war kein Zufall. Es war Absicht . . . Mord. Laertes ist ermordet worden, ich habe ihn umgebracht.“

„Herr Prinz!!“

„Ich komme.“ Und Hamlet trat zu Horatio in die Halle des Kampfspieles. Laertes stand in der Nähe, irgendwo zwischen den Kulissen auf sein Stichwort wartend. Man sah ihn nicht, aber man wußte, daß er hier war und daß ihn nichts hindern würde, die Bühne zu betreten. Von der Angst des Freundes

und seinem Geständnis verwirrt, wagte Rietschl nicht, ihn zu suchen und sah nur, wie sich die Vorgänge der Bühne hinschleppten, wie sich die Worte Hamlets zögernd und um kleine Aufenthalte bemüht folgten. König Claudius setzte seine ausdrucksvollen, aufgeregten Gebärden fast in das Gesicht des Theaterarztes, dann riß auch ihn der Wirbel der Handlung hinaus, wo eine seltsame Spannung zitternd auf ihre Erlösung wartete.

Hinter Rietschl machten zwei Feuerwehrleute halblaute Bemerkungen: „Der Hamlet, der spielt heut, das is a Pracht."

„Jo, der spüllt . . . wie auf Tod und Leben."

Plötzlich stand Laertes unter den Personen der Szene. Rietschl sah, wie sich alles ihm zuwandte, zugleich angezogen und abgestoßen und wie sie sich unwillkürlich um Hamlet als einem entgegengesetzten Pol zu sammeln suchten. Das Gefüge des Dramas schwankte, wie ein vom Sturm berannter Turm, ohne Gefahr des Sturzes, aber genügend, um das Zittern des Baues zu fühlen. Laertes stand unter den Höflingen, schlank, geschmeidig, lächelnd, und es schien Rietschl nun selbst, als ob dies nicht Hildemann sein könne. Er spielte verheißungsvoll mit der Klinge und zwang ihre Geschmeidigkeit zu tollen Linien, die einen Augenblick wie Zeichen in der Luft standen.

Der Kampf begann. Die Klingen fanden und banden sich, zischten wie Schlangen und begegneten sich in wilden Stößen und Paraden. Sie waren rasch und heimtückisch, lauernd und brutal, belebte Wesen, die am Rande eines Abgrundes miteinander ringen.

Der Kampf zog sich in die Länge, weit über die Dauer eines bloßen Spieles hinaus, und während der Regisseur verzweifelt auf Fortinbras einsprach, sah Rietschl entsetzt, daß sich Hamlet im Ernst zu wehren hatte und daß ihn Laertes mit einem tollen Feuer von Stößen bedrängte. Um diesen Kampf bildeten sich Gruppen von Zuschauern, die der unbesonnenen Mimik wirklicher Angst folgten, und selbst die toten Massen der Statisten belebten sich.

Da sah Rietschl, daß Laertes mit einem Doppelstoß Hamlets Brust berührte und daß er die Klinge lächelnd und langsam zurückzog. Hamlet stürzte, bäumte sich auf, griff nach dem Halse und fiel zurück. Er langte mit krampfigen Fingern nach dem Kleide der Königin und wälzte sich röchelnd zur Seite.

„Vorhang, Vorhang!" schrie der Regisseur, der Theaterarzt rannte Rietschl fast um und drängte sich zu dem Gefallenen. Während der Regisseur vor dem Vorhang in das unruhige Murmeln des Publikums von einem kleinen, bedauerlichen Unfall sprach und um geordnetes Verlassen des Hauses bat, untersuchte der Arzt den Körper des Verunglückten.

Hamlet war tot.

„Laertes, Laertes ... wo ist Hildemann?" schrie der Direktor, und der Polizeikommissär rannte davon, um ihn zu suchen. Aber Laertes war verschwunden.

Ein Postbote durchbrach den Kreis der kreischenden Frauen und verstummten Männer mit einem Telegramm an den Direktor. Es enthielt eine sonderbare Nachricht. Der Zug, mit dem Hildemann zur Abendvorstellung eintreffen wollte, war auf halbem Wege durch einen

Schienenbruch verunglückt. Es gab zwei Tote und einige Schwerverletzte. Und sobald man in der nächsten Bahnstation die Identität der Verunglückten festgestellt hatte, beeilte sich der Stationsvorstand, die Direktion davon zu verständigen, daß man das Ausbleiben Hildemanns durch seinen Tod entschuldigen müsse.





Der sechste Gesell.

Der Wald an der böhmischen Grenze ist immer finster. Bei Tage wohnt die furchtsame Schwester der Nacht in ihm: die Dämmerung. Wenn aber die Nacht über die Berge kommt, dann heult der Wehrwolf im Dickicht, und im Hochmoor würgt der tückische Moormann den Hirsch, bis er röchelnd versinkt. Der Himmel schwingt eine blutige Geißel über die Finsternis, und unten in der Ebene brennt ein Gehöft.

Die beiden Gesellen stolpern über die krumme Landstraße. „Bin des Vermeinens," sagt Christian, „hier müsse schon bald die Schenke sein."

Der andere lacht boshaft: „Wenn sie nicht gar der Teufel in seinem abscheulichen, stinkigen Rachen hinabgeschluckt hat, ehrlichen Handwerksgenossen zu Trutz und Verdruß."

Sie stolpern weiter. Die blutige Geißel am Himmel zackt um sich, wie ein breiter, fressender Feuerschein. Aber sie zeigt nur an, sie leuchtet nicht, und die zwei Gesellen rennen sich die Köpfe an den Bäumen ein. Endlich ist vorne ein Licht.

„Heda, Herberg'! Bürstenbinder und Böttcher sind auf dem Wege."

„Soll euch der Eingang vergönnt sein." Der Wirt steht breit in der Türe. Hinter ihm ist Licht und Labung, Herd und Haus. Am breiten Tisch sitzen schon drei. Es riecht nach gebratenem Fleisch, und den zwei Gesellen ziehen sich die Magen zusammen. „Mit Verlaub'!" Der Christian und der Gotthold stellen ihre kleinen Bündel in die Ecke und lehnen ihre Wanderstäbe dazu. Dann rücken sie an den Tisch.

So sitzen sie jetzt beisammen, stützen die Ellenbogen auf und geben den Gestank der Wanderer von sich: Schweiß und Staub und das Knurren unbefriedigter Gedärme.

Fünf Weggesellen, die der Zufall und die Nacht in dem einsamen Wirtshaus an der böhmischen Grenze zusammengeworfen hat.

Christian Borst, der Bürstenbinder.

Gotthold Schlägel, der Böttcher.

Sebastian Springer, der Feuerwerker.

Johannes Ambrosius, der Bänkelsänger.

Georg Engelhardt Löhneiß, der Freßkünstler.

Das ehrsame Handwerk will nach Sachsen, ins Meißensche, bei einem ehrlichen Meister Arbeit und Kost nehmen.

Die drei Fahrenden aber wollten nach der anderen Seite, ins Böhmische. In Goldenstein ist morgen Markt.

Jeder geht seinem Leben nach und greift mit zitternden Händen nach der grünen Seifenblase des Glückes. Sie sitzen an einem Tisch und stützen die Ellenbogen auf und wissen nicht mehr voneinander,

als ihre staubmüden, stumpfen Augen sehen. Jeder ruht in einer anderen Welt, in einer furchtbaren, fressenden Einsamkeit und kann dem anderen nichts sagen; ihre Seelen fallen wie tote Falter mit ausgebreiteten Flügeln langsam, langsam immer tiefer ins Bodenlose an glitzernden Weltsystemen und weißgedehnten Milchstraßen vorbei aus einer traurigen Öde in eine noch traurigere . . .

Die zerfleischende Angst alles Lebendigen peitscht sie mit eisernen Zacken . . .

Aber der Zufall und die Nacht haben sie in dieses einsame Wirtshaus geworfen. Sie wollen ihr Zusammensein feiern. Es ist eigentlich kein Grund zur Feier, wenn nicht das Glück, den Schein eines Menschen vor sich zu haben, der vielleicht ebenso leidet, wie der, der so fragt und sich abquält, ohne es zu wissen.

Sie wollen saufen.

Vom Herdfeuer her kommt ein starker, roter Strahl. Ein lauter Widerschein von einer kupfernen Bratpfanne. Die junge Wirtin und die Magd haben ein Stück Fleisch dareingetan, mit Pfeffer, Salz und Zwiebeln. Der Johannes Ambrosius hat's angeschafft. Er bezahlt's. Es schmort und zischt in der Bratpfanne. Die Gesellen unterbrechen ihr Gespräch und horchen, wenn das Fett hoch aufspritzt. Der Wirt hat sich zu ihnen gesetzt, und sie reden allerlei dummes Zeug: von Zeitläuften, vom Türken und vom Spanier, Weisheit der Landstraßen, Brocken von vorgestern.

Dazu kauen sie einstweilen trockenes Brot, um die Magen zu füllen. Denn das Pfefferfleisch langt nicht für alle zum Sattwerden. Das Schenkmädel

aber muß schon jetzt fleißig laufen und die Zinnkannen mit böhmischem Bier füllen. Wie wird das erst sein, wenn das Pfefferfleisch im Hals brennt.

Die drei Fahrenden zahlen für alle, denn morgen gibt's wieder Geld. Also:

„Sa . . . sa . . . sa, Ihr teutschen Brüder
säuft Euch sticke — wicke voll,
und wer fällt, erheb' sich wieder
narrenschweinegöttervoll . . .
lillelalle, rickeracke
taumelt in die Seligkeit,
schmaußt mit vollgestopfter Backe,
Sa, sa, sa . . . und sauft und schreyt:
Gaudeamus, glim, glam, Gloria,
alles war schon einmal da."

Das klingt. Die alten, dicken Zinnhumpen an den Wänden summen mit, und das Glaszeug klirrt fein und vornehm dazwischen. Aber es ist keine Fröhlichkeit, sondern Angst, die sie treibt. Und selbst die Flammen des Herdes scheinen zu zittern und zaghaft zu züngeln. Oben in der Ecke hängt eine schwarze Schattenlarve, die im roten Lichte baumelt.

Und wenn es stille wird, dann sehen sich die Gesellen und der Wirt an, und jeder fürchtet das erste Wort zu sagen. Das Schenkmädchen erschrickt über das Klappern der Krüge, die sie am Faß füllt, die Wirtin möchte das Fleisch aus der Pfanne reißen, damit es nicht spritzt und sprüht; das Gespräch geht mühsam und schwer wie ein alter Bettler, der im Gehen schläft.

Dazu saufen sie aber alle aus Leibeskräften.

„Das Saufen ist doch ein recht erbärmlich, ab=scheulich, säuisch, widernatürliches Laster," sagte der Johannes Ambrosius. Er ist ja ein entlaufener Prediger und hält noch manchmal das Wirtshaus für die Kirche.

Der Bürstenbinder macht einen ungeheueren Zug: „Mit rechten Worten das eigentlich teutsch Laster zu nennen."

„Jawohl," sagte der Freßkünstler und klopft auf seinen Bauch, der so groß ist wie eine Landsknecht=trommel, „aber es nährt seinen Mann."

Das Pfefferfleisch ist fertig und wird aufgetragen. Wie die Wirtin an dem Feuerwerker vorbeikommt, zwickt er sie von hinten in die Schenkel. Die Wirtin quiekt, die Gesellen lachen, der Wirt schmunzelt. Macht nichts, das kommt nachher in die Zeche; wenn nur fest getrunken wird.

Nach dem Pfefferfleisch wird der Durst wie ein wildes Tier. Das böhmische Bier ist ganz leicht, aber seine Massen verwirren die Köpfe und legen roten Dunst vor die Augen. Die Schatten, die hinter den Gesellen an der Wand lehnen, werden lebendig und taumeln hin und her . . . lillelalle . . . rickeracke . . . O, es gibt noch andere schöne Lieder . . .

„Frau Venus auf dem Lotterbett,
jouche — jouche dudeldumm,
so gut es einer bei ihr hätt',
jouche — jouche dudeldumm,
Herr Bacchus ist doch größer,
er jagt uns in der Welt herum,
er macht uns lahm und macht uns krumm
und g'fällt uns dennoch besser,
jouche — jouche dudeldumm . . ."

Laut . . . brüllend . . . der Löhneiß schreit: „Gesellen, daß mir der Teufel einen Wunsch frei ließe. Meinen Tod wollt ich mir in Gnaden ersaufen, daß mir die Augen an das Firmament spritzen und meine Eingeweide der Welt um den Bauch sich schlingen.

Und die anderen schreien alle: „Ich auch, ich auch."

Da geht es durch die wirren Schatten hinter dem Tisch, wie ein Windstoß, sie neigen sich alle und streben zueinander hin und vereinigen sich zu einem scheußlichen Klumpen. Arme, Beine, Leiber und Köpfe schieben sich übereinander und bilden einen einzigen Körper. Ein breiter Hut mit hinten wallender Feder, ein rostiger Degen; ein Kerl vom Passauer Kriegsvolk, wie sie versprengt in ganz Böhmen hausen, steht in der dunklen Ecke.

Niemand hat das gesehen. Nur das Schenkmädchen. Das Entsetzen reißt ihr Augen und Mund auf und macht ihr den ausgestreckten Arm steif. Der Kerl kommt aus der Ecke hervor, schlägt die Beine über die Bank und sitzt nun plötzlich mitten unter den Gesellen. Aber die sind samt Wirtin und Magd schon so betrunken, daß sie das gar nicht verwunderlich finden.

„Hopla," sagt der Kerl, „heda, frische Kannen und anderes Bier. Was wollt ihr? Ich traktier. Brayhahn, Hamburger, Einbecker, Windisch, Arnstädter, Zellisch Bier, Gose, Muhme oder englisch Bier?"

„In unseren Kellern liegt nur böhmisch Bier," sagte der Wirt zerknirscht.

„Ach was, Eure Keller . . . wenn ich traktier, dann bleibt mit Euren Kellern weg.

Die Gesellen sind für englisch Bier.

Der Passauer winkt. Aber das Schenkmädchen rührt sich nicht, steht nur mit ausgestrecktem Arm und offenen Augen. Da lacht er und winkt noch einmal. Und die Krüge kommen von selbst durch die Luft und stellen sich vor die Gäste und die Wirtsleute. Ein schönes schwarzes Bier schäumt über.

„Ein gutes Kunststück," lallte der Feuerwerker. Dann trinken sie. Ah!

„Ihr seid ein Taschenspieler," sagte der Löhneiß, „wollt wohl in Goldenstein morgen durch des Teufels Fertigkeit Geld machen."

„Nein, ich hab mich gerade nur heut und euch zu Ehren hier eingefunden. Aber fort mit dem kleinen Zimpergeschirr. Für rechte Gesellen die rechten Kannen."

Da geht die Türe auf. Und herein kommen, eins hinter dem anderen, aus Küche, Keller und Stall die allergrößten Geschirre, als ob sie Füße hätten: Kübel, Zuber, Eimer, Kessel, Milchkannen. Sie klettern auf den Tisch. Vor die Magd stellt sich das Geschirr aus ihrer Kammer. Und sogleich sind alle mit Bier gefüllt. Der Schmutz klebt überall fingerdick um Rand und Henkel, Fett und Ruß sind in Schichten übereinander. Aber das macht nichts. Sie trinken, und es schmeckt ihnen. Sie trinken die ungeheuren Geschirre auf einen Zug aus. Der Wirt den Abtropfkübel, die Wirtin den Milchzuber, der Feuerwerker den Feuereimer, der Bürstenbinder den Wäschekessel, der Bänkelsänger das Gurkenfaß, der Böttcher den Wasserbottich, der Freßkünstler das Regenfaß und die Magd das Nachtgeschirr. Es ist, als ob das Bier in einen Abgrund ränne.

Nur ein Plätschern und Rauschen, wie von einem Sturzbach.

„Nun will ich Euch ein ganz besonders köstliches Bier zu kosten geben, was jeder am liebsten trinken mag."

„Ein Roßmarin=Bier, das denen Melancholicis so ausbündig gut ist, sagte der traurige Johannes Ambrosius.

„Skordien=Bier, das wider Gicht und colicam hilft," der Wirt.

„Alantwurzel=Bier, förderlich gegen der Weiber Blödigkeit," der Feuerwerker, indem er seine Hand unter die Schenkel der Wirtin schiebt.

„Lawendel=Bier, welches das Haupt stärkt und ein köstliches Ding ist wider den Schlaf," der Bürstenbinder und schnauft gewaltig in seinem Fett.

„Melissen=Bier, das das Herz stärkt und gegen die Schwangerschaft hilft," die Wirtin.

„Salbeien=Bier, von dem die wackelnden Zähne feststehen und das Zittern der Kniescheiben und anderer Gliedmaßen schwindet," der Böttcher, der immer das Herbstreißen hat.

„Nelken=Bier, das den Magen so wie Eisen macht und ausweitet wie ein Haus," der Freßkünstler.

„Wermut=Bier, welches die Würmer aus dem Gehirn vertreibt und wider die Dummheit gut ist," die Magd.

„Geschehen," sagte der Taschenspieler, und aus den Zubern, Eimern und Kübeln steigt ein vielfarbiger Dampf, der wie ein ganzes Indien riecht. Scharf und süß, weich und herb, bitter und mild, heiß und kühl.

Sie trinken alle und loben den Meister.

„Wollt Ihr uns nicht Bescheid tun?“

„Ich komme schon,“ und er zieht einen silberbeschlagenen Totenkopf hervor, aus dem er trinkt. Der Kopf hat silberne Ränder um die Kinnladen, daß die Zähne matt glänzen, silberne Ränder um die steilen Nasenlöcher, die Augenhöhlen mit Silber ausgeschlagen, daß der Herdschein rot in ihnen flimmert, und die Schädeldecke ist weggehoben, daß man bequem daraus trinken kann.

„Der Teufel hat Euch einen prächtigen Zauberbecher beschert,“ brüllte der Freßkünstler. Und die Wirtin kreischt, weil sie vergnügt ist und weil sie der Sebastian Springer kitzelt: Ihiihihi . . . hahi . . . hihi . . .

Aber der Sebastian Springer ... ha, der Springer, das ist einer. Er will das Kunststück, das der Kerl macht, nicht gelten lassen. Er kann auch etwas . . . halloh! Übrigens der Totenkopf, der macht ihm durchaus kein Grausen, den gibt's in jeder Jahrmarktsbude. Er zieht einen Frosch aus der Tasche hervor und zündet ihn an. Pschurrrr . . . rrr r. . . rrr . . . das Vieh hüpft im Zimmer umher . . . kak . . . kak . . . kak . . . auf den Tisch, zwischen die Kannen und Eimer . . . aufs Fensterbrett . . . kaks . . . jetzt zerspringt er . . . nein . . . er hüpft auf den Herd und wird immer größer, wie ein wirklicher Frosch, aber glühend.

Noch größer . . . dem Sebastian Springer steht jedes Haar zu Berg . . . jetzt ist er schon so groß wie ein Kettenhund und glotzt mit feurigen Augen herüber. Pschurrrr . . . bösartig und wild, wie ein Donnerwetter. Der Feuerwerker weiß jetzt, daß ihm der

sechste Gesell einen Streich gespielt hat. Aber er gibt sich noch nicht. Er zieht seine größte Schlange aus dem Sack und zündet sie an. Langsam steigt sie aus der Asche, grau und unscheinbar, einen Aschenringel nach dem anderen über den Tisch schiebend, zwischen die Kannen und Eimer . . . einen Aschenringel nach dem anderen . . .

„Höllenbraten, hör auf," schreit der Springer, und will sie zerdrücken. Aber da färbt sich die Schlange schön grün und dunkelblau, in Streifen über den ganzen Körper und ringelt und züngelt und Funken sprühen über den ganzen Körper, und immer länger wächst sie aus der Asche, und vorne ist ein kleiner, lebendiger Kopf daran mit schwarzen, spitzen Augen.

Sie kriecht über den Tischrand, über den Fußboden, auf das Schenkmädchen zu, das noch immer mit weit offenen Augen und ausgestrecktem Arm dasteht, an ihr hinan, windet sich wie ein Armband um das Handgelenk, legt einen Ringel neben den anderen bis zur Achsel und sucht dann mit der kleinen, roten Zunge ihren Mund . . .

Da fängt der Johannes Ambrosius an zu weinen. Er weint über das Elend der Welt, über sein verlorenes Leben und darüber, daß seine Urgroßmutter so jung sterben mußte. Seine Tränen sind so groß wie Taubeneier und lassen auf den Backen tiefe Furchen zurück. Sie versengen seine Kleider wie feurige Kohlen, und wo sie auf den Fußboden fallen, brennen sie große Löcher aus.

„Wer reif ist, der falle ab," sagte der sechste Gesell.

Und da weint der Johannes Ambrosius noch

stärker. Schon sieht man die weißen Knochen der Kinnladen in seinem Gesicht, und die Nase ist von den Tränen ganz weggefressen. Sein Körper sinkt zusammen, wie Butter an der Sonne und ist ganz durchweicht von der brennenden Nässe seiner Tränen.

Darüber muß der Bürstenbinder so furchtbar lachen. Zuerst nur so, wie altes Eisen klirrt. Dann so, wie ein Wagen mit Steinen über die Brücke fährt, und zuletzt so, wie die Erde bebt. Die Fensterscheiben zittern, und der Tisch wankt. Er wird rot im Gesicht. Purpurrot, wie die Sonne untergeht; dann schwarz wie die Schauben der Ratsherren, und endlich wird er ganz schwarz wie eine dunkle, mondlose Nacht, immer schwärzer, so wie die Welt vor dem ersten Licht. Sein Bauch ist dabei aufgeblasen, daß er bis zur Decke reicht.

„Wer reif ist, der falle ab," sagte der sechste Gesell.

Da ist ein plötzlicher Schlag, daß alle Lichter verlöschen und ein Wind, als ob der Sturm ins Haus gefahren wäre. Wie wieder Licht wird, ist der Bürstenbinder verschwunden. Seine Eingeweide kleben nur hier und da an der Decke, sein Gehirn über der Eingangstür, und seine Beine liegen oben auf dem Ehrenhumpen, der auf dem Sims steht.

„Pschurrrr . . . kaks . . ." macht der glühende Frosch vom Herd her.

„Wir aber wollen des traurigen Falles nicht weiter gedenken und uns dem edlen Weintrank widmen," sagte der schwarze Kerl.

Sie trinken jetzt edle Weine: Malvasier, Rheinfall, Neckarblume und Gewürzweine, Borago-, Ochsen-

zungen=, Fenchel=, Anis=, Nägelein=, Augentrost=, Jsop=, Wacholderbeer=, Lorbeerweine. Weine, die man heißt: „Gib=mir=die=Unschuld=wieder", „Freu=dich=recht", „Geh=nicht=fort", „Pfeif=auf=die=Welt", „Guck=ins=Glas", „Setz=dich=fest", „Sauf=dich=an".

Und damit der Wein nicht ohne Zukost sei, schwimmen in den Zubern kleine lebendige Fischlein, Froschlaich und junge Aale.

Immer heißer, immer heißer . . . es rauscht in den Kehlen, wie Sturzbäche in engen Schluchten. Die Wirtin geht beiseite, schnürt die Mieder auf und bindet die Röcke ab, kommt dann wieder und trinkt weiter... jouche ... jouche ... glim ... glam ... gloria!!

Ach, der gute Johannes Ambrosius; auf den haben sie ganz vergessen. Wo ist der? Sie suchen und rufen: Johannes Ambrosius. Aber der ist nicht mehr da. Nur auf der Bank ein großer, nasser Fleck, in dem noch die letzten glühenden Tränen brodeln und zischen.

Der Wirt und der Böttcher machen einander Vorwürfe, daß sie nicht besser aufgepaßt haben: „Ein so treu=verständiger Fahrtgenoss' und Trinkgesell." Die Augen stehen ihnen starr und gläsern wie Fäuste aus den rotgeschwellten Gesichtern. Und dann streiten sie heftig weiter über Gicht und Zahnschmerzen, weil sie vergessen hatten, worüber sie zu streiten anfingen. Sie streiten um die Krone der Schmerzen. Der Wirt will seine Gicht über alle Qualen erheben, und der Böttcher preist seine Zahnschmerzen als die Hölle auf Erden. Ihre Köpfe werden von Zorn so groß wie Kürbisse, und endlich springen sie einander an die Gurgel, ver=

beißen sich, fallen zu Boden und wälzen sich nun in den Winkeln herum, brüllend, stampfend und blutend.

„Wer reif ist, der falle ab," sagte der Passauer, der immer stumm an seinem Platz sitzt.

Da packen die beiden mit neuer Wut an und zerren einander herum, als ob sie die Seelen aus den Körpern rütteln wollten. Dem Wirt gelingt es, dem Böttcher einen Arm auszureißen. Er haut den braven Burschen damit unaufhörlich über den Kopf. Aber der Böttcher nicht faul, springt dem Wirt mit beiden Füßen in den Bauch, daß die Stiefel im Rücken wieder hervorkommen.

„Pschurrrr!" macht der glühende Frosch auf dem Herd und schüttelt sich vor Lachen. Auch die Schlange kichert, und alle die Zuber, Eimer und Kübel fangen an zu grinsen. Beide sind sie hingefallen. Der Böttcher kann seine Beine nicht mehr aus dem Leib des Wirtes reißen und schreit fort, man solle ihm die Stiefel ausziehen. Der Wirt stirbt. Aber in der Qual des Sterbens greift er noch rasch nach dem Gesicht des Feindes und reißt ihm mit einem Ruck die vorquellenden Augen heraus. Aus den leeren Höhlen schießt eine trübe, stinkende Flüssigkeit, zersetztes, gärendes Bier und Wein mit Stücken von Fischlaich und matt sich schlängelnden Aalen. Der Böttcher sinkt und stirbt.

Der Feuerwerker und die Wirtin aber machen sich gar nichts daraus, daß dem Wirt der Bauch eingetreten wurde. Sie können jetzt ungestörter lieben. Und sie fangen gleich damit an.

Der sechste Gesell hat eine kleine, kreischende Flöte

hervorgezogen und bläst darauf. Die Flöte regt die beiden nur noch mehr auf. Der Feuerwerker hat die Wirtin auf den Schoß genommen und reißt ihr die Kleider ab. Sie schreit und wirft sich an seinen Hals. Und dann fallen sie übereinander her, wie die Tiere. Er wühlt in ihr, wie der Gießer im flüssigen Metall. Ihre Arme sind Klammern und machen den Körper des Mannes hohl, daß sich die Enden wie geklemmte Ruten aufwärts krümmen. Kopf und Beine hoch oben, nur seine Mitte auf dem Leib des Weibes.

„Wer reif ist, der falle ab," sagte der schwarze Kerl.

Ein spitziger, giftheißer Schrei. Ein einziger Schrei. Blut kommt aus dem Rücken des Weibes hervor, zickzackt über den Boden und mischt sich mit der Tränenmasse des unglücklichen Johannes Ambrosius, der flüssigen Innerlichkeit des armen Gotthold Schlägel, dem Tran des verewigten Christian Vorst und den Eingeweiden ihres eigenen, seligen Gatten. Mit einem dürren Knacks drückt sie im Krampf die Wirbelsäule des Feuerwerkers durch, seine emporgebogenen Enden sinken herab, auf einem Seufzer entflattert seine Seele. Schlaff liegt sein toter Körper auf der Toten.

Der Magd bleibt über diesen Dingen der Verstand stehen.

Der schwarze Kerl blitzt sie aus schiefen Augen an und murmelt nachlässig: „Wer reif ist, der falle ab." Da beginnen die Würmer, die jetzt, weil der Verstand stehen geblieben ist, nicht mehr umgetrieben werden, aus dem Gehirn auszukriechen. Garstige, weiß-graue Würmer, zugleich aus Nase, Augen, Ohren und

Mund. Sie wimmeln und ringeln, zucken vor und zurück, als ob sie die Luft nicht recht vertragen würden. Sie wollen zurück. Aber andere drängen nach. Rote, blaue und grüne Würmer. Sie beißen einander und bäumen sich auf. Sie hängen wie veilchenfarbene Locken, die an unrechten Stellen gewachsen sind, aus Augen und Mund. Veilchenfarbene, bewegliche Locken. Ach wie schön! der Kopf der Magd ist wie ein alter Käse, durchlöchert und weich, und langsam rinnt ihr der Brei über die Schultern . . .

Da weiß der Freßkünstler, wer der schwarze Passauer ist. Aber ein rechter deutscher Freß- und Saufkünstler ergibt sich nicht. Er schmeißt das dem Teufel ins Gesicht und trotzt ihm auf.

„Gut," sagt der Teufel und nimmt die Wette an. Der Freßkünstler betet schnell zu seinem Patron, dem heiligen Ulrich, und hofft, daß er gewinnen wird. Er hat bis jetzt noch jedesmal gewonnen. Zuletzt in Augsburg gegen einen dicken Pommern, den er um drei Kalbskeulen schlug.

Sie fangen also von vorne an. Der Freßkünstler bedauert nur, daß niemand zuschaut, weil niemand mehr da ist, als das versteinerte Schenkmädchen. So schön hat er noch niemals gegessen und getrunken. Selbst nicht in Nürnberg, wo er drei Groschen Eintritt nahm. Zuletzt wird dem Teufel sehr übel. Und er sieht ein, daß selbst er gegen einen richtigen deutschen Freßkünstler nicht aufkommt. Aber der Morgen graut schon, und er muß hier bald fertig werden. Da neigt er sich zu dem Künstler: „Eure Kunst in Ehren, Meister Löhneiß, da seid Ihr mir fast über. Aber ob

Ihr Euch wohl dessen bewußt seid, was Ihr hier zu Euch genommen habt."

„Ich denke, schwarz-englisch Bier, Gewürzwein und gebrannten Wein. Drei mächtige Ochsen, zwölf Tellerkäse, neun Spansäue und sechs Schock harter Eier. Brot nicht zu zählen."

„So schien's. Doch in Wahrheit war es der Speck eures verstorbenen Großvaters und die wässerige Milz eurer toten Großmutter, der Saft von krepierten Hunden, die man auf dem Felde verscharrt hat. Eiter und Fäule alles jemals lebendig Gewesenen, die in Brot gewachsen und in Tieren wieder lebendig geworden, zu Wein und Bier verwandelt worden. Der alte Herr da oben ist nicht so reich, daß er etwas wegwerfen könnte. Aber er versteht es, den Geschmack zu verändern. Das ist es."

Da sagt dem Freßkünstler ein erhellendes Licht, daß der Teufel die Wahrheit gesprochen hat. Und der Ekel kommt wie ein schleimiger Molch aus dem Magen hervor, kriecht ihm in die Kehle und setzt sich hier fest. Er quillt an und will ihn ersticken. Der Löhneiß springt auf, rennt im Zimmer auf und ab und brüllt. Er kratzt an den Wänden und zerreißt mit den blutigen Fingern sein Gesicht. Der Wahnsinn steht mit seiner Geißel hinter ihm und peitscht ihm Funken aus den Gliedern.

„Wer reif ist, der falle ab," sagt der Teufel ganz leise. Es tut ihm fast leid um diesen tüchtigen Mann.

Der Freßkünstler springt zum Tisch, reißt ein Messer auf und sticht es sich in den Bauch. Mit aller Kraft dreht er es schnell im Kreis. Ein großes Stück

der Bauchwand fällt heraus, der Magen, die Eingeweide rutschen zu Boden, und in dem greulichen Gestank erkennt er, daß sich alles in ihm schon wieder zu Eiter und Fäule zu wandeln beginnt.

„Es ist die Wahrheit,“ schreit er, fällt hin und ist tot.

Da erhebt sich der Teufel. Seine schwarze Gestalt füllt fast die ganze Hütte. Er sieht um sich und lächelt. „Ein gutes Stück.“ Dann schreitet er hinaus. Wie er an dem Schenkmädchen vorbeikommt, um dessen noch immer ausgestreckten Arm ein graues, vielgewundenes Aschenarmband hängt, gibt er ihr einen Stoß. Der Leichnam fällt zu einem kleinen Häufchen Asche zusammen . . .

Draußen kriecht die Dämmerung durch den Wald. Im Osten ist ein gelbes, krankes Licht. Die blutige Geißel am Himmel verlodert und verblaßt.

Der Teufel läßt sich auf die Hände nieder . . . Mantel und Degen fallen ab, ein struppiger Pelz schießt um seinen Körper an, und ein buschiger Schwanz streckt sich hinten ab. Heulend trabt er in den Wald hinein.

In der Ferne antworten andere Wehrwölfe mit heulendem Winseln. Unten in Goldenstein läutet ein schwaches, zitterndes Glöcklein zur Frühmesse.



Altenburg.
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

